Hoffmann. Hoffmann

Herz u. seine Freunde von Friedr. Jacob. Berlin 1852. 26 Sgr.

M. Bg. o. 294a

hut

Quintus Horatius Flakkus

als Mensch und Dichter.

Eine Schutz- und Trutzschrift zur Einleitung in seine Werke

von

Dr. W. E. Weber,

Professor und Direktor der Gelehrtenschule in Bremen.

Jena,
Carl Hochhausen.
1844.

Ihro Magnificenzen,

den Herren Bürgermeistern der freien Hansestadt Bremen,

Dr. Johann Smidt,

Dr. Simon Hermann Nonnen,

Dr. Michael Duntze,

Dr. Johann Daniel Noltenius,

eines blühenden und glücklichen Freistaates

wohlverdienten und Wissenschaft ehrenden
Lenkern

in reiner Hochachtung

zugeeignet.

Vorrede.

Eine solche wird da kurz seyn dürfen, wo das Buch selber nur eigentlich eine Vorrede, wenn schon zu einem unerschöpflichen Thema, ist. Denn mögen wir die Alten, nach neuster Mode, wirklich bloss als ein Spielgeräthe für die Jugend, das man kurz und gut, insofern dieselbe einen Ableiter ihres Muthwillens nöthig macht, mit jedem wohlfeiler geschnitzten und desto prächtiger lackirten Nürnberger Tand vertauschen könnte, oder doch auch noch als einen Trost müder Tage und ein Lebenselixir erschlaffter Kräfte betrachten, sie haben es, wie Alles ein für allemal, weil es eben nicht todt zu schlagen ist, immer wieder Auftauchende und seine Ehre Zurückfordernde, an der Art, in jeder frischen Generation frische Seiten der Betrachtung hervorzurufen, d. h. die in ihnen ewig strömende Quelle geistiges Lebens in immer neuer, sich dem selbst immer neuen Leben der Geschlechter wahlverwandtschaftlich amalgamirender Natur, wirksam zu zeigen und so die nach ihrer ganzen selbstquälerischen Pedanterei und

Staubaufblasekunst Niemandem so sehr als ihrem eignen Träger und Dienstmann zu Zeiten unheimliche Philologie unsterblich zu erhalten. Auch Biographieen des Horatius werden nach der vorliegenden wieder geschrieben werden: der Vf. ist persönlich am Weitesten davon entfernt, mit der seinen diess Geschäft ein für allemal abgethan zu erachten. Ihm schien zunächst der Zweck einer solchen Arbeit der seyn zu müssen, dass der angehende Freund des Dichters in einen ausreichenden Auffassungspunkt der lebendigen Erscheinung eingeleitet würde und vor Allem dasjenige Verständniss erhielte, ohne das freilich alle Lektüre der antiken wie der modernen Klassiker müssiger Zeitvertreib seyn und bleiben muss: dass nämlich hier auf dem Grund und Boden einer selbstständigen, ehrenwerthen Menschengesinnung die Blüthen eines lebenskräftigen, tiefanregenden, anmuthvollen Dichtergeistes in einer unverächtlichen, lebenzündenden, wahre Bildung lauter und energisch fördernden Fülle aufgesprosst seyen, und wir also wirklich noch Ursache haben, den Horatius fortzulesen, statt ihn mit solchen Scribenten, aus denen man bloss Vokabeln auszieht, unter die Bank zu werfen. Den Zusammenhang zwischen dem Dichter und dem Menschen herzustellen, in einer Zeit, wo die Idee des subjektiven Menschenwerthes eine für die Fortschritte des gesellschaftlichen Da-

seyns unermesslich folgenreiche Rolle zu spielen berufen ist, schien mir der wesentlichste Gesichtspunkt meines Unternehmens zu seyn; wobei denn natürlich, dass auch das unscheinbarste Produkt der Horazischen Muse in eine möglichst evidente Beleuchtung seiner subjektiven Bedingungen, besonders seiner Entstehungszeit, gelangen müsse, um so seinerseits zur Totalanschauung des Meisters und der Werke herangezogen werden, aus dieser selbst aber gegenseitig eine wünschenswerthe Klarheit empfangen zu können, als eine in der Sache liegende Folgerung sich ergab. Ich war dabei veranlasst, nach verschiedenen Seiten desselben Feldes hin polemisch aufzutreten, will aber gleich von vornherein bemerken, dass es mir, auch wo ich am Rundesten heraus gesagt habe, was mir um's Herz war, niemals um Anfechtung der Personen, sondern allezeit bloss des Princips, aus welchem mir deren Aeusserungen im Lichte der Wissenschaft aufgefasst werden zu müssen schienen, zu thun gewesen ist. Da bin ich gegen zweyerlei, was mir an wissenschaftlicher Forschung ein für allemal unzulässig bedünkt, wohl hin und wieder in meinem Tone lebhaft, ja herb geworden (denn ich habe die Art alla prima zu arbeiten und richte meine Feile mehr auf das Sächliche als auf die Einkleidung): *erstens* gegen übereilte Folgerungen, welche sich dem äusseren Scheine nach auf

gründliche Ausführungen stützen, ohne doch die Gründlichkeit zu erwahren; denn diess häuft in gelehrten Untersuchungen ein trügerisches Treibeis an, welches oft Jahrhunderte unaufgethaut stehen bleibt und einen vesten Boden zu gewähren lügt, während es doch eitel Wasser ist und nur die Irrthümer verewigt. In unsern Tagen nun, wo man sein Brot durch tausend glücklichere Spekulationen als durch die Zimmerarbeit am Gebäude der Wahrheit verdienen kann, und wo der Nimbus eines tiefen Wissens, der prächtige Citatenprunk und die Lichtschimmer der Belesenheit, Niemandem mehr zum Verdienst angerechnet, sondern eher als veraltete Lächerlichkeit ausgelegt wird, hat kein Philolog Ursache zu thun, als habe er untersucht, was er gar nicht oder nur halb untersucht hat; und giebt er sich gleichwohl davon die Miene, so kann er dem Vorwurfe der Seichtigkeit oder der Eitelkeit, zweyer Dinge, die jeden Gelehrten entstellen, und in einem Zeitalter wirklicher Vernunftherrschaft einen Theil jener auf den Tod zu bekämpfenden Frivolität bilden, derentwillen allein diese Herrschaft noch keine allgemeine Anerkennung findet, durch nichts entgehen. Solche Untugenden aber halte ich meines Ortes schlechthin für vogelfrei und sehe nicht ein, wesshalb man sie so subtil anfassen sollte, um ihnen nicht ihre Blösse zuweilen derb in's Gesicht zu reiben.

Zweytens dann gegen diejenige Neutralität der Gesinnung, die sich schlechthin bei keinem Resultate der Forschung betheiligen will und käme zuletzt heraus, dass nicht ein Gott, sondern ein Teufel die Welt regierte, bei dem Einen und dem Andern sich gleich ruhig schlafen zu legen bereit wäre. Ich weiss, dass das Ziel der Forschung ein objektives seyn muss und diese selbst, um zu einem reinen Ergebnisse zu gelangen, sich aller subjektiven Einflüsse auf ihr Urtheil bestens entschlagen soll. Aber wir sind ja Menschen aus Fleisch und Blut und die Wärme für die Wahrheit dürfen wir haben, auch ehe wir die Wahrheit gefunden. Hier habe ich aber gleichwohl ein Unrecht gut zu machen. Die kleine Schrift: „*Charakteristik des Horaz von Wilhelm Siegmund Teuffel*," schien mir aus jenem Grundsatze wissenschaftlicher Kritik hervorgegangen, der ein zerstörendes Aetzwasser bis zur Spitzfindigkeit getriebener Dialektik über seine Gegenstände giesst, um diese Gegenstände sich zu unterwerfen; bei diesem Verfahren jedoch, statt den göttlichen Leib der Schönheit zu umfangen, bloss Asche uud Moder in seinen Händen behält. In diesem Sinne hatte ich sowohl von jenem Schriftchen in dieser meiner Biographie des Horatius Notiz genommen, als auch sprach ich mich in einer Recension der Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung von 1843,

Augustheft No. 136 bis 139, über selbiges aus. Unterdess gelangte von Seiten des Herrn Verfassers eine briefliche Verständigung an mich, welche mit Bezugnahme auf die in den Jahnischen *Jahrbüchern für Philologie* veröffentlichten Bruchstücke meiner Arbeit, namentlich auf den im zweyten Hefte des Neunten Supplementbandes unter'm 10. July 1843 ausgegebenen Aufsatz: „Auch de Horatii Amoribus," sowie auf gedachte Recension, mich auf das Bestimmteste überzeugt hat, dass ich besagten Grundsatz jenem geistreichen und scharfsinnigen jungen Gelehrten zu rasch untergelegt und dass es demselben in unendlich höherem Grade um das Interesse wissenschaftlich wirksamer Humanität überhaupt, als um den Ruhm eines zermalmungskräftigen Logikers im Einzelnen zu thun sey. Ich muss jetzt offen bestätigen, dass, wenn Herr *Teuffel*, in dem löblichen Bestreben, seinen Kombinationen Bündigkeit und Treffkraft des Ausdrucks zuzuwenden, sich der neuerdings aufgekommenen dialektischen Formschärfe mit dem Anscheine einiger Schroffheit bedient und einzelne Folgerungen aus wohl keineswegs unbedingt veststehenden Prämissen etwas einseitig gewagt hat, seine Meinung doch nicht war, die Ehrfurcht vor einer so vielsagenden Erscheinung, als es *Horatius* ist, muthwillig zu erschüttern, ja wir beyderseits in unsrer Theil-

nahme für des Dichters Person und Schriftwerke inniger zusammenstimmen, als es unser erstes Zusammentreffen zuzulassen schien. Unter solchen Umständen kann ich Herrn *Teuffel* nicht mehr als einen Gegner des Horatius ansehen, sondern muss mich auf seine weiteren in ganz selbstständiger, und, was ich auch in meinen Angriffen auf ihn nicht geleugnet habe, sehr scharfsinniger Weise gewonnenen Aufschlüsse über den uns gemeinsamen Gegenstand um so zuversichtlicher freuen, als ich erwarten darf, dass sich der Ton seiner Kritik fortan zu jener Milde stimmen werde, welcher auch durch das grellste Licht der Untersuchung die liebevolle Begeisterung entschieden durchleuchten lässt; so wie er von meiner Seite nicht ferner zu besorgen hat, dass ich seine resolute und glänzende Waffe an dem kalten Schleifsteine einer selbstgefälligen Formelweisheit und eines sophistischen Uebermuthes gewetzt halten werde. Wo ich in diesem Buche mit meinem Ausdrucke an eine solche Voraussetzung anstreifte, habe ich nachträglich denselben gelindert: doch war diess an einigen Stellen nicht mehr so leicht zu bewirken, dass ich nicht die ganze Rede hätte umschmelzen müssen; da nun der Druck schon vorgeschritten war, so wäre diess eben so unmöglich als mühselig gewesen. Wo also Herr *Teuffel* in meinen Wendungen noch irgend einige Härte gewahrt, möge

er dieselbe verzeihen: ich aber wünsche, dass in unsrem Vaterlande jeder Kampf um Wahrheit unter Ehrenmännern künftig die Frucht trage, dass er dieselben, wie uns, zu Freunden mache.

Ich muss hier die Bemerkung einschalten, dass eigentlich meine Arbeit bereits im Jahre 1840 abgeschlossen wurde. Ursprünglich bestimmt, meiner seit dem Jahre 1839 in den Händen der *Metzler'schen* Buchhandlung zu Stuttgart zum Drucke fertig liegenden Uebersetzung und Erläuterung der Satiren vorangestellt zu werden, gerieth sie mir für solchen Zweck zu umfangreich und ich zog es vor, sie besonders an's Licht zu stellen. Da wäre sie nun, um der Bereicherungen und Erweiterungen willen, welche die Horazische Litteratur seit jenem Zeitraume, in wahrhaft staunenswerthen Progressionen, fortwährend erfährt, gar vielfältiger Revisionen, Ergänzungen, wohl auch Berichtigungen fähig gewesen, wenn ich alles in meinen Gegenstand einschlagende Material zu diesem Behufe hätte verwenden können. Die Sachkundigen mögen mir es nicht übel deuten, dass diess nicht geschehen ist und ich bei der Ansicht verharrt habe, dass es am Erspriesslichsten sey, so weit als möglich bloss auf den Boden des sich aus dem Dichter selbst und aus antiker Ueberlieferung meinem eignen Urtheil Ergebenden zu fussen! Ich stehe in Jahren, wo man des Geistes der Litteratur

mehr geniessend froh zu werden, als im Schweisse seines Angesichts auf ungewisse Ausbeute hin jeden Winkel derselben zu durchstöbern geneigt ist. Dass diess mich nicht entschuldigen könnte, wenn ich gegen das wahrhaft Bedeutende gleichgültig geblieben wäre oder irgend ein Verdienst aus Hoffarth gering geachtet hätte, versteht sich von selbt: aber ich hoffe doch Nachsicht zu erfahren, wenn ich mich nicht habe überwinden können, alle und jede Erscheinung auf dem Felde der Horazfrage (modisch zu reden) in meinen Gesichtskreis zu ziehen und einen Papierocean zu durchschwimmen, dessen Bewältigung grössere Entsagung erfordert, als das Mitathmen in dem starken, wenn auch mitunter etwas schneidenden Aether unsrer Zeit demjenigen gestattet, der von dieser Zeit noch andre Früchte hofft, als neue Bücher. Die Matadore meiner Untersuchungssphäre, welche mit altphilologischer Gründlichkeit, wenn auch mit verschiedenem Glücke, in so manchen dunkeln Punkt Aufklärung theils wirklich gebracht, theils mit redlichem Willen, und ohne in endlosen Schönrednereien nur sich selbst hören zu wollen, zu bringen gestrebt haben, werden eine achtungsvolle Erwähnung ihres Namens und ihrer Bemühungen in meinem Buche nicht vermissen. Seyen sie mir bei pieser Gelegenheit aus weiter Ferne über Berge und Thäler gegrüsst! Einige Schrif-

ten, die ich gern benutzt hätte, waren mir, der ich an einem von den Mittelpunkten des wissenschaftlichen Verkehrs entlegenen und solche Bibliotheken, wo man alles Neuerscheinende schon um der Fachvollständigkeit halber anschafft, nicht besitzenden Orte lebe, nur indirekt, durch die Berichte kritischer Tagblätter, zugänglich: man wird heutzutage keinem Privatmann zumuthen können, dass er jede Novität, ans welcher er für seine speciellen Studien eventualiter Einzelnes lernen kann, sofort auf eigne Kosten sich zueigne und dem nicht ganz Unerfahrnen so viel Kühnheit zu Gute halten, dass er sich einigermassen auf einen Spiritus, der da wittert, wo wirklich etwas zu holen seyn möge oder nicht, verlasse. So ist mir z. B. *Frandsen's* Buch über Mäcenas nicht zur Hand gewesen: ich habe dasselbe erst durch Herrn *Teuffel's* Recension in den *Jahrbüchern der Gegenwart* 1843, Augustheft No. 23 fg. näher kennen gelernt, glaube aber nicht, dass dasjenige, was ich aus eigner Anschauung jener vielbesprochnen Persönlichkeit ausgesagt habe, wesentlich modificirt worden wäre. Die *Peerlkampischen* Träume, über welche derselbe junge Kritiker in denselben Blättern, Oktoberheft No. 50 fg. sich ausgelassen, waren ebenfalls bloss durch die Berichterstattung in den Jahnischen Jahrbüchern zu meiner Kunde gekommen: sie konnten auf meine Darstellung keinen Einfluss

haben, da es der letztern Tendenz eben so wenig war, alle Seltsamkeiten und Extreme, wie man sich eines Dichters Geist aus dem Gehäuse seiner Schriften ausgeschält, zu zergliedern, als ich Beruf empfand, alle mögliche Nutzanwendungen, die man von eben diesem Dichter auf Kirche, Schule und Haus zu machen versucht hat, zu verfolgen. Das litterarhistorische Material zu Horaz hat Herr *Teuffel* in seiner kleinen Schrift: „Horaz,“ Tübingen 1843, sehr sorgfältig zusammengestellt: da dieselbe in der *Pauly'schen* Realencyklopädie nochmals überarbeitet erscheinen wird, so werden die Freunde unsres Dichters künftig in dieser Hinsicht alles Bisherige beisammen haben; und daher wird man denn auch ersehen können, wie viele Monographieen, Programme, Prolusionen, Postlusionen und dergleichen meiner Aufmerksamkeit und meinem Gebrauche entgangen sind. Einiges freilich, was mir allerdings noch mitzunehmen obgelegen hätte, kam aber wirklich absolut zu spät: so *Zumpt's* Abhandlung vor dem Wüstemannischen Heindorf, über den ich übrigens, in einer demnächst erscheinenden Relation der Hallischen Litteraturzeitung, zu meinem Bedauern nicht viel vortheilhafter zu urtheilen Ursache finde, als es Herr *Teuffel* in den Blättern der Gegenwart, Oktoberheft 1843, No. 59 fg. gethan hat.

Mein eignes Werk gebe ich nun, nicht weil ich unbescheiden denke, sondern weil es eben Keiner mit seinem Treiben weiter bringt, als es Zeit und Stunde wollen gerathen lassen, seinen Schicksalen Preis und wünsche allein, dass das Maass des Geleisteten aus dem Geiste des Ganzen, nicht aus der Ausführung des Einzelnen geschöpft werde. Die Bestimmung desselben sehe ich als erfüllt an, wenn es beiträgt, den Werth und die Würde alterthümlicher Studien in den Augen der Mitwelt wiederum bevestigen zu helfen.

Bremen den 22. Mai 1844.

Der Verfasser.

Die beyden Männer, welche wir als den litterarischen Geist Roms schlechthin repräsentirend bezeichnen dürfen, *Cicero* und *Horatius*, haben uns in ihren Werken eine solche Fülle persönlicher Notizen aufbewahrt, dass wir ein vollständiges Bild ihrer Individualität aus denselben gewinnen können. Diess ist für uns, um uns ihre Grösse zu construiren, unschätzbar. Denn bleibt bei allen Kunstleistungen der objective Werth, d. h. das Verhältniss ihrer Annäherung an die höchsten Anforderungen menschlicher Kraft, an und für sich freilich das Erste, und verschwindet dem reinen Genusse hinter der Vollkommenheit der Hervorbringung die Persönlichkeit ihres Urhebers: so eröffnet sich doch in der historischen Erkenntniss, was für ein Mann dieser selbst gewesen und unter welchen Bedingungen er in seinem Gebiete das Grosse gewirkt hat, ein Feld fruchtbarer Belehrung für den sinnigen Forscher und anziehender Betrachtung für den theilnehmenden Menschen; ja die Bedeutung und das Verständniss der Leistung wird uns den tiefer liegenden und feineren Beziehungen nach immer nur in sofern ergreifbar bleiben, als wir uns die Person ihres Schöpfers nahe zu bringen vermögen. Wer verkennt heutzutage, dass in dem Maasse, als ein Geisteswerk in genialischer Eigenthümlichkeit höheren Ansprüchen genügt, es ein um so treuerer Abdruck seyn werde einer entschiedenen, in sich selbst gegründeten und gerundeten Subjectivität? Welche Vortheile muss es da gewähren, in diese Subjectivität selbst eindringen und ihre Züge an der Production vergleichend und zurückdeutend aufsuchen zu können! Cicero's männlich gereifte, bedachtsame, gravitätisch sonore Prosa ist der homogenste Abglanz jenes unter den Gegenwirkungen aristokratischer Eifersucht aus der Unscheinbarkeit eines landstädtischen Ritteradels zu consularischer Hoheit, und zugleich zum geistigen Principate in einem Reiche, dem die Welt gehorchte,

aufringenden, in der Unermüdlichkeit gelassenen, in der Grandezza häuslichen, in der Rolle des Staatsmanns auf Gelehrtenart gutmüthigen Charakters. Weder Cäsar, dessen Wesen zu entschieden auf die That ging, noch Pompejus, dem es an universaler Bildung gebrach, hätte werden können, was Cicero geworden ist, der Fürst der römischen Literatur. Und Horatius! Wie viele, selbst seiner Landsleute, sind, an und für sich selbst, grössere dichterische Genie's gewesen! Wie überflügelt er sie aber an tiefer universaler Bedeutung durch die Tiefe und Universalität seiner Persönlichkeit! Sein Geist leitet uns in das Wesen der römischen Dichterwelt vielseitiger und vollständiger ein, als der irgend eines Andern, weil in ihm inniger, als in irgend Einem, Poesie und Leben eins war, weil wir jede seiner Empfindungen, jeden grossen Gedanken, jeden Fortschritt seiner Bildung an einer Aeusserung der Muse verfolgen können, und in Keinem, wie ihm, das reinmenschliche Element, der Geist unvergänglicher, für jede Zeit und jede Bildung gesetzgeberischer Humanität, aus dem Römerthume so bündig heraustritt.

Was wir aus biographischen Mittheilungen der Alten über Horazens persönliche Verhältnisse wissen, ist wenig Andres, als was wir ungleich ursprünglicher aus ihm selbst schöpfen. Unter dem Namen des *Suetonius* [1]), der neben seinen Lebensbeschreibungen der Kaiser unter andern auch dergleichen *von berühmten Poeten* verfasst, besitzen wir eine sogenannte *Vita*, die aber nur noch ein entstelltes und verstümmeltes Werk ist, übrigens die Hauptquelle einer ziemlichen Anzahl ähnlicher, wenn auch in Einzelheiten abweichender Notizensammlungen, welche man in den Handschriften des Dichters seinen Werken vorangestellt findet. Unverächtliche Beiträge liefern seine antiken Erklärer, die sogenannten *Scholiasten*, *Helenius Akron*, *Pomponius Porphyrion*, und der ungenannte

1) Die Aechtheit dieses Namens für die Quelle selbst zu bezweifeln, ist nicht die mindeste Ursache vorhanden: was also in der Biographie steht, und namentlich Anführungen und Urtheile, muss uns als Auctorität gelten; nur ist das Ganze verkürzt, beschnitten und in Confusion gebracht, andrerseits wohl auch schlecht interpolirt.

oder vielmehr zusammengestoppelte *Commentator des Cruquius* (in des Letztern Ausgabe, Antwerpen 1578, 4). Zeit und Lebensumstände dieser Männer sind nicht genau bekannt; gewiss ist, dass sie aus den späteren Kaiserzeiten herstammen, und ältere, zum Theil der Lebensepoche des Horatius nahe stehende Quellen benutzt haben. *Akron's* Notizen haben von den dreien den vorzüglichsten Werth und wahrscheinlich ist *er* es gewesen, der jenes von seinen Nachfolgern einigemale erwähnte Buch *von den Horazischen Personen* verfasst hat, aus dem wohl die meisten der in dieses Gebiet einschlagenden Notizen herrühren, welche den Hauptwerth der Horazischen Scholien ausmachen. Die beyden Andren stimmen mit Akron's Ueberlieferungen meist zusammen, haben aber doch auch Einzelnes, was jedem für sich ein Moment bei der Auslegung des Dichters sichert. Was in's Besondere den sogenannten *Commentator des Cruquius* betrifft, so hat dieser Bearbeiter des Dichters sich lediglich einen solchen persönlichen Begriff fingirt, unter dem er die aus verschiedenen, zum Theil alten und trefflichen Handschriften zusammengelesenen Randbemerkungen und Interlinearglossen, die er in seiner Ausgabe zusammengebracht hat, als eine Einheit darzustellen suchte. Folgen wir einer Andeutung dieses sogenannten Commentators zu *Satiren*, II, 4, 86, wo er sagt, *scobs* (Sägespäne) bedeute Theotisca lingua *urpora* (was verdorben seyn muss), so rühren diese Cruquiussischen Scholien zum Theil aus der Interpretation in deutschen Klosterschulen her. Sind nun diese gesammten Horazischen Scholien auch an sich selbst keineswegs das Beste, was wir der Art aus dem Alterthume besitzen: so bleibt gleichwohl gewiss, dass wir ohne sie in den meisten Gegenständen, welche ausserhalb Horazens Persönlichkeit stehen, namentlich was anderweitige Personalien und Anspielungen auf die Tagesbegebenheiten betrifft, meistens im Dunkeln tappen würden. Was nun aus dem Dichter selber, aus *Suetonius* und den *Scholiasten*, endlich aus der gleichzeitigen Geschichte, über Horazens Lebensumstände theils thatsächlich sich ergiebt, theils mit einiger Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, finden wir zusammengestellt in *Johann Masson's* Quinti Horatii Flacci Vita, ordine chronolo-

gico delineata, Leyden, 1708, 8, auszugsweise wiederholt vor *Mitscherlich's* Ausgabe der Oden, Leipzig 1800, 2 Bände in 8 [2]). Seit jener Zeit hat man das Leben des Dichters tiefer, d. h. mehr nach innerlichen als äusseren Beziehungen, betrachten lernen und in einen psychologischen Zusammenhang zu bringen gesucht; wozu sich theilweise schon bei den Auslegern des funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, namentlich bei *Landini*, *Badius Ascensius*, *Turnebus*, *Lambinus*, *Torrentius*, Beiträge finden. Am Reichlichsten aber gewinnen wir diese aus dem Commentar von *Bentley* (dessen Ausgabe in dem Abdrucke Amsterdam 1713, 4, am Meisten zu schätzen ist: s. *Franz Passow* in der Hallischen Allgemeinen Litteraturzeitung von 1825, November No. 281, S. 577 fg. und 581); aus *Wieland's* Bearbeitung der Episteln (Leipzig 1782, 8) und Satiren (Leipzig 1786, 8); aus *Fea's* Ausgabe der sämmtlichen Werke (Rom 1811 und durch *Bothe*, Heidelberg 1817, 2 Bde. 8); aus *Vanderbourgs* Ausgabe der *Oden* (Paris 1812, 3 Bde. 8); dessgleichen aus *Heindorf's* Commentar zu den letzteren (Leipzig 1815, 8); aus der Handausgabe der Werke von *Jahn* mit schätzbaren, gerade biographischen Beiträgen des verstorbenen *Spohn* (Leipzig 1824, vermehrt 1827, 8); und aus dem Commentar zu den Episteln von *Theodor Schmid* (Halberstadt 1828, 2 Bde. 8). Einen interessanten Anfang, Horazens äusseres und inneres Leben zu erläutern, hatte ferner der gelehrte *Kirchner* in seiner Uebersetzung der Satiren (Stralsund 1829, 4) gemacht, welche jedoch bei dem ersten Theile stehen geblieben ist; so wie auch dessen höchst scharfsinnige und verdienstliche Quaestiones Horatianae, Leipzig 1834, 4 eine Fortsetzung bis jetzt vergebens hoffen liessen. Treffliche einzelne Ausbeute gewähren dessgleichen die verschiedenen litterarhistorischen Abhandlungen, welche *Weichert* in seinen beyden Werken Poetarum latinorum Hostii, Laevii, Licinii Calvi, Cinnae, Valgii, Domitii Marsi aliorumque Vitae et Car-

2) Es darf sich nur Niemand einbilden, dass er mit dergleichen Auszügen etwas anfangen werde; schon ihr blosser Gedanke ist ein unkritischer.

minum Reliquiae, Leipzig 1830, 8, und de Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus, Grimma 1836, 8, zusammengestellt hat. Gleichzeitig sind sodann zwey ausdrückliche Biographieen des Dichters aufgestellt worden: die eine von *Carl Passow* vor seiner Uebersetzung der Episteln (Leipzig 1833, 8), die andere von *Georg Friedrich Grotefend* unter dem Artikel „Horatius" in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, zweite Section zehnter Theil, Leipzig 1833, 4, Seite 457 fgg. Beyde Arbeiten sind mit Fleiss und Liebe behandelt: indessen leidet die erste unter manchen Spuren jugendlicher Eilfertigkeit und Absprecherei bei der Untersuchung selbst; an einer gänzlichen Unfähigkeit, den Stoff materiell in's Enge zu bringen; und an einer solchen Ungelenkigkeit, verbunden mit anspruchvoller Geschraubtheit und gesuchter Betrachtungstiefe des Vortrags, dass es schwer wird, über dieser Lectüre Geduld und Billigkeit für des Verfassers löblichen Ernst und im Einzelnen unverkennbaren Erfolg zu behalten. Der Aufsatz *Grotefend's* ist im Geiste eines rühmlichen Verbleibens bei der Sache und philologischer Nüchternheit abgefasst: doch verfolgt er zu einseitig und nicht immer mit evidenten Gründen ein System chronologischer Reihenfolge der einzelnen Gedichte, über dem zuletzt die Aufstellung eines Gesammtresultates über Geist, Charakter und litterarische Stellung des Horatius gänzlich vergessen wird. Den eminentesten Werth für dessen reinmenschliche Beurtheilung, ohne dieselbe von der feinsinnigsten ästhetischen Beleuchtung zu trennen, haben unstreitig diejenigen Abhandlungen, welche *Friedrich Jacobs* unter dem Titel Lectiones Venusinae (aber deutsch geschrieben) anfänglich in verschiedenen Zeitschriften, hauptsächlich *Niebuhr's* Rheinischem Museum, mitgetheilt hatte; dann aber im *fünften* Theile seiner *Vermischten Schriften* (auch unter dem besonderen Titel: Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des klassischen Alterthums.) Leipzig 1834, 8, zusammengestellt hat. Seitdem ist die Horazische Litteratur auch ferner durch eine immer steigende Masse monographischer Studien bereichert worden, die fast niemals ohne irgend einen neuen Aufschluss über ihren Gegenstand zurückzulassen

noch täglich an's Licht treten: wir müssen aber darüber an die Messverzeichnisse und Repertorien verweisen [3]).

Ohne uns von einem Einzelnen dieser Vorgänger abhängig zu machen, benutzen wir dankbar ihre zahlreichen Ergebnisse, fassen aber für unsre Leser nur die wichtigsten Gesichtspuncte zusammen, um denselben das Eindringen in Horazens persönlichen und schriftstellerischen Charakter zu erleichtern.

Quintus Horatius Flaccus war geboren am 8. December des Jahrs 689 nach Erbauung der Stadt, unter dem Consulate des Lucius Aurelius Cotta und des Lucius Manlius Torquatus (*Oden* III, 21, 1 und *Epoden* XIII, 6), vor Christi Geburt 65, in der römischen Militärcoloniestadt Venusia, auf strittigem Gebiete der Apulier und Lucaner (zu *Satiren* I, 6, 72 und II, 1, 34), heutzutage Venosa in der königlich Neapolitanischen Landschaft Basilicata [4]). Sein Vater war ein Freigelassener, dessen ursprünglicher Name und Heimath für verschollen zu achten sind. Denselben als einen Griechen anzusehen, weil die Umgebungen von Venusia, wie das gesammte Süddrittel Italiens, griechischer Cultur angehörten, ist eine am Wenigsten aus den Erziehungsmaximen dieses Mannes (wovon nachher) begründbare Vermuthung. Auch wegen seiner römischen Namen befinden wir uns auf einem Felde müssiger Räthselspielerei. Die Bezeichnung *Flaccus*, entsprechend unserem deutschen *Schlappohr* (Plinius' *Naturgeschichte* XI, 37, 50), könnte allerdings aus vertraulichem Spitznamen zum Eigennamen eines sogenannten verna, d. i. im Hause des

3) Bloss einiger durch Gehalt und Geist der Auffassung bedeutsamer Schriftchen gedenken wir hier noch besonders, deren Gebrauch uns bei nachträglicher Ueberarbeitung dieser bereits im Jahre 1839 zu Ende gebrachten biographischen Einleitung förderlich gewesen ist. Es sind dieses *Carl Franke's* Fasti Horatiani, Berlin 1839, 8, und die beyden Aufsätze des Herrn *Wilh. Siegm. Teuffel* de Horatii amoribus in *Jahn's* neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, sechster Supplementband, drittes Heft (August 1840) Seite 835 fgg. und Charakteristik des Horaz von *W. S. Teuffel*. Leipzig 1842, 8.

4) *Oden* III, 4, 10 und 30, 10 fgg. bekennt sich Horaz entschieden zu Apulien. Die Zweifelhaftigkeit der Gebietsmarken in jenem Theil Italien's bestätigt *Strabo* VI, S. 283, der übrigens Venusia zwischen Lucanien und Samnium strittig seyn lässt.

Gebieters gebornen Sclaven, übergegangen seyn; es findet sich kein Zweig der in den Annalen des römischen Freistaats durch ihre populäre Gesinnung ruhmvoll bekannten gens Horatia *Flaccus* zubenannt. Dagegen haben wir Calpurnius, Cornelius, Pompejus, Rutilius, Valerius und Verrius Flaccus. Indess ist die Annahme sinnreich, dass Horazens Vater überhaupt nicht Freigelassener einer privaten Familie, sondern ein öffentlicher Freigelassener der Colonie Venusia gewesen sey und, da diese im Gebiete der Horazischen Tribus gelegen, den Namen dieser Tribus zu seinem Familiennamen gemacht habe [5]). Von jenem altgefeierten hohen Geschlechte der Horatier verlieren sich in der späteren römischen Geschichte die näheren Spuren: indessen finden wir einen *Horatius* im Jahre 711 unter den Legaten des Prätors Cajus Calvisius, Antonianischen Parteihauptes in Afrika (*Cicero* Philippica III, 10), bei Cicero in den *freundschaftlichen Briefen* XII, 30. Ob aber dieser vielleicht selbst, oder ein Verwandter desselben, allenfalls des alten Horatius ehemaliger Herr und, nach altrömischem Rechte, nachmaliger politischer und rechtlicher Schutzpatron gewesen seyn möchte, dürften wir eher verneinend als bejahend vermuthen, wenn wir annehmen, dass die republikanische Gesinnung, welche den Dichter Horaz unter die Fahne der Freiheit führte, Erbschaft des Vaters gewesen sey: denn da die Freigelassenen auch die politischen Ansichten des Patrons herkömmlich theilten, so lässt sich ein republikanisch denkender Freigelassener zu einem Gebieter, der doch ohne Zweifel, gleich seinem Prätor, ein Anhänger der Triumvirn war, nicht sonderlich zusammenreimen.

Wie Horazens Mutter geheissen, wissen wir noch weniger und haben Ursache vorauszusetzen, dass unser Dichter sie in früher Kindheit verloren hatte. Denn da er mit so edler Pietät, wie wir es *Satiren* I, 4, 105 fgg. und 6, 71 fgg. ersehen, seines Vaters Gesinnungen und dessen Verdienste um die Erziehung des Sohnes zu preisen geschäftig ist, so würde er wohl schwerlich verfehlt haben, auch der

5) Siehe *Grotefend's* Artikel in der Encyclopädie und *Franke's* Fasti S. 5, Note 1.

Mutter ein Denkmal kindlicher Liebe zu setzen, wenn er sich ihrer hätte erinnern können. Mit ihrem gesammten Andenken bleibt auch das im Dunkeln, ob sie ebenfalls bloss eine Freigelassene, oder ob sie eine Freigeborne gewesen sey [6]). Horaz war, trotz seiner Abstammung von einem freigelassenen Vater, ein ingenuus, d. h. ein als Bürgerskind von freien Aeltern geborner Römer (vgl. zu *Satire* I, 6, 8). Denn seit 665 hatte ganz Italien, mit wenigen Ausnahmen einzelner Landschaften, das Bürgerrecht; in Beziehung auf freigelassenen Stand aber hatte eine fortschreitende Laxität der Ansichten eingeführt, dass nicht mehr, wie ehemals, ein freigelassener Sclave bloss libertus (*Freiknecht*, altdeutsch *Freilass*) und seine Kinder noch libertini (*Freilasskinder*) genannt wurden, sondern er selbst bereits, in Bezug auf seinen bürgerlichen Stand, libertinus, die Kinder aber ingenui hiessen. Es wird indess dabei vorausgesetzt, dass die Aeltern, und insbesondre die Mutter, bei deren Geburt bereits im Zustande der Freiheit gelebt haben.

Horatius selbst bezeichnet uns (*Satiren* I, 6, 86) das Geschäft seines Vaters als das eines *Erhebers* (coactor), was uns durch Suetonius verdeutlicht wird, der ihn einen exactionum coactor, d. h. einen *Erheber öffentlicher Gefälle*, nennt [7]). Er stand also im Dienste der Generalpächter (publicani), denen die indirecten Steuern, Accisen, Schiffszölle und dergleichen (vectigalia) verpachtet waren; denn directe Steuern (tributa)

6) Eine einzige Andeutung auf die Mutter findet sich **Satiren** I, 6, 96 fg., wo der Dichter sagt, er werde, ***mit den seinigen zufrieden***, sich keine hochgebornen Aeltern an deren Stelle wünschen. Es kann aber aus dieser Stelle auf die Herkunft der Mutter nicht gerade geschlossen werden.

7) Die Einschaltung im Texte des Suetonius, nach Andern sey Horazens Vater ein salsamentarius (Verkäufer gesalzener Fischwaare) gewesen, und einer habe einmal dem Dichter vorgerückt: „Wie oft habe ich deinen Vater seine Nase an den Aermel wischen sehen!“ ist, wie sie dort steht, allerdings nicht von ***Sueton;*** desshalb kann aber nicht nur die Anekdote, sondern sogar die ganze Sache wahr seyn, wenn Horazens Vater bei seinem Erhebergeschäfte einen kleinen Kram hielt, zumal da er als Mauthner gesalzenen Seefisch aus der ersten Hand haben konnte.

gab es damals in Italien nicht. Obgleich diese Function zu den gering angesehenen gehörte, wie sie denn Horaz mit der des praeco, d. i. des Ausrufers bei Auctionen, öffentlichen Bekanntmachungen, Leichenbegängnissen u. s. w. zusammenstellt, so war doch die Gesinnung des Mannes offenbar über sein Gewerbe erhaben; und tritt in derselben auch einiger in den Verhältnissen des Freigelassenen doch wahrlich zu entschuldigender Ehrgeiz, den Sohn über des Vaters Stand möglichst hinauszuheben, ja eine gewisse anmassliche Zärtlichkeit des Aelternstolzes in dessen Erziehung hervor, besonders wenn er den letzteren im äusserlichen Aufzuge den edelsten freigebornen Kindern gleichhielt (*angeführte Satire* 78 fgg.), so können wir doch nicht anders, als seine Grundsätze durchaus liberal, praktisch, und durch den Erfolg in des Sohnes Ausbildung und Charakter gerechtfertigt finden [8]). Statt sei-

8) Herr *Teuffel* in seiner oben erwähnten Charakteristik des Horaz S. 35 fgg. legt auf den Umstand, dass der Vater ein Freigelassener gewesen, besonders auch in Bezug auf Horazens — wir wollen es kurz nennen — Weltbürgersinn ein Gewicht, in sofern die Denkart der Freigelassenschaft, wie er es bezeichnet, „der Substanz" des Römerthums fremd geblieben; ja er nennt die Lebensansicht des alten Horaz eine „kammerdienerische"; wie denn auch andre Leute noch jetzt dessen Grundsätze, z. B. die Art, wie er seinen Sohn im Sittlichen führte (Sat. I, 4, 107 fgg.), philisterhaft finden. Um über solche für uns zu zusammenhanglos dastehende Beziehungen zu einem reinen psychologischen Resultate zu gelangen, müssten wir über die Person des alten Horaz ein Mehreres wissen, namentlich ob er ein verna oder ein angekaufter Sclave, und dann, von welcher eigentlichen Nation er gewesen sey. Hart muss es jedem ausser der zeitgemässen, von allem Erstaunen und allem Enthusiasmus, die man sonst wohl an den in die Hallen des Alterthums Eintretenden forderte, zurückgekommenen Kritik denn doch auch noch einen Rest aus der Kindheit angewöhnter Liebe zu den Bildnern seines Geistes Mitbringenden fallen, wenn er als Folgerung aus solchen Prämissen (S. 37) liest: „So kam er (Horaz) in einer Art von Zerrissenheit nach *Athen*. Er hatte zu seiner Zeit zu der Römerwelt nur ein negatives Verhältniss u. s. w." Soll denn kein Mensch zum ganzen Mann werden können durch sich selbst? Müssen wir jedes seiner Atome zusammenkehren aus Vater, Mutter, Land, Schule, Büchern und derlei tausend Ingredientien? Giebt es nichts Eigenthümliches, was die Gesinnung eines jeden färbt, so dass er sich über Umstände, Verhältnisse, Umgebungen, durch

nen Knaben in die Stadtschule zu Venusia zu schicken, wendete er die Einkünfte eines knappen Besitzthums an, denselben (muthmasslich zwischen dem siebenten und zehnten Jahre) nach Rom zu bringen, wo er ihm dieselbe Bildung ertheilen liess, welche nur immer die Söhne der Senatoren und Ritter bekommen konnten, und sogar in eigner Person als Begleiter auf allen Schulwegen und in alle Lehrstunden, was sonst das Geschäft eines eignen Hofmeisters (paedagogus, custos) war, diese Bildung leitete (a. a. O. 71 fgg.). Es ist hieraus zu folgern, dass er um diese Zeit sein Geschäft in der Heimath aufgegeben hatte, so wie dass die Mutter bereits verstorben

seinen Geist erheben und das ihm diese Dinge allenfalls zur Beschämung gegenüber zu stellen geneigte Schicksal selbst beschämen kann? Was hatten denn jene Tausende deutscher Handwerker, Tagelöhner, Dienstboten und selbst Studirender aus den niederen Ständen, für Beziehungen zur „Substanz des Staates", dass sie 1813 für denselben hätten aufstehen sollen, wenn dergleichen Dinge so fatalistisch in die materiellen Causalitäten eingekeilt sind, dass der Mensch sich gar nicht mehr einer selbstständigen Hoheit seines persönlichen Wesens rühmen dürfte? Schon dass Horazens Vater nicht, wie diess der eingerissene Lauf der Sitten damals war, sein Kind seyn liess, was es seyn konnte, und sich der herkömmlichen Verprassung des Seinen dahin gab, sondern demselben unter eignen Entbehrungen eine Erziehung nach Grundsätzen und nach einem im höchsten Sinne liberalen Zuschnitte gab, dient zum Beweise, dass er nicht ein Freigelassener gewöhnliches Schlages war; dass hier nicht von dem „Einpflanzen eines unrömischen, eines Freien unwürdigen Egoismus" die Rede seyn konnte; dass den Horaz nicht des Vaters Standesgesinnung, noch eigne Herzenskälte, sondern nur das Schicksal und die Nothwendigkeit auf den Standpunkt der Resignation stellte, den wir ihn einnehmen sehen; und die Pietät des Sohnes ist dem Gesinnungsadel des Vaters ein unvergängliches Denkmal. Vollends aber die Grundsätze, welche Horaz an seinem Vater selbst hervorhebt, sind so weit entfernt, eine kammerdienerische, d. h. doch wohl sich nach Personen und Verhältnissen schmiegende, und also ganz eigentlich weltbürgerliche Färbung an sich zu tragen, dass sie vielmehr dermassen an altrömische Zähheit und Frugalität erinnern, dass, wenn uns dieselben in irgend einer alten Quelle als Aussprüche des ältern oder auch des Uticensischen Cato überliefert worden wären, Herr *Teuffel* sich schwerlich getrauen würde, dieselben diesen ächtrömischen Charakteren ab- und einem Freigelassenen zuzusprechen. Dafür den Beweis zu führen haben wir für keinen wahren Kenner des Alterthums nöthig.

war. Eine Jugenderinnerung des Dichters aus der Gegend von Venusia ist die kernhafte Gestalt des *Ofella*, eines süditalischen Landmannes, ohne Zweifel aus der nächsten Nähe von Venusia (*Satiren* II, 2, namentlich 112 fgg.).

Unter seinen römischen Jugendlehrern nennt uns Horatius (*Episteln* II, 1, 70 fg.) den „*arg zuprügelnden*“ Orbilius. Dieser Mann ist durch diess Zeugniss seines geistreichen Schülers in einen so schlimmen Leumund gekommen, dass er für einen rohen und unwissenschaftlichen Schlaghart in der pädagogischen Welt sprüchwörtlich geworden ist. *Wieland* fertigt seine Leser mit folgender wegwerfenden Notiz über denselben ab: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulscepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm *lesen und schreiben* lernte. Wahrscheinlich reichte seine eigne Gelehrsamkeit nicht weit, und er las mit seinen Schülern den Livius (Andronicus), weil es der Autor war, aus dem er selbst lesen gelernt hatte.“ Man sieht, der humoristische Sänger des Oberon dachte an jene alten Unterofficiere, die Friedrich II statt der Pension mit Schulmeisterstellen bedachte, und deren einer in Schlesien seine Schulkinder beharrlich lehrte: „Du sollst keine *falsche Leinwand* (statt keinen *falschen Leumund*) machen.“ Ein würdigeres Bild des Mannes wird uns Suetonius geben, der in seinem Buche *von berühmten Grammatikern* (Philologen) Capitel 9 Folgendes meldet: „*Orbilius Pupillus* aus Benevent, durch den Tod seiner Aeltern, die an einem und demselben Tage durch Arglist böser Menschen umgebracht worden, auf sich selbst gewiesen, half sich anfangs als Herrndiener bei Magistratspersonen durch; dann diente er in Macedonien als Gefreiter, nachher unter der Cavallerie [9]), und nach seiner Entlassuug kehrte er zu den Studien zurück, die er bereits *von Kindheit auf nicht oberflächlich betrieben hatte.* Und nachdem er lange

9) Der Cavallerist hatte dreifachen Sold des Infanteristen. Auch der berühmte Polyhistor und nachmalige *Bibliothekar* Varro war bekanntlich ein im Land- und Seekriege erprobter Militär, ja Legat des Pompejus! Es thut auch dem neueren Schulmanne sehr gut, einmal das Gewehr eine Zeit lang mit der Feder vertauscht zu haben.

in seiner Heimath Lehrer gewesen war, zog er erst in seinem funfzigsten Jahre, unter Cicero's Consulate (691), nach Rom, und lehrte *mit mehr Ruhm als Gewinn.* Denn bereits als steinalter Mann sagt er in einer seiner Schriften, *er sey arm und wohne unter den Dachziegeln.* Er hat auch, unter dem Titel *Perialges* (der Schmerzensmann), ein Buch herausgegeben, welches Klagen über die Unbilden enthält, so die Schulleute durch die Fahrlässigkeit und die Prätension der Aeltern erleiden müssen. Er war aber von herbem Charakter, nicht bloss gegen gelehrte Widersacher, welche er bei jeder Gelegenheit mitnahm, sondern auch gegen seine Schüler, wie Horatius andeutet, wenn er ihn den *arg zuprügelnden* nennt, und Domitius Marsus [10]), wenn er schreibt:

„Die Orbilius einst durch Ruth' und Peitsche gezüchtigt."

Und nicht einmal hochstehenden Männern etwas anzuhängen, enthielt er sich: wie er denn, noch unbekannt, als er vor vollem Gericht ein Zeugniss ablegen sollte, von dem Varro (Murena), dem Advocaten des Gegenparts, befragt, was er treibe, und welches Handwerk er übe, antwortete: *er trage die Buckelchen aus der Sonne in den Schatten;* Murena aber war bucklich [11]). Er wurde beinahe hundert Jahr alt, nachdem er schon längst sein Gedächtniss verloren hatte, wie ein Vers des Bibaculus [12]) lehrt:

„Wo ist Orbil, der Wissenschaft Vergessenheit?"

Sein Standbild zeigt man zu Benevent auf dem Capitole links, aus Marmor, in der Haltung eines Sitzenden, mit dem griechischen Mantel, und neben ihm zwei Bücherschränke. Er

10) Ein dem Horaz, Virgil, Tibull, Ovid gleichzeitiger und den drei letzteren befreundeter Dichter von mehrseitigem Talent, als Epiker, Elegiker und Epigrammatist berühmt. S. *Weichert* de Domitio Marso Poeta in seinen Poetar. latinor. Vitae u. s. w. S. 241 fgg.

11) Dieser Varro müsste der bekannte *Lucius Licinius Varro Murena*, Schwager des Mäcenas, wegen Verschwörung wider Augustus hingerichtet, seyn (an den Horazens *Ode* II, 10 ist); diess ist aber um so unwahrscheinlicher, da überhaupt die Anekdote bei Macrobius *Saturnalien* II, 6, mit einiger Abweichung in Orbilius Worten, auf einen *Galba* bezogen wird.

12) Ueber diesen s. zu Satiren II, 5, 43.

hinterliess einen Sohn Orbilius, der ebenfalls ein Lehrer der Grammatik wurde.“

Aus diesem schon an sich selbst sattsam sprechenden Charakterbilde hat einer der ehr- und liebenswürdigsten Schulleute der Neuzeit, der verstorbene Rector *Lange* zu Schulpforta, in Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrgang 1829, Band I, Heft 3, Seite 364 fgg. [13]) dem Andenken des Orbilius die wohlverdiente Ehrenrettung widerfahren lassen, nach welcher wir nicht zweifeln dürfen, dass derselbe ein eben so gelehrter und wissenschaftlich tüchtiger, als eifriger und pflichtgetreuer Schulmann gewesen, wie sie allen Zeiten zu wünschen wären, und nur die Schlaffheit üppiger Sitten und der Unverstand beschränkter, ein verwöhntes Geschlecht durch Affenliebe selbst verderbender Aeltern verwirft. Horazens Vater musste wohl wissen, was er that, als er seinem lebhaften, genialisch begabten Sohne den strengen Orbilius zum Lehrer aussuchte; und wenn der Zögling seines Meisters Namen in einigermassen zweideutigem Sinne verewigt hat, so muss man erwägen, dass der Kitzel, sich an der wohlhergebrachten, wenn auch etwas pedantischen, und darum der jugendlichen Rücksichtslosigkeit empfindlichen Zucht früherer Jahre durch eine witzige Anspielung zu rächen, nicht sofort aus dem schwer imputirenden Gesichtspunkte einer stoischen Moral beurtheilt seyn will. Mochte immer Orbilius auf die muthwillige Jugend seiner Zeit, die natürlich von den Wirkungen jener revolutionären Gährung, welche seit Marius und Cinna bis zur Schlacht von Actium das Staatsgebäude unablässig erschütterten, keineswegs unberührt blieb und daher wohl schwierig zu lenken war, rechtschaffen losprügeln, und Horaz noch in gereiftem Mannesalter (jene Epistel gehört dem Jahre 744, Horazens fünfundfunfzigstem Lebensjahre, zu) die Streiche des alten Meisters in seinem Rücken fühlen: dass Letzterer unter dem, durch das Leben wie durch seinen Beruf nicht auf Rosen gebetteten, und desshalb wohl auch nicht rosenlaunigen Manne etwas gelernt und ein tüchtiger Mensch

13) Auch in Dr. *Adolph Gottlob Lange's* Vermischte Schriften und Reden, herausgeg. von *Karl Georg Jacob*. Leipzig 1832, S. 182 fgg.

geworden, beweist er uns durch die That, und diess ist die Hauptsache. Denn wenn wir in seinen freisinnigen Grundsätzen, in seiner Kraft zu entsagen, in seinem ernsten, gediegenen und überall den Nagel auf den Kopf treffenden dichterischen Geschmacke einen Widerschein von des Orbilius Lehren zu erkennen glauben, so finden wir uns dazu aus dessen Biographie befugt: schwerlich hätten auch wohl die Beneventaner ihren Landsmann in der Haltung eines Weisen, wie man die Dichter und Philosophen Griechenlands bildete, auf ihrem Capitole aufgestellt, wenn er nichts weiter als ein pädagogischer Pritschmeister gewesen wäre.

Was den Unterricht in den Schulen der *Grammatiker* an und für sich betrifft, so phantasirte der gute *Wieland*, als er denselben auf das Lesen und Schreiben zurückführte. Dieses, nebst der Rechenkunst des gemeinen Lebens, wozu einige Gedächtnissübungen in Sitten- und Dichtersprüchen und in älteren Zeiten das Auswendiglernen der Zwölftafelgesetze (*Cicero* de Legg. II, 23, 59) kamen, erlernte man bei dem Elementarlehrer, magister ludi, grammatista (vgl. *zu Satiren* I, 1, 25 fg.). Solche A B C schulen, wohin Mädchen und Knaben zusammen gingen, finden wir bereits in den Zeiten der Decemvirn und des Camillus (*Livius* III, 44; V, 27; VI, 25); ja sie sind von allem Anfange der Stadt her zu denken. Eine solche Schule war ohne Zweifel auch die des Venusischen *Flavius*, die dem alten Horatius für seinen Knaben nicht gut genug war, in der aber die Söhne der Venusinischen Hauptleute ruhig absolvirten: denn diese Männer hegten die Gesinnungen ihres Standes, der wegen seiner Geringschätzung ideologischer Studien bei späteren Schriftstellern (*Persius* III, 77; V, 189; *Juvenal* XIV, 195 fgg.) sprüchwörtlich geworden ist. Die Studien der Grammatiker dagegen und ihrer Geschwisterkinder, der Rhetoren, waren, wie alle höhere Geistesbeschäftigung, von Griechen eingeführt. Ihre Geschichte ergiebt sich aus den zwei in dieser Hinsicht unschätzbaren Schriften des *Suetonius*, de illustribus Grammaticis und de claris Rhetoribus. Den ersten Impuls gab *Krates von Mallos* (in Cilicien), als Homerischer Kritiker berühmt, Zeitgenoss und Widersacher des Aristarch von Samos, der zwischen dem zweiten und dritten Pu-

nischen Kriege, kurz vor des Ennius Tode (585 nach Erbauung Roms, 169 vor Chr. G.), als Gesandter des Königs von Pergamos nach Rom kam [14]), und als er dort ein Bein gebrochen hatte, die Musse seiner Heilung dazu verwandte, Vorlesungen (über griechische Dichter?) und Disputationen zu halten, was denn einzelne Römer, selbst aus dem Ritterstande, nachahmten, indem sie namhafte Dichtwerke (es werden angeführt der zweite Punische Krieg des Nävius, die Annalen des Ennius, die Satiren des Lucilius), besonders aber noch wenig bekannte Poesieen verstorbener Freunde, vorlasen und commentirten. Auf diesem Fundamente bildete sich allmählich ein vollständiger Cursus humanistischer Vorbereitung zu dem aus, was man die Bildung des Staats- und Weltmannes nennen darf: der Grammatiker führte in die schon damals (bei den Griechen seit *Aristoteles*) minutiös durchforschte Lehre vom Bau und den Gesetzen der Sprache, so wie vom Geist und Gehalt einer guten mündlichen und schriftlichen Darstellung (wobei Orthoepie und Orthographie, Prosodie, Rhythmik, prosaischer Numerus, Pronunciation, ausdrucksvolles Lesen, ästhetisches Urtheil, Verschiedenartigkeit der Stile, und jede Kunst einer empfehlenden Mittheilung frühe Augenmerke waren und mit einer heutzutage ungewöhnlichen Genauigkeit eingeübt wurden), besonders aber in die Litteratur ein, indem er die Meisterwerke griechischer und lateinischer Poesie (deren Text, da die Zög-

14) *Sueton* (de ill. Gr. 2) sagt *Attalos*, wo denn *Wolf*, sowohl zu dessen Stelle, als Prolegg. ad Homer. S. 277, Note 67, Attalus II versteht. Ich habe die Ueberzeugung, dass Suetonius statt *Attalus* habe schreiben wollen oder müssen *Eumenes*. Sub ipsam Ennii mortem kann nichts Weiteres heissen, als „kurz vorher, ehe Ennius starb;" und sein Tod fällt in die Periode *Eumenes* II. Was übrigens die Sache der Grammatik selbst betrifft, so gehört hieher die vereinzelte Notiz *Plutarch's* Quaestiones Rom. 59, dass *Spurius Carvilius*, Freigelassener desjenigen Carvilius, der zuerst in Rom seiner Frau einen Scheidebrief gegeben haben soll (n. R. E. 523, v. Ch. G. 231), zuerst um Geld ein *γραμματοδιδασκαλεῖον* eingerichtet. Als Elementarschule wäre diese Anstalt wohl zu spät gekommen; Carvilius aber war, nach demselben *Plutarch* ebends. 54, ein wirklicher litteratus; er erfand das lateinische G; er stand also wohl in der Mitte zwischen Schullehrer und eigentlichem philologischem Grammaticus.

linge nicht immer mit einzelnen Exemplaren versehen waren, dictirt wurde) nach allen Regeln der Wort- und Sachauslegung interpretirte, wozu er einer vielseitigen und gediegenen Gelehrsamkeit bedurfte, so dass hinter diesem Geschäfte weit mehr steckte, als der äussere Anschein verhiess (*Quintilian* Instit. orator. II, 4, 2). Man kann kühnlich behaupten, er habe vollständig dem, was man jetzt von einem philologisch gebildeten, zugleich in der höheren und niederen Kritik nicht unbewanderten Schulmanne fordert, entsprochen, nur dass es natürlich in den alten Zeiten so gut wie jetzt unter diesem Geschlecht edle, ihren Beruf grossartig auffassende und der Wissenschaft, wie der Jugend, wahrhaft förderliche Geister, und gemeine, tagelöhnerische Seelen gab, die das würdige Geschäft, den Götterfunken in der Menschenbrust zum hellen Feuer anzufachen, bis zur Karrikatur entstellten. Wenn *Wieland* sich ein solches Geschöpf unter dem Orbilius vorstellte, so geschah es zufolge seiner zweideutigen Liebhaberei, bei derjenigen Auffassung der Thatsachen stehen zu bleiben, wo dieselben sich von einer lächerlichen Seite zeigten, ohne näher hinzusehen, ob diess Lächerliche in einem inneren Widerspruche oder bloss in einem schiefgenommenen Augenpunkte seinen Grund habe [15]).

Jener *Livius Andronicus*, welchen Orbilius mit seinen Schülern las (über die grundlose Emendation *Bentley's*, Laevi

15) Die Bemühungen des Grammatikers wurden von dem Rhetor fortgesetzt, der jedoch vorzugsweise nun die theoretischen Studien auf die Vorübung zur praktischen Beredtsamkeit concentrirte. Oft war der *Grammatiker* und *Rhetor* in Einer Person beisammen, worauf denn die Zöglinge aus seinem Unterrichte unmittelbar zur Praxis des Forum übergingen (*Sueton* de ill. Gr. 4). Den ganzen Cursus beyder hat uns *Quintilian* in seinem grossen Werke de Institutione oratoria veranschaulicht; von den mannichfaltigen, freilich oft barocken und die Klagen des *Tacitus* (Dial. de Oratorib.), so wie des *Petronius*, ja bereits der sich in *Cicero's* gewaltigen Dialogen de Oratore Unterhaltenden, dass die Theorie der Praxis so wenig nütze, ja geradezu schade, rechtfertigenden Uebungen in den Rhetorenschulen geben die Suasoriae und Controversiae des älteren Seneca und die übriggebliebenen Declamationes, deren wir gegen vierhundert unter Quintilian's Namen besitzen, einen Begriff.

statt Livi, s. zur fraglichen Stelle der *Episteln*), war der älteste Dramatiker Roms, der im Jahre 514 (240) das erste aus dem Griechischen bearbeitete Schauspiel und zwar muthmasslich, obwohl Livius auch, ja vielleicht vorzugsweise, Tragiker gewesen ist, eine Komödie [16]) auf die Bühne brachte und damit jenes regelmässige lateinische Theater eröffnete, welches von da an bis auf die Zeiten des Augustus der lateinischen Litteratur auch einen dramatischen Zweig eingeimpft hat; obwohl derselbe mehr in den Verherrlichungen der Zeitgenossen, namentlich des *Cicero*, als, sobald man von Plautus und Terenz absieht, in einigermassen zusammenhängenden und nach einem höheren Gesichtspunkte nennenswerthen Ueberresten, nachgrünt. Eben dieser Livius aber hatte auch die *Odyssee* in dem altitalischen Nationalmetrum, dem *Saturnischen* Verse, welcher im Rhythmengange dem unsres Nibelungenliedes ähnlich ist, übertragen, und allem Anscheine nach war es dieses Werk, welches Orbilius bei seinem Unterrichte zu Grunde legte. Vielleicht haben wir hier eine Spur, welche über Horazens Kälte gegen seinen alten Lehrer einiges Licht zu verbreiten geeignet wäre. Obgleich diese grammatischen sowohl als die rhetorischen Studien, wie gesagt, sammt Allem, was die Römer ausser dem Bedarfe des praktischen Lebens in Erkenntniss und Bildung geleistet haben, eine griechische Anpflanzung war, so wurden doch diejenigen, welche von eigentlich Italischer Herkunft sich diesen Bestrebungen zuwandten, mit grösserem oder geringerem Bewusstseyn von reinpatriotischen Tendenzen getrieben: sie wünschten die Siegerin des Erdkreises auch mit dem Kranze der Musen geschmückt zu sehen; aber selbst die leidenschaftlichsten Enthusiasten blieben weit von der Absicht entfernt, dass der Nationalgeist in griechischer Zierlichkeit und Finesse verkommen sollte. Bei solchen Schicksalsmomenten vermag jedoch des Einzelnen Thatkraft, wenn die Aspekten sich einmal vestge-

16) Hierüber, so wie über das Leben und die Werke dieses Mannes, der altem Herkommen gemäss Dichter und Schauspieler in Einer Person war, s. *Fr. Osann's* Analecta critica (Berlin 1816) S. 1 fgg. und 39 fgg. Er war ein *geborner Grieche*, Freigelassener des Markus Livius Salinator.

stellt haben, nichts mehr. Die Vorherrschaft des griechischen Elementes in der römischen Litteratur war von dem Augenblick an entschieden, als die Römer sich von dem griechisch- und zwar überdiess Alexandrinisch, d. h. rein gelehrt- und reflexiv gebildeten *Ennius* ihren alten, rauhen, aber charakteristischen, dem Wesen des Italischen Völkerthums durchaus conformen Saturnischen Vers entreissen liessen, und diesen Kunstmann für das zweydeutige Geschenk des Hexameters als den Vater ihrer Dichtkunst begrüssten, ungefähr wie *unsre* Väter es mit dem ehrlichen *Opitz* und seinen Alexandrinern gemacht haben. Gegen die Folgen dieses Misgriffs wäre die römische Litteratur einzig und allein durch ein produktives Talent von grossartiger und genialischer Selbstständigkeit zu schützen gewesen, das durch eine rein volksthümliche und das Volksthum auch der Form nach wieder zu Ehren bringende Leistung das nationalgeistige Selbstgefühl neu belebt hätte. *Virgil*, auch wenn er ein schöpferischerer Genius gewesen wäre, als er war, kam *dazu* zu spät: er musste sich den bereits zweyhundert Jahre lang herrschenden Einflüssen bequemen, und in *seiner* Periode wäre allerdings ein lateinisches Epos in *Saturnischen* Versen ein Rückschritt nnd folglich eine Absurdität geblieben.

Diejenigen, welche des Ennius Zeiten näher gestanden hatten, auch wenn sie das Abrupte und darum Unnatürliche seiner Neuerung empfanden, besassen entweder zum Widerstande keine Gaben, oder sie sahen die Form als etwas Gleichgültiges an und nahmen, durch die Stoffe bereits mit den griechischen Richtungen befreundet, dieselbe aus guter Meinung als eine Verbesserung hin [17]). Denn jene freigelassenen Griechen, welche auf die unbeholfenen und verachteten Anfänge

17) Dass die Einbürgerung des Hexameters in der *deutschen* Sprache jetzt keinen Schutzbrief mehr für die Ennianische in das Latein gewähren kann, gesetzt auch, dass es überall vernünftig wäre, einen Vorgang früherer Zeit durch ein späteres Analogon zu rechtfertigen, bedarf dermalen, da wir über *Klopstock* und *Voss* hinaus sind (in allen Ehren gegen die herrlichen Männer gemeint), keiner Bemerkung. Unser noch denkbares deutsches Epos wird gewiss nicht in Hexametern und deutsche Idyllen vielleicht gar nicht mehr geschrieben werden.

einer urlateinischen Poesie die Kunst ihrer Nation pfropften, hatten an sich kein Interesse, sich lieber mit selbstständigen, den Vorstellungen ihrer Gebieter angemessenen und gleichartigen Erfindungen abzuquälen, als aus dem üppigen Vorrathe des ihnen selbst Angebornen und Herkömmlichen mit und ohne Auswahl zu schöpfen: und da einmal das Kind des Hauses an Jahren, Anlagen und Ausbildung zurückstand, da die überseeischen Pädagogen nicht aufhörten, auf dessen Rohheit, Ungeschick und Mangel an guter Lebensart hohnlachend zu schmähen, so gewöhnten sich die kurzsichtigen und von geistiger Entwickelung keinerlei speculativen Begriff besitzenden Väter allmählig auch ihrerseits, es vollends zu verabsäumen und den anmasslichen, ja herzlosen, aber geleckten und geschniegelten Eindringling an dessen Stelle zu nehmen [18]).

Unter solchen Umständen konnte die Reaktion gegen das Uebergewicht eines ausländischen Litteraturgeistes lediglich auf einzelne zähe und eben dadurch, dass sie wider die allgemeine Bethörung keine Hülfe sahen, zur Morosität und zu schroffer Isolirung in ihrer Persönlichkeit hingedrängte Charaktere beschränkt bleiben. Es ist natürlich, dass dieselbe vorzugsweise den Gemüthern derer zur Angelegenheit wurde, welche mit römischer Nationalerziehung es ernst meinten und die Berufspflicht des Jugendlehrers in der Aufgabe erkannten, dem überhandnehmenden Geiste griechischer Ausgelassenheit in den Sitten und kosmopolitischer Frivolität in der Denkart mit allen Kräften zu steuern. Diese mochten auch wohl vorzugsweise die Schätze der älteren, vorennianischen Litteratur, welche doch der Form nach noch Altrömisches hatten,

18) Warum es mit der lateinischen Beredtsamkeit nicht ganz so wie mit der lateinischen Poesie gegangen ist, liegt darin, dass die erstere ein praktisches Bedürfniss zu erfüllen hatte, und folglich mit erborgten Federn unmöglich ausreichen konnte. Dass aber die Römer an sich selbst zur Poesie sehr qualificirt waren, geht schon daraus hervor, dass wir sie zur Philosophie ganz und gar verdorben sehen. Auch legt Italiens Poesie und Kunst im Mittelalter und dem sechzehnten Jahrhundert, ehe all sein politisches Leben unterdrückt wurde, dafür Zeugniss ab; und die angeborne Poesie des Italienischen Charakters ist noch jetzt die Ursache, warum Italien keine nationale Philosophie aufzuzeigen hat.

mit ihren Scholaren behandeln, und wenigstens ist ein Kampf zwischen den Liebhabern des Alten und Verjährten und den Verehrern des Neuaufblühenden und Modischen aus vielfältigen Aeusserungen römischer Schriftsteller in der Art als Thatsache zu entnehmen, dass fortwährend, von den Zeiten des alten *Cato* an bis in die des *Domitianus* hinein, der Conflikt beider Elemente bemerkbar bleibt; wobei dem Genius Griechenlands bald als dem Schöpfer und Stifter alles geistigen Segens Weihrauch gestreut, bald eben derselbe als ein Dämon der Verweichlichung und der Verworfenheit verunglimpft und gelästert wird [19]. Nach Allem, was wir über den *Or-*

19) Mancher Zug, der in eine ausdrückliche Behandlung dieses Capitels gehören würde, wäre hier, besonders aus *Cicero's* Werken, zusammenzutragen. Ich sehe die Spuren dieser Antipathie gegen das Eindringen griechisches Wesens bereits z. B. in der bei dem Arpinaten (der die altrömische Rusticität bei aller Verehrung der griechischen Musen auch selbst nie ganz bewältigen kann) wiederholt zur Sprache gebrachten Satze des *Pacuvius*: „philosophari volo (Neoptolemus), sed paucis; nam omnino haud placet", einer ächt römischen Sentenz, die noch in den Maximen des Agricola bei *Tacitus* Kap. 4 widerklingt. Das erste Auftreten griechischer Philosophen in Rom (s. unten Anm. 24) fällt in's Jahr 593, gerade in des *Pacuvius* Blüthezeit. Er und *Accius* waren freieingeborne Römer, keine freigelassenen Griechen. Diess ist wichtig. Hauptsächlich ist aber hier an die Thatsache zu erinnern, dass sich *Horatius*, der übrigens desswegen weder von griechischem Blute abzustammen, noch von Kindesbeinen an griechisch gebildet zu seyn brauchte, für seine auf die griechischen Vorbilder ausschliesslich hinweisende Muse (A. P. 268 fgg. 323 fgg.) sein Lebenlang mit den neidischen Lobern der Vorzeit herumgschlagen (in welchem Bezug besonders auch *Episteln* II, 1, von 18 fgg. an, wichtig ist); dass er die Anpreiser des allerdings nationaleren *Lucilius* wiederholt (*Satiren* I, 4 und 10) zurechtweisen muss; und dass dieser dennoch sogar zu *Quintilians* Zeiten ihm vorgezogen wurde. Ich erinnere ferner an des *Persius*, eifrigen und enthusiastischen Nachahmers von Horaz, beständigen Kampf für die doctores Graji; und im Gegensatze zu allem dem an *Juvenal's* wüthenden Grimm gegen Alles, was Griechisch heisst, und seine dadurch bis zum Absurden gesteigerte Vorliebe für das Rom der Curier und der Cincinnatus. Man darf dabei nicht vergessen, dass diese Männer sämmtlich aus Grammatiker- und Rhetorenschulen hervorgegangen, ja Juvenal selbst ein Rhetor war. Wo sollte auch zu solchen litterarischen Sympathieen oder Antipathieen der Grund gelegt worden seyn, als in den Schulen?

bilius wissen, dürfen wir in ihm einen jener scharfkantigen Vertreter altrömischer Zucht und auf sie zurückgehendes litterarisches Geschmacks erblicken; womit der etwas boshafte Seitenhieb seines Zöglings, aus welchem man so viel Aufhebens gemacht hat, einfach erklärt wäre. Denn in Horaz, einem mehr zur Anmuth und zu geselliger Heiterkeit, als zur Hoheit und zu schroffer Vereinsamung geschaffenen Geiste, musste sich früh und unstreitig bei der ersten Bekanntschaft mit griechischer Grazie jene Begeisterung für dieselbe regen, die er sein Leben hindurch behauptet und in seinen Darstellungen offenbart hat. Damit mochte er seines Lehrers altfränkischer Strenge schon früh entgegengetreten seyn: man merke nur wohl, es betraf eine Opposition der ästhetischen Neigungen, bei welcher die sonstige Achtung vor der Person des Meisters unangetastet bestehen konnte. Dass Horaz in Rom, also nicht bereits in Venusia, die Bekanntschaft griechischer Musen, und zwar in der Originalsprache [20]), gemacht, bezeugt er selbst *Episteln* II, 2, 41 fg. Nichts ist hinderlich, ihm auch dabei den Orbilius zum Führer zu geben; denn in der Schule des Grammatikers wurde Griechisch und Lateinisch neben einander betrieben, ja *Quintilian* (I, 1, 12) will sogar mit dem Griechischen angefangen wissen.

Hiernächst erscheint Horatius, nach Abschluss seiner römischen Bildungslaufbahn, in *Athen*, welche Stadt damals die Hochschule römischer Jünglinge, sonderlich in der Philosophie, war. Dass letztere auch Horazens Hauptzweck bei seinem Aufenthalte in Griechenlands geistiger Kapitale gewesen, ersehen wir aus den zwey folgenden Versen der so eben angeführten Epistelstelle. Folgen wir einer Andeutung derselben Epistel (Vers 81 fgg.), in welcher wir des Dichters eigne Persönlichkeit verhüllt zu denken allerdings Ursache haben, so hätte er *sieben* Jahre in Athen zugebracht, wäre

20) Er studirte die *Ilias*, von welcher es nicht eben so, wie von der *Odyssee*, eine Uebersetzung aus Roms erster Litteraturperiode gab. Eine solche unternahm, wie es scheint als der Erste, Cäsar's Zeitgenoss und Freund, *Knaeus Matius*. S. Passow *zum Persius* I, 48, S. 278. Homer und Virgil sind bei Quintilian die Hauptnahrung des Grammatikschülers.

folglich, da er diese Stadt allem Anscheine nach im Winter von 710 auf 711 verliess, ungefähr 705, wo er in sein siebenzehntes Jahr ging, dahin gelangt [21]). Zuvor wird er nach dem Herkommen die männliche Toga genommen haben (vgl. zu *Sat.* I, 2, 16).

Was für Lehrern der junge Dichter an seinem neuen Wohnsitze gehuldigt habe, giebt er selbst nicht zu erkennen: doch führt uns obige Stelle darauf, dass er sich vorzugsweise den mit Plato's Schule zusammenhängenden Meistern und Lehransichten gewidmet haben werde. In der Akademie, dem sich von Plato direkt herleitenden Systeme, that sich damals *Theomnestus* hervor; die peripatetische Schule, der Nebenzweig, rühmte sich des *Kratippus* (Plutarchs *Brutus* 24). Wenn Horaz, wie man eben ohne sonderliche Beweisbarkeit annimmt, des letztern Schüler ebenfalls war, so hatte er dort den jüngeren *Markus Tullius Cicero* zum Commilitonen. Dieser, geboren 690, hatte im Pompejanischen Bürgerkriege bereits das eine Reiterregiment (ala) des Pompejus, als sechzehnjähriger Jüngling, commandirt, wobei er sich durch Geschicklichkeit im Reiten und Bogenschiessen, so wie in tapferer Ausdauer bei allen kriegerischen Strapatzen ausgezeichnet, auch die Schlacht bei Pharsalus mitgemacht hatte (*Cicero der Vater* de Officiis II, 13). Jetzt setzte er, seit dem Jahre 709 (vgl. Cicero *an Atticus* XV, 15, welcher Brief 710 geschrieben ist), seine Studien in Athen fort: zu Horaz hat aber der

21) Auf Data bis auf Tag und Stunde lassen sich dergleichen Dinge nicht zurückführen, und nur eine imperitia umbratilis könnte auf eine infallible Rechnung bei ihnen bestehen wollen. Ich calculire nach römischer Weise, die Ausgangs- und Abschlusszahlen immer mit eingerechnet, wonach Horaz im Jahre 689, obwohl nicht vier Wochen vor dessen Schlusse geboren, doch schon sein erstes Jahr zählt. Warum man insgemein mit *Masson* annimmt, Horaz sey mit dem jüngern Cicero gleichzeitig 709 nach Athen gegangen, da doch dieser erstlich ein Jahr jünger war, und zweitens sich gar keine Beziehungen unsres Dichters zu den Ciceronen nachweisen lassen, sehe ich meinerseits nicht ab; und wenn *Orelli* dieser Voraussetzung zu Liebe die *sieben* Jahre für eine festiva hyperbole hält, so ist hier diesem festivum caput, welches ich bei dieser Gelegenheit aus der Ferne begrüsse, eine kleine Menschlichkeit begegnet.

vornehm gewöhnte, mit seines Vaters Gelde nicht zum Besten hausende Jüngling, wie es scheint, in keiner Beziehung gestanden [22]).

Die Absichten dieser Philosophie studirenden Römer waren wesentlich praktisch. Bei Weitem die Mehrzahl strebte lediglich das bei dem Grammatiker und Rhetor Gelernte zu erweitern und unter geprüften Meistern der Denk- und Disputirkunst sich die Vortheile geistesschneller Gewandtheit und gefälliger Vielseitigkeit im Vortrage anzueignen. Den Wenigen, welche Philosophie um der Sache willen trieben, war es gleichwohl auch minder um die speculative Erkenntniss des Uebersinnlichen, als um einen Grundsatz der Sittenlehre zu thun, an den man auf dem stürmischbewegten Meere des Daseyns als an einen vesten Anker sich halten, und wenn man scheitern musste, im Troste an ihm untergehen könnte. Jenen ersten kamen hauptsächlich die verschiedenen Fraktionen der *akademischen*, diesen letzteren am Meisten die *stoische* und *Epikureische* Schule entgegen.

Auf des *Sokrates* feine, eine Wissenschaft des Alls mehr der Idee nach voraussetzende, als der sterblichen Erkenntnisskraft zugänglich ansehende Erörterungskunst hatte *Plato* jenen begeisterungsvollen Idealismus gebaut, der zwar die Wissenschaft ebenfalls als ganz und vollkommen nur in Gott denkend, gleichwohl den Menschengeist, als göttlicher Natur, höherer Wahrheit fähig und durch die Lust an ihr unablässig beseelt anerkannte: womit an und für sich die Gewissheit eines höchsten Guten, Schönen und Wahren, als der ursprünglichste Schatz menschliches Empfindens und Denkens, gegeben schien, deren hellere oder dunklere Offenbarung aber nur eben von der grösseren oder geringeren Reinheit des empfangenden Gefässes abhing; wie denn alles irdische Seyn lediglich eine Abschattung, eine Incarnation des Göttlichen, und die Kraft der Seele, sich Ideen und Begriffe zu bilden, nicht ein Akt selbstständiger Vernunftübung, sondern einzig und allein eine Erinnerung ehemaliger ausserirdischer Zustände

22) S. über diesen Sohn des Cicero *Weichert's* Excursus IV zu seinen Abhandlungen de L. Vario et Cassio Parmensi S. 328 fgg.

dünkte. Diese grossartigen, wenn auch etwas überschwenglichen Gedanken suchte Plato's Schule, die *Akademie*, so benannt von einem dem Heros Akademus geweihten, mit einem heiligen Haine und schönen Spatziergängen umgebenen Gymnasium oder Turnplatze, eine Viertelstunde nordwestlich von Athen, wo der Stifter wohnte und lehrte, mindestens in der ersten Generation, der sogenannten *alten* Akademie, deren Haupt *Speusippus*, Plato's Schwestersohn, war, wo nicht weiter fortzubilden, doch zu bewahren; wiewohl bereits eine Beimischung von Pythagoreischem Mysticismus, mit dem schon Plato sich in späteren Jahren viel beschäftigt hatte, die Vieldeutigkeit derselben etwas zu verwirren begonnen haben mochte. Dieser Uebelstand, besonders aber die völlig unfruchtbaren, absolut phantastischen Grübeleien, zu welchen insonderheit des Pythagoras Zahlensymbolik Veranlasssung gab, rief, wie es zu gehen pflegt, in derselben Schule ein entgegengesetztes Extrem, das Uebermaass nüchterner Bedenklichkeit, hervor. Jenes von Sokrates ausgesprochne Wort: „das, was er gewiss wisse, sey, dass er nichts wisse", womit am letzten dieser die Einheit der Erkenntniss und der Tugend so oft geltend machende Weise einer völlig grundsatzlosen Empirie konnte den Vorwand leihen wollen, ward von *Arcesilaus*, dem Stifter derjenigen Akademie, welche die Alten als die *mittlere* bezeichnen, dahin ausgedehnt, dass er aufstellte, „er wisse nichts, nicht einmal das, was Sokrates ausgenommen habe, dass er nichts wisse." Diese Sentenz, einem trostlosen Skepticismus, d. h. dem absoluten Dahingestelltseynlassen der Wahrheit, Thor und Thür öffnend und nichts mehr übrig lassend, als eine problematische Erkenntniss, die sich nach dem höheren oder geringeren Grade der Probabilität, d. i. der Wahrscheinlichkeit, zu orientiren suchte, musste allen Sinn für das Göttliche untergraben, sonderlich seit *Karneades*, mit dem die *dritte* oder *neue* Akademie anhebt, auch das Sittliche in diess zweifelvolle Gebiet riss, und, die Existenz eines von Natur Guten und Bösen verleugnend, beydes lediglich von Umständen und politischer Convenienz hergeleitet wissen wollte.

Als Waffe ihrer wissenschaftlichen Forschungen hatte die

akademische Schule die von Sokrates begründete *Dialektik*, d. h. „das Trennen (der Begriffe) nach Gattungen, dass man weder denselben Begriff für einen andern, noch einen andern für denselben halte,“ demzufolge der dieser Kunst Kundige „Eine Idee durch viele einzeln von einander gesonderte nach allen Seiten aus einander gebreitet, und viele von einander verschiedene von Einer äusserlich umfasst, und wiederum Eine durchgängig nur mit Einem aus vielen verknüpft, und endlich viele gänzlich von einander abgesondert, genau bemerkt [23]),“ in welcher Plato die Wissenschaft des Absoluten schlechthin begriff, gleichsam erbschaftlich empfangen. Sie spitzte dieselbe, nach den nunmehrigen skeptischen Richtungen mehr um Formen der Darstellung, als um Auffindung des Wesens bemüht, zu der versatilsten Disputirkunst aus, und der Triumph der Weisheit war fortan wieder, wie es einst im Zeitalter der Sophisten ergangen war, über einen und denselben Gegenstand nach einander erst *für* und dann *wider* einen glänzenden Vortrag halten zu können. Jene anregende, belebende, das Feuer eines schönen Enthusiasmus für die Wahrheit unterhaltende Methode der gesprächsweise fortschreitenden *gemeinschaftlichen* Aufspürung, wobei der Meister, nach des Sokrates Ausdrucke, gleichsam die Hebamme bei der im Schüler zum Durchbruche gelangenden Einsicht machte, ward mit dem rednerisch einseitigen Vortrage vertauscht: in dieser Gestalt brachten die griechischen Philosophen ihre nationale Weltweisheit nach Rom und gaben dort zu Anlegung von Schulen der Beredtsamkeit den vornehmsten Impuls [24]).

23) Plato's *Sophist* p. 253 D. nach *Schleiermacher's* Uebersetzung. Das Sokratische Verfahren durch Frage und Antwort ist natürlich geistreiche, geniale, das eigenthümlichste Wesen der Kunst mit enthaltende, aber dennoch nicht ausschliessliche Form.

24) Insgemein wird dieser Impuls an die berühmte Gesandtschaft geknüpft, welche im Jahre 599 (155) die Athenienser nach Rom schickten, um eine ihnen wegen Plünderung der Stadt Oropus auferlegte Geldbusse beim Senate zu depreciren: sie hatten dazu drei Philosophen, *Karneades* den Akademiker, *Kritolaus* den Peripatetiker, und *Diogenes* den Stoiker, gewählt, deren glänzende Beredtsamkeit und disputatorische Gewandtheit so gewaltiges Aufsehen erregte, dass die römische Jugend ihnen begeisterungsvoll zuströmte und der alte

Nach Karneades übrigens verlor sich einigermassen der skeptische Geist aus der Akademie: *Philo* von Larissa, der eben desshalb als Haupt einer *vierten* Akademie betrachtet wird, Cicero's des Aelteren Meister, näherte sich wiederum den idealistischen Ansichten des Plato, und sein Schüler, *Antiochus* von Askalon, den man gar an die Spitze einer *fünften* Akademie stellt, suchte stoischen Dogmatismus in die akademische Schule, und zwar auf den Grundlagen der alten Akademie, überzuleiten. So stand es um die akademische Schule in den Zeiten Cicero's: was *Theomnestus*, zu Horazens Zeit deren Haupt in Athen, für Ansichten gehegt habe, ist unüberliefert; wahrscheinlich aber, dass er dem Geist des Eklekticismus, d. h. der Vermittlung und Verquickung widerstrebender Systeme, welcher sich einmal Bahn zu brechen begonnen hatte, keineswegs mit originaler Selbstständigkeit wird entgegengetreten seyn.

Selbstständig hatte sich aus Plato's Schule die *peripatetische* unter dem grossen Meister *Aristoteles* entbunden. Dieser gewaltige Mann kämpfte wider die vor dem praktischen Verstande sich als überschwenglich erweisende Voraussetzung seines Lehrers, dass die Begriffe als ursprüngliche Ideen in der Menschenseele lägen und durch die sinnliche Empfindung lediglich als Wiedererinnerung belebt werden sollten, mit aller Kraft einer scharfen Sonderungs- und Demonstrationskunst, und indem er der sinnlichen Vorstellung das Recht vindicirte, unter Leitung des prüfenden Verstandes das Wahre zu erkennen, führte er die Wissenschaft auf das Gebiet der Erfahrung zurück. Von den niederen Begriffen wird vermöge der *Induction*, d. h. des Schlusses vom Individuellen auf das Allgemeine, zu den höheren aufgestiegen und die *Logik*, d. i. die Kunst, von Begriffen auf Sätze, von Sätzen auf Schlüsse zu gelangen, ist die Wissenschaft der Erkenntniss des Absolu-

Cato ihre baldigste Abfertigung betrieb, um die Seelenverführung zu entfernen (*Plutarchs* Cato major 22; *Gellius* VII, 14). Diese Voraussetzung ist nicht ganz genau. Bereits 593 (161) hatte ein Senatsconsult die (griechischen) Philosophen und Rhetoren aus der Stadt verwiesen (*Sueton* de Cl. Rh. 1; *Gellius* XV, 11): es war also bereits vorher versucht worden, die Philosophie in Rom einzuführen.

ten. Diese an und in sich kompakte und auf einem tüchtigen Fundamente beruhende Lehre führte demohngeachtet die sehr natürliche Gefahr mit sich, der Idee allzu viel zu Gunsten des blossen Verstandes zu vergeben, zumal da Aristoteles die sittliche Bestimmung des Menschen nach einem bedenklich vieldeutigen Ausdrucke in die *Glückseligkeit* setzte, welche ihm zufolge freilich in der rastlosen Thätigkeit zu höherer Ausbildung gesucht werden sollte, von sich selbst aber schon zu der nahe liegenden Verwechslung des sittlichen Wohlseyns mit dem sinnlichen führen musste. Seine Schüler cultivirten mit besondrer Vorliebe die Erfahrungswissenschaften, wie denn namentlich die Naturkunde den beyden ersten Häuptern dieser Schule, *Aristoteles* und *Theophrastus*, ihre wissenschaftliche Gestaltung und eine für jene Zeit staunenswerthe Ansammlung von folgenreichen Beobachtungen und reichhaltiger Kenntniss verdankt: da sie sich aber einem einseitigen contemplativen Leben ergaben und, weniger streitrüstig wider andere Sekten, als die Akademiker, ihre Zeit mit einem resultatlosen Disseriren verbrachten, so blieben sie auf die Entwickelungen der philosophischen Wahrheit je länger je mehr ohne Einfluss, und fanden namentlich auch bei den Römern geringen Beifall. Was *Kratippus*, des jungen Cicero und möglicherweise Horazens Meister, für Ansichten in der Lehre gehabt habe, wissen wir nicht: Cicero der Vater lobt ihn im Allgemeinen als einen Fürsten seiner Sekte (die Stellen bei *Beier* zu de Officiis II, 2, 8); da er aber denselben in seiner Aufzählung der bedeutendsten Peripatetiker, de Finibus V, 5, übergeht, so scheint derselbe über die Gabe geläufiger Mittheilung hinaus nichts Eigenthümliches gehabt zu haben.

Dem römischen Charakter unleugbar am Meisten verwandt zeigte sich die *Stoa*, ein Name, welcher der bekannten Philosophenschule von jener bunten, d. h. mit Gemälden geschmückten, Athenischen Säulenhalle *(Pöcile)* gekommen ist, in der ihr Stifter, *Zeno* von Cittium in Cypern, seine Anhänger versammelte. Er selbst, ein durch Schiffbruch um sein Vermögen gekommener Kaufmann, hatte wider sein Missgeschick in dem Unterrichte des Cynikers *Krates* den Gleichmuth des Weisen gesucht. Der Cynismus aber erschien ihm

zu roh; er versuchte es mit andern Schulen, vornehmlich der akademischen, um nach zwanzig Jahren eifriger Studien als Haupt einer eignen Genossenschaft aufzutreten, in der vor Allem auf ein sittlich strenges, alles Aeussere als gleichgültig ansehendes Leben gedrungen wurde. In allen Erscheinungen des Daseyns eine von Ewigkeit her waltende Nothwendigkeit erblickend, suchte die Stoa ihre Schüler wider das Unvermeidliche durch das dreifache Erz eines unerschütterlichen Willens zu stählen, indem sie die Tugend, d. h. ein consequentes Vesthalten des für Recht und Pflicht Erkannten, nicht bloss, wie es viele Akademiker machten, für das höchste, sondern schlechthin für das einzige Gut erklärte, und im Entscheidungsfalle lieber das Leben, als die Ueberzeugung zu lassen befahl. Machte schon diese Lehre sich durch die Hypokrisie, welche sich bei vielen ihrer Anhänger unter die rauhe Hülle verkroch (vgl. zu *Satiren* I, 1, 14 und Juvenal's *zweyte Satire*), durch einzelne allzu weit getriebene Paradoxen (zu *Satiren* I, 3, 95 fgg.), durch die borstige und spitzfindige Disputirsucht, die sie sich angewöhnt hatte, seit ihr Hauptheld *Chrysippus* (zu gedachter *Satire* Vers 127) mit dieser ihrer eignen Waffe die alle Wahrheit unterminirenden oder nivellirenden Lehren der Akademiker zu bekriegen die Losung gegeben, in den Augen der Weltleute und der witzigen Köpfe, wie namentlich unsres Horatius, zu einem Gegenstande des Spottes: so bleibt sie demohngeachtet in den Fundamenten ihrer Tugendlehre höchst ehrwürdig, und behält den Ruhm, sich dem allgemeinen Sittenverfall mit grossartigen Anforderungen entgegengestemmt zu haben. Sie hat namentlich auch das Verdienst, dass sie von einem müssigen Dahinbrüten, dem in den verzweiflungsvollen Zeiten Griechenlands nach Alexander aus Weichlichkeit und Selbstsucht sich die Meisten ergaben, abmahnte, und dem Staate gerade unter Gefahren zu dienen als die Pflicht der Bessern bezeichnete. Zöglinge von ihr waren es, die in den Zeiten der sterbenden Republik, und unter den schlimmsten der Kaiser, das römische Staatsleben von der Versunkenheit zu reinigen bemüht waren; und konnten *Cato* und *Brutus* nicht die Freiheit retten, *Cremutius Cordus* und *Paetus Thrasea* nicht die Tyrannei zur

Besinnung bringen: das Beispiel, das diese Männer in ihrem Tode gegeben, hat zu allen Zeiten die Edelsten bewegt, und mag man über ihre Grundsätze denken, wie man will, sie beweisen auf ewig, dass des Menschen sittlichstes Theil ist, eine Ueberzeugung zu haben.

Dem Stoicismus gegenüber steht jene behagliche *Philosophie der Gärten*, d. h. die Epikureische; denn Epikurus war nach Plinius, *Naturgeschichte* XIX, 4, 19, der erste Privatmann, der mitten in einer Stadt (Athen) einen Garten bezog und das Landleben in die Mauern verpflanzte. Dort ergab er sich allerdings nicht, wie die Mehrzahl derer, die es ihm heutzutage nachzumachen und ihre Ausgelassenheit mit seines Namens Ansehen zu schützen vermeinen, der Schwelgerei: denn persönlich war er ein sehr mässiger, nüchterner und geistreich liebenswürdiger Mann; wohl aber, was ihm seine Hauptgegner, die Stoiker, am Meisten verdachten, einem von allen öffentlichen Sorgen abgewandten, beschaulichen Leben. Das Universum, Geister und Leiber, nach *Demokrit's* Vorgange (von diesem s. zu Horazens *Episteln* I, 12, 12) aus *Atomen*, d. h. untheilbaren Körperchen, bestehen lassend und folglich eine Auflösung der Seele so gut wie des Leibes voraussetzend, erkannte er im Daseyn nichts Waltendes, ausser dem Zufall, welchem der Mensch nichts entgegenzuhalten habe, als den Gleichmuth des Weisen, der selbst unter den härtesten Qualen sich bewähren und der Seele Heiterkeit darthun muss. Diess ist eben jener Genuss (ἡδονή, voluptas), worin er das höchste der Güter erkannte, den er aber nicht sowohl als ein Leben in Saus und Braus, wie man es ihm nachgesagt hat, denn als eine von Verdruss und Leiden ungetrübte und auch *untrübbare* Stimmung (ἀναλγησία, indolentia) definirte. Allerdings ist dem Weisen gestattet, das Leben mit seinen Gütern zu geniessen, und ihm darin keine andre Beschränkung auferlegt, als eben die eigne innre Zufriedenheit und Seelenruhe; aber mit eben dem Gleichmuth und ruhiger Entschlossenheit soll derselbe das Zeitliche fahren lassen, sobald die Seelenruhe dadurch gefährdet wird, oder ein Uebermaass der Uebel die sittliche Haltung unmöglich macht: wo denn ein freiwilliger Tod, freilich aus ganz ent-

gegengesetzten Grundsätzen, als bei den Stoikern, ebenfalls gerechtfertigt erscheint. Im Geiste dieser Lehre gab des Brutus Genosse *Cassius* die Welt auf. Der Grund aber, wesshalb gerade die beyden Systeme der Stoiker und der Epikureer unter den Römern ein unleugbares Uebergewicht ihres Anhanges vor den übrigen Sekten bekamen, lag offenbar in deren entschiedenem Dogmatismus. Der römische Sinn ging, im Denken und im Leben, auf das Positive: eine bloss betrachtende, hin- und hermeinende, hin- und herzweifelnde Ansicht, dumpfigem, im Schatten der Studirstube verkümmerndem Müssiggange angemessen, widerstand ihm: er wollte die Genugthuung des Handelns oder die Wollust des Geniessens, aber beyde ganz und ohne Circumscription. In der akademischen oder peripatetischen Schule ging man zu Gaste, um von deren Redekünsten zu profitiren; mit Zeno, mit Epikurus, wollte man leben oder sterben.

Wir dürften mit dieser Uebersicht unsre Abschweifung auf die philosophischen Studien in Horazens Zeit abschliessen, da es uns nicht um Vollständigkeit, sondern um Andeutung dessen, was zu des Dichters Lebensgeschichte erforderlich, zu thun ist. Darum sind hier sowohl die vorsokratischen Systeme, der Ionischen Physiker, der Eleaten, der Pythagoreer, als die gleichzeitigen und späteren, das der Megariker, der Cyniker, der Skeptiker, als auf welche unser Dichter selten oder niemals einen Bezug nimmt, unberührt geblieben: die vereinzelten Anspielungen auf Personen oder Lehren aus diesen Sphären finden ihre Erläuterung bei den betreffenden Stellen. Aber eines Systemes oder vielmehr seines Schöpfers müssen wir hier zuletzt und gesondert, wie es selbst gesondert dastand und eigentlich mit dem Meister selbst wieder unterging, gedenken: diess ist das *Cyrenaische* oder das des *Aristippus* aus Cyrene. Dieser durch Wieland's Werk als eine Art von romantischer Person in die moderne Welt eingeführte Philosoph scheint den Horatius, mehr des in Betreff seiner überlieferten Persönlichen, als seiner Lehre willen, besonders angesprochen zu haben, wie die wiederholten Erwähnungen *Satiren* II, 3, 99 fgg. und *Episteln* I, 1, 18 fg. 17, 13 fgg. in ihrem Zusammenhange darthun. Reich und vornehm ge-

wöhnt, begründete Aristippus seinen Umgang mit Sokrates, dessen sich verbreitender Ruf ihn nach Athen lockte, nicht, wie die Athenischen Eupatriden Alcibiades und Kritias, auf die Absicht, bei ihm die Menschen in den Staatsintriken bearbeiten zu lernen, sondern auf das reine Interesse an Geistesbildung und Weisheit. Er wollte dabei weder einen Schweif von Nachtretern hinter sich herziehen, noch über dem Studium auf des Lebens Freuden verzichten. Diess Letzte musste natürlich machen, dass er des Sokrates Ansichten einigermassen alterirte. Denn wenn dieser, voraussetzend, dass alle Menschen von Natur aus nach Glückseligkeit streben, ihnen dieselbe in der durch Erkenntniss sich vollendenden Tugend zeigte, die durch Bekämpfung der Sinne in einem harmonisch befriedigten Leben der Seele den Genuss gewährt, welcher allein des Weisen würdig ist: so wollte Aristippus dem Sinnengenusse keineswegs entsagen, wohl aber durch Sokratische Mässigung, durch geistesfreie Herrschaft der Seele über den Leib, ihn gezügelt wissen. „Die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterzuordnen (Horazens *Episteln* I, 1, 19),“ d. h. Unabhängigkeit und Resignation gegen alle äussere Anforderungen und in den entgegengesetztesten Lebenslagen üben zu *können*, wo aber das Vergnügliche unverwehrt zu Gebote stand, sich ihm ohne Reue dahinzugeben, das war der Inbegriff Aristippischer Praxis. Er lehrte, das Gute sey der Genuss (ἡδονή), das Böse die Beschwerde (πόνος), welche Begriffe nun *er* zwar, wie man sich denken darf, mit Sokratischer Milde möglichst geistig zu deuten bemüht seyn mochte, damit aber nicht abwehren konnte, dass seine Philosophie eine starke Färbung von Sinnlichkeit bekam, so dass man dieselbe eine Vorläuferin des Epikureismus nennen dürfte. Ja, während Epikur *seinen* Genuss, als das höchste Gut des Weisen, in einem Freiseyn von Missbehagen suchte, dünkte dieses den Cyrenaikern zu wenig positiv zu seyn, und sie begriffen den *ihren* geradezu als einen sanft anregenden Reiz, welcher anderswoher, als aus der Sinnenwelt, zu kommen vor einem unbefangenen Sinne nicht füglich vermag. Im Handeln stellten sie nur die gemeinen Motive der Lusterregung und des Vermeidens von Schaden und Nachtheil auf, wodurch natürlich

das Individuum zum Mittelpunkte der Welt gemacht und danach gar nicht gefragt wird, ob man auch gegen Mitmenschen und Vaterland Pflichten habe. Es war diess eine Philosophie egoistisches Dilettantismus, welche bloss durch persönlichen Charakter einige Haltung gewinnen konnte: Aristippus selbst, nach dem, was uns von ihm überliefert wird, kam nicht selten in den Fall, sich aus Verlegenheiten mehr mit dem Witze des Parasiten, als mit der Würde des Weisen zu ziehen, und wenn man zugestehen kann, dass seine Gleichgültigkeit gegen die Reichthümer bei einem von Haus aus an Reichthum und Wohlleben gewöhnten Manne, so wie seine Unterscheidung, dass man wohl dem Genusse sich hingeben, mitnichten aber die Begier desselben in sich nähren dürfe, allerdings noch einige Superiorität der Denkweise beurkundet, so steht doch so viel vest, dass Systeme, wie das seine, für wirklich zur Speculation geschaffne Köpfe eine viel zu lose Grundlage besitzen, und dagegen den flachen und anmasslichen das gefährliche Beispiel geben, für philosophische Grundsätze zu halten, was eigentlich nur eine sophistisirende Selbstsucht ist. Man konnte unleugbar als Epikureer ein wahrerer Philosoph seyn, wie als Cyrenaiker; was zum Theil erklärt, warum die letztere Schule nur in wenigen, von dem Meister vielfach abweichenden Individuen fortgelebt hat und bald im eigentlichen Sinne aufgetrocknet ist, während die des Epikurus sich durch Jahrhunderte behauptet hat, ja in gewissem Sinne nie erlöschen wird.

Kommen wir nun auf Horaz zurück, und sehen uns um, was die philosophischen Studien für einen Einfluss auf ihn geübt haben, so wird hierbei zuvörderst zu unterscheiden seyn, in wiefern man ihn als Menschen und in wiefern als Dichter betrachtet. Für beyde Auffassungsweisen sind natürlich seine Gedichte die Hauptquelle; jedoch gehört zu der ersten ganz wesentlich eine vollendete Uebersicht seines äussern Lebens, und daher verschieben wir diesen Punkt billig, bis letztere gegeben ist. Beziehen wir uns aber lediglich auf den Dichter, den wir seinen Werken nach als bekannt voraussetzen dürfen, so ist gleich von vornherein aufzustellen, dass in diesen als solchen von einem philosophischen Systeme, d. h. von

einer folgerecht zusammenhängenden und sich bei jeder Gelegenheit gleichmässig geltend machenden Einheit philosophischer Ansichten nichts zu spüren ist: vielmehr ergiebt sich, dass Horatius die verschiedenartigsten Lehrsätze nach poetischer Convenienz in seine Dichtungen verwebt, ohne sich an den einen oder den andern für immer gebunden zu erkennen. Die philosophischen Dogmen erscheinen demgemäss in den Horazischen Werken lediglich als poetischer Stoff, mit welchem nach Willkür aus einem Standpunkte geschaltet wird, vor welchem das Leben und die Lehre gleich ruhig ausgebreitet liegen und der kunstreichen Hand lediglich dienen, in den bunten Teppich, den sie unter Anleitung der schaffenden Phantasie zu weben beflissen ist, aus ihnen Blumen zu pflücken. Mit Einem Worte, in Horazens Dichtung erscheint die Philosophie der Poesie durchaus untergeordnet: er ist nicht derjenige Meister, welcher vermöge einer göttlichen Begabung jene höchste Identität des absoluten Lebens in der vollkommensten Verschmelzung der dichterischen und philosophischen Intuition zur Erscheinung bringt, wie es den Genien erstes Ranges, einem *Aeschylus*, *Pindar*, *Sophokles*, *Shakspeare* oder *Goethe*, verliehen war; aber er besitzt doch Naivität genug, um sich nicht von der Reflexion überwältigen zu lassen, und dem speculativen Gehalte seiner Darstellung die ideale Einheit eines freien inneren Lebens zu erhalten. Es ist ein bekannter Satz, dass der Dichter, sobald er Philosoph werde, aufhöre, ein Dichter zu seyn. Eine unleugbare Wahrheit, sobald eben diese Sonderung in ihm hervortritt! Darum ist *Lukretius*, an natürlicher Fülle und Tiefe des Gemüths an und für sich dem Horatius überlegen, da, wo ihm die trockenen Theile seines Stoffes über den Kopf wachsen, so nüchtern, so prosaisch, so ungemüthlich. Man behilft sich damit, diesen Dichter zu beklagen, dass er sich einem so trostlosen Systeme dahingegeben: man sollte sagen, er hatte den Stoff nicht frei genug in sich aufgenommen, um ihn ganz in sein inneres Leben zu verwandeln; er war als Philosoph selbst zu sehr Schüler geblieben, um nicht durch die pedantische und unpoetische Sedulität, Schülern nützlich zu werden, sich befangen und irreführen zu lassen; wie denn überhaupt die an sich schiefe und

lediglich durch eine vorherrschende Naivität des Subjekts zu überwindende Gattung des Lehrgedichts am wenigsten für die durch sich selbst schon unbehülflichen und realistischen Römer geeignet war. Bei Lukrez geht im eigentlichen Sinne Poesie und Philosophie in'sgemein neben einander her, und dann zersetzt der Philosoph den Dichter; nur wo sich beyde durchdringen, eigentlicher gesagt, wo der Dichter den Philosophen nur noch unbewusst in sich hinträgt, da ist Lukretius vortrefflich und darum stehen einzelne Glanzpartieen seines Werks wahrhaft einzig da. Dem Ganzen nach ist *Virgil's* Landbau ein ungleich poetischeres Werk, als die *Natur der Dinge*, weil da fast durchaus die Reflexion mit dem Gegenstande sich zu einem freudigen unmittelbaren Leben verschlungen hat, und der Dichter, des Stoffs vollkommen mächtig, sich von ihm tragen lässt, ohne mühsam an ihm herumzuknaupeln und ihn für eine systematische Schulweisheit zurechtzuschneiden. Und so ist es auch mit Horaz. Wir erfahren gar nicht, wie viel oder wie wenig er von den philophischen Systemen hinweggebracht hat: die philosophischen Gedanken sind mit jeglicher sonstigen Weltbetrachtung in Saft und Blut seines poetischen Ichs verwandelt und brechen nun, als Blüthen einer gereiften, sich von selbst verstehenden Lebensweisheit, in der Form eines seiner selbst durchaus sichern und in sich conformen Behagens hervor. Dass man aber nach des Dichters sogenannter Philosophie so angelegentlich fragt und gefragt hat, liegt eben an diesem Umstande einer so offenen, harmlosen, zutraulichen Mittheilung seines Ichs in dessen ächter, ungeschminkter Gestalt, nach jeder augenblicklichen Stimmung und Lage, nach jeder leisen Empfindung, jeder ihm klar gewordenen und als Richtschnur adoptirten Ansicht. Dafür ein Princip aus der Schule zu suchen, schien einer prosaischen Betrachtungsweise bequem; und dass man zu solch einem Behufe den Dichter selbst in einem herzlosen und unpoetischen Sinne anatomiren, ja seine poetische Individualität geradezu aufopfern musste, darüber hielt man sich um so leichter gerechtfertigt, als, bei dieser Art Kunstrichtern, ohnehin der Glaube an desselben poetische Selbstständigkeit auf schwachen Füssen stand. Da nämlich Horatius (übrigens nach einem

im Alterthume, und namentlich zwischen Griechen gegen Griechen selbst, sogar bei entschieden anerkannten ächtpoetischen Geistern sich öfter, als es im Allgemeinen vorausgesetzt wird [25]),

25) Ich will hier nur einige Grundzüge aufstellen, die sich der Beobachtung jedes Sachkundigen leicht ergeben, bisher aber in der Richterschaft des Horatius zu wenig Berücksichtigung gefunden haben. Das Alterthum, bei dem ja eben die Individualität vor der Gesammtheit schlechthin zurücktrat, sah den nationalen Litteraturschatz als Gemeingut dermassen an, dass es wenig darnach fragte, wer etwas Gutes zuerst gesagt oder gedichtet hatte, sondern sich dasselbe bestens zu eigen zu machen als das wahre Verdienst ansah; und was sie diesem Gemeingute alles verdankten, zeigten eben die Einzelnen am Evidentesten durch fleissige Anspielungen auf das, was Allen bekannt war und ihnen bei der augenblicklichen besondern Gelegenheit leicht selbst einfallen, ja als eine Unwissenheit, als eine Impietät des Autors erscheinen konnte, wenn es *ihm* bei dieser Gelegenheit *nicht* einfiel. Daher ist Plato voll Reminiscenzen aller Art. Homers Ideen — Bilder — und Ausdruckskreis ist von allen Dichtern und Prosaikern der Folgezeit um die Wette ausgebeutet worden; die Lyriker, die Gnomiker, die Tragiker haben einen gemeinsamen Horizont, innerhalb dessen die häufigsten Wiederholungen selbst derselben Wendung an der Tagesordnung sind; und hätten wir diese dichterische Litteratur vollständiger übrig, so würden wir über die Häufigkeit dieser Erscheinung noch viel mehr, oder besser noch viel weniger erstaunen. Oft ward eine von uns als Reminiscenz gedeutete Anspielung ganz eigentlich als eine Artigkeit gegen einen gleichzeitigen Autor angebracht; wohin die Verse des *Gallus* und des *Varius* bei Virgil gehören, dergleichen Compliment auch Horaz gegen *Virgil* geübt (zu *Satiren* I, 1, 114 fgg.); was sich aber auch weiter erstreckt, dass z. B. ein Autor fleissiges Studium eines Vorgängers an sich (z. B. *Persius* des Horaz), oder dankbare Anhänglichkeit an einen Meister der Vorzeit verrathen *will*. Endlich lag auch, und diess möchte bei der Horazischen Lyrik ein Grund *mit* seyn, die Absicht im Hintergrunde, das Studium der Originale selbst zu empfehlen, indem man durch Nachahmungen auf den Vortheil, so reiche Quellen zu eigner Bildung nützen zu können, aufmerksam machen und ihre Verbreitung befördern, die Vorurtheile gegen die ausländische Bildung aber entkräften wollte. Von dieser Seite hat die Sache noch Niemand betrachtet: sie ist aber, bei Horazens sichtbar und ausgesprochnermassen entschiedener Vorliebe für die Griechen, höchst natürlich. Eifert man aber wider ihn so sehr als Aehrenleser, ja als plagiarius an den Griechen, warum denn nicht in gleichem Grade gegen die *dann* im gleichen Grade Schuldigen, *Lukrez*, *Catull*, *Properz?*

wiederholenden Beispiele) zahlreiche Reminiscenzen seiner dichterischen Lektüre, besonders aus griechischen Lyrikern, in seine Produktionen verwebt hat, so setzte man frischweg voraus, er habe, von Natur wohl eigentlich mehr Philosoph als Dichter, seine Poesieen überhaupt nicht mit besondrer Gunst der Musen verfertigt, und degradirte ihn ohne Weitres zu dem Range der Mosaikbildner, die aus bunten Steinchen und Stiftchen mit mühsamem Eifer Malereien nachkünsteln, welche an sich selbst freilich einen Genuss erstaunungsvoller Ueberraschung gewähren können, sobald man sie indessen gegen die Originale zu halten vermag, die Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit ihres kleinlichen Fleisses erst recht in's Licht setzen. Dass man den Horaz so lange für den ersten Lyriker Roms und folgeweise für einen der ersten Lyriker aller Völker gehalten, schien aus dem Umstande, dass seine Vorbilder bis auf geringe Reste meistens verloren gegangen sind, leicht erklärbar. Und so ist es gekommen, dass, nachdem der Venusinische Sänger durch achtzehen Jahrhunderte hindurch bewundert worden, er in neueren Tagen, deren Aufgabe zu seyn scheint, die Grössen der Vergangenheit zu stürzen, ohne zur Entschädigung viel Grosses aufbauen zu können, sich sogar den Anspruch auf den Namen eines Dichters bezweifelt sehen muss.

Wie man nun Horazens Dichtergabe auf ein Minimum herabzusetzen bemüht gewesen, so hat man seiner Philosophie als solcher nicht löblich mitgespielt. Da sich nämlich in seinen philosophischen Aeusserungen keinerlei zusammen haltende Schulfarbe hat aufzeigen lassen, so ist er, statt dass man sich hätte besinnen sollen, ob wohl von dem Dichter eine Schulphilosophie zu fordern überhaupt nur billig sey, für einen philosophischen sogenannten *Eklektiker*, d. h. für einen Mann erklärt worden, der sich aus allen möglichen Systemen eine Reihe bunter Sätze, die ihm besonders zusagen, heraussucht und, so gut es gehen will, zu seiner eignen Befriedigung in einen nothdürftigen Zusammenhang bringt. Diess ist aber ein so trübseliges als geistloses Geschäft, unwürdig eines Charakters, welcher noch irgend einigen Halt entweder in dem individuellen Ideengehalte seines Geistes oder in der Kraft einer

praktischen Gesinnung zu bewahren vermag; und gerade der Dichter, wenn er nicht ganz vom Genius verlassen ist, wird in der Totalität seiner poetischen Natur dasjenige reichlich und vollkommen zu finden im Stande seyn, was ihm ein so lebenloses und nüchternes Bemühen auf angeblich philosophischem Wege nun und nimmer zu gewähren vermag. Denn ist auch die philosophische Wahrheit in sich selbst, dem reinen Objekte gegenüber, stets problematisch, so verlangt doch ihre Erforschung sowohl die Voraussetzung eines gewissen Zieles, als ein consequentes Verfahren, um von einem vesten obersten Grundsatze aus auf dieses Ziel zuzuschreiten; wobei denn einen Lappen dieses und einen Lappen jenes Systems abtrennen und diese Lappen zusammennähen zu wollen lediglich ein Geschäft solcher Seelen seyn könnte, die von dem, worauf es eigentlich ankommt, gar keine Ahnung hätten. Die *Philosophie* in ihrer eigentlichen und wahren Gestalt gleicht einem Baume, der, aus kräftiger, starker, gesunder Wurzel emportreibend, zu einem entsprechenden mächtigen Stamme gewachsen, auf weitgeästetem, frischgrünendem, reiche Schatten gebendem Wipfel Blüthen und Früchte in immer frischem Leben zugleich hervorspriesst: der *Eklekticismus* bindet aus einzelnen, von ihrem organischen Wachsthume losgeschnittenen und desshalb einem schleunigen Abdorren von selbst anheimfallenden Blumen und Zweigen einen Strauss, farbenprangend und duftend im Augenblicke, aber jedes Lebenskernes, jeder Dauer, jeder fortzeugenden, Früchte verheissenden Fülle beraubt. Horaz aber stellt sich uns viel zu sehr als einen wenigstens in sich ganzen, gerundeten und fertig gewordenen Charakter dar, als dass wir ihn solcher Bildungshalbheit, solcher principlosen Buntscheckigkeit seiner Vorstellungen bezüchtigen dürften: die Zerstreutheit und der Unzusammenhang speculativer Ansichten daher, welcher sich bei den zahlreichen unverleugneten Anspielungen auf griechische Lehrsysteme in seinen Schriften gleichwohl hervorthut, muss aus einem andern Gesichtspunkte, als dem dieses vermeintlichen Eklekticismus, erklärt werden. Dieser Gesichtspunkt kann kein andrer seyn, als dass Horaz überhaupt gar keinen Anspruch machte, unter die Philosophen gezählt zu werden, wohl aber als geistreich strebender, vielsei-

tige Bildungsbedürfnisse in sich fühlender Mann die philosophischen Studien zu einem fruchtbaren Nährstoffe seines inneren Lebens nutzte. Er empfand zu entschieden, dass er, um Philosoph zu seyn, der genialischen Unstetigkeit seiner dichterischen Laune hätte entsagen müssen: so sehr er nun halb scherzhaft, halb ernstlich ein paarmal sich von der Dichterzunft ausschliesst, so war er doch in seinem Gemüthe den poetischen Musen zu innig verbunden, als dass er nicht seinen Beruf als *deren* Priester über den des Philosophen hätte setzen sollen, und so hat man denn auch für seine philosophischen Aeusserungen durchaus keinen anderen Grundton anzunehmen als eben die selbstständige, subjektive Persönlichkeit; das, wodurch Horaz 'Horaz und kein andrer ist; *die* Weltanschauung, die sich halb aus angeborner geistiger Eigenthümlichkeit, halb aus Aneignungen des in den damaligen Weltverhältnissen Gegebenen, worunter allerdings griechische Litteratur und demzufolge auch griechische Philosophie eine Hauptrolle spielt, zu *dieser* besonderen Subjektivität concentrirte. Bis sich diess aber in seiner vollständigen Klarheit darlegen kann, haben wir für's Erste im Faktischen dieses Lebensabrisses fortzuschreiten.

Im September des Jahres 710 erschien *Markus Brutus*, der Mörder Cäsar's, in Athen, um die Rüstungen für jenen Krieg zu betreiben, welcher in einer letzten Anstrengung die durch die ungeheuerste politische Missthat vergebens auferweckte Freiheit endlich zu Grabe tragen sollte. Die Sache des Vaterlandes und der Republik konnte nicht anders als einen Jüngling von des Horatius Geist und Erziehung ergreifen: ist doch die Freiheit, in jeder Gestalt, ein hinreissendes Bild für das unerfahrene Gefühl und wird, für *sie* zu irren, ewig der Irrthümer edelster bleiben! Der junge *Cicero*, der hier mitging, und auch in Brutus Heere den Befehlshaberposten der Reiterei bekleidete, handelte nach einer aus seinen Verhältnissen sich ergebenden Convenienz; bei Horatius dürfen wir die ganze volle Jugendgluth des republikanischen Enthusiasmus um so unzweydeutiger voraussetzen, als er noch in Zeiten einer längst abgekühlten Beurtheilung (*Episteln* II, 2, 47) auf diese „bürgerthümliche Brausegluth (civilis aestus)“

nicht ohne eine elegische Wehmuth zurückblickt. Brutus, der seinen Aufenthalt in Attika's Hauptstadt dem Umgange mit den Philosophen widmete, hatte ihn ohne Zweifel in einem der von ihm besuchten Hörsäle kennen gelernt und zu dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge ein solches Zutrauen gefasst, dass er ihn zum Tribunen über eine Legion bestellte (*Satiren* I, 6, 48); und wenn in späten Tagen noch der ehemalige Kriegsobrist von sich rühmt, dass er den Beifall der Ersten Roms im Felde wie im Frieden davongetragen (*Episteln* I, 20, 23; vgl. *Satiren* II, 1, 76; *Episteln* I, 17, 35), so bezieht er sich offenbar, mit eben so freimüthigem als edlem Selbstgefühle, auf diese Zeit. Ob Horaz gleich dem noch im Winter gedachtes Jahrs unternommenen Feldzuge des Brutus beigewohnt hat, welcher die Provinzen Griechenland und Macedonien von den Gegnern zu säubern diente, oder ob er im Frühjahre 711 über das Aegeische Meer zum Heere nach Asien gegangen sey, von wannen er denn schliesslich im Spätsommer 712 von Sardes her über den Hellespont zu der verhängnissvollen Entscheidung mitgezogen, darüber haben wir keine Gewissheit. Indessen bleibt die Zahl solcher dichterischen Stellen, in denen Horaz gelegentlich und so, dass wir auf persönliche Anschauung, nicht bloss auf allgemeine und aus Lektüre stammende Kenntniss zu schliessen berechtigt werden, einzelner Oertlichkeiten des Seewegs erwähnt [26]), auffallend gross gegen die, wo er Lokalitäten des Landweges berührt [27]), so dass derjenige, welcher glauben möchte, der Schauplatz kriegerischer Thätigkeit, an welcher Horaz Theil

26) So die Gefahren der Aegeischen Fluth *Oden* II, 16, 1 fgg. III, 29, 63; dessgleichen der Ikarischen III, 7, 21; die Cykladen I, 14, 19 fg.; III, 28, 14; die Inseln der Asiatischen Westküste *Episteln* I, 11, 1 fgg.

27) Eigentlich bloss die Eine, me Non tam *Larissae* percussit campus opimae *Oden* I, 7, 11. Denn die Gegenden des Hebrus (*Episteln* I, 3, 3 fgg. 16, 13), und überhaupt Thraciens, konnte er auf dem Marsche von Sardes nach Philippi gesehen haben. Der Eingang von *Oden* I, 7 würde für beyderlei Annahmen vorgebracht werden können, deutet aber an sich selbst nicht auf nothwendig vorauszusetzenden Selbstbesuch.

genommen, habe sich, mit Ausnahme von Philippi, auf Asien beschränkt [28]), allerdings die Wahrscheinlichkeit auf seiner Seite hat. Was Horatius von anderweitigen Landschaften oder Städten Griechenlands in einer Weise namhaft macht, dass wir persönliche Bekanntschaft voraussetzen dürfen, hatte er vermuthlich auf der Hinreise nach Athen von Italien aus, oder auf von dorther in grössere oder geringere Entfernungen gemachten Abstechern gesehen; und die zweymalige Beschiffung des Hadriatischen Meerbusens, wo er selbst eine stürmische Ueberfahrt gehabt (*Oden* III, 27, 18 fg.), veranlasst eine häufige Erwähnung dieses unruhigen Gewässers sowohl im buchstäblichen als im figürlichen Sinne (*Oden* I, 3, 14 fg. 16, 4; 33, 15 fg. II, 11, 2 fg. 14, 14; III, 3, 5; 9, 22 fg.).

Dass Horatius nicht bloss der Schlacht von Philippi beigewohnt, sondern bereits vor derselben, wahrscheinlich bei der Unterwerfung Lyciens, welches dem Brutus viel zu schaffen machte (Plutarch *in dessen Leben* 30 fgg. Appian's *Bürgerkriege* IV, 60 fgg. Dio Cassius *Röm. Geschichte* XLVII, 33 fg.) in mehreren Treffen mit Gefahr des Lebens gekämpft, lehrt der Anfang seiner *Ode* an den Kriegsgefährten Pompejus Varus II, 7 [29]):

„O der du oftmals nahe dem Untergang
Mit mir gelangt bist dort in des Brutus Heer;“

und es ist wahrscheinlich, dass unser Dichter den Zahn des Neides, welcher den Sohn des Freigelassenen wegen der erlangten Tribunenwürde schon damals benagte (s. die angeführte Stelle der *sechsten* Satire), durch rüstigen Muth und anstellige Rührigkeit abzustumpfen bemüht war. Und wenn er, in der angeführten Ode, bekennt, dass er von Philippi, wie es den andern auch erging, nur durch schleunige Flucht entkommen, so ist es ein übereilter Schluss, hierin sofort ein Eingeständniss feiger Gesinnung erblicken zu wollen. Denn der

28) Wie *Oden* I, 7, 10 und II, 11, 23 fg.

29) Dass diess nicht dieselbe Person mit Pompejus Grosphus (*Oden* II, 16; *Episteln* I, 12) gewesen sey, scheint nach den Bemerkungen *Weichert's* de Lucio Vario S. 136 nicht mehr zu bezweifeln.

Feige meidet nichts mehr, als den Anschein, von den Leuten für feige gehalten zu werden; und Horatius würde schwerlich mit solcher Offenheit, zumal einem Freunde gegenüber, den er dadurch zum Mitschuldigen macht, von diesem Umstande gesprochen haben, wenn er sich eines minder guten Gewissens hätte versichert halten dürfen. Die vielberegte Erwähnung des *weggeworfenen Schildes* braucht man weder als eine nachahmerische Fiktion, durch welche sich der Dichter seinen Musengenossen Archilochus und Alcäus, welche das nämliche Factum von sich ausgesagt, habe gleichstellen wollen, mit *Lessing* in seinen berühmten Rettungen des Horaz (neueste Ausgabe von *Lachmann* Band IV, S. 27 fgg.), noch für einen blossen Tropus zu Bezeichnung der Niederlage überhaupt, mit *Jahn* in seinen Noten zu der fraglichen Ode, zu halten: wer auf die Flucht sich begab und begiebt, warf und wirft die hindernde Waffe weg, und dass da am ersten der Schild an die Reihe komme, ist um so natürlicher, weil man mit diesem lediglich in einem kunstmässigen Gefechte manövriren kann. Daher war eben das Wegwerfen des Schildes bei den Griechen [30]) eine so grosse Schande, weil es nichts Andres als den Entschluss bedeutete, dass man Fersengeld geben und sich dem Kampfe entziehen wolle. Seine Rettung zwischen den Feinden durch schreibt Horaz (*Vers* 13 fg.) dem Merkur, dem Gotte der Gewandtheit und Beschützer sinniger Männer [31]) zu, der ihn, wie es auch bei Homer die Götter mit ihren Lieblingen machen, in eine Wolke gehüllt. Es ging also hart her, und die Flucht war nicht leicht: dass unter solchen Umständen selbst die Tapfern dem Impulse eines allgemeinen Sauve qui peut! folgen müssen, hat auch die neuere und neueste Kriegsgeschichte mehr als Einmal ergeben, und man braucht wahrlich noch kein Hasenfuss zu seyn, um sich zur Theilnahme an einer alle Banden der Subordination auf-

30) Und bekanntlich auch bei den Germanen: *Tacitus* Germania 6.

31) *Oden* II, 17, 29 fg. Ich will bei dieser Gelegenheit anmerken, dass *Faunus* ein custos Mercurialium virorum aus keinem andern Grunde heisst, als weil er selbst, Einer und derselbe mit dem Arkadischen *Pan* (*Oden* I, 17, 1 fgg.), als solcher des Merkurius *Sohn* ist. Die Ausleger haben sich darauf nur nicht besonnen.

lösenden, jeden Muth des Widerstandes lähmenden Retirade gezwungen zu sehen.

Nachdem auf diese Weise allem Anscheine nach in den letzten Herbsttagen [32]) des Jahrs 712 das Schicksal des römischen Staates eine so blutige Krisis erfahren, gab Horatius die Sache der Republik auf und kehrte, da ihn anderweitige Rücksichten nicht aufhielten [33]), nach Rom zurück. Er folgte mit dieser Resignation dem Beispiele des angesehensten Mannes im Heere: es gab keine Republik mehr! Das lag in der Erklärung bestimmt ausgesprochen, mit welcher *Markus Valerius Messala Corvinus*, der hochgeborne patricische Sprosse so vieler Consuln, Diktatoren und Triumphatoren von den Tagen des neugebornen Freistaates her, den ihm, als dem Nächsten nach Brutus und Cassius, über das noch zahlreiche und auf starke Schiffe, Schätze und Hoffnungen sich stützende [34]) Heer angetragenen Oberbefehl zur Fortsetzung des Freiheitskampfes ablehnte: „sie möchten der Uebermacht des Geschicks weichen und ihr Heil bei den Siegern suchen!“ Ob es daher

32) Wir wissen wohl, dass *Cassius* an seinem Geburtstage gefallen ist (*Appian* IV, 113) und dass *Brutus* das Feld noch zwanzig Tage länger behauptet hat; aber weder jenen Geburtstag kennen wir, noch besitzen wir überhaupt chronologische Angaben über eine so hochwichtige Entscheidung der Weltgeschicke.

33) Sich etwa einen Patron unter den Ueberwindern auszusuchen, wie viele, und namentlich *Messala*, mit Antonius thaten, oder das Kriegsglück als Abenteurer und Seeräuber auf einer der beyden Flotten, die unter *Statius Murkus* und unter *Domitius Achenobarbus* noch eine Zeitlang die See hielten, bis sie, jene zu *Sextus Pompejus*, diese zu *Antonius* übergingen, weiter zu probiren; wohl gar, wie einige Verzweifelte thaten, sich zu Labienus, dem Sohne von Julius Cäsar's treulosem Legaten, zu flüchten und *für die Parther zu fechten*. Weitere Chancen gab es nicht: wenn also Horaz den Krieg nicht als Flibustier und beutedurstiger Söldling mitgemacht hatte, so war auch kein Grund für ihn da, den Waffen fernerhin zu folgen.

34) Worte *Appian's* IV, 38. Bei dieser Gelegenheit will ich anmerken, dass die gewöhnliche Annahme, welche den Messala 695 geboren seyn, also im Jahr von Philippi, wo er eine so wichtige Rolle spielt, wie ein heirathslustiges Mädchen nicht mehr als *siebzehn* Lenze zählen lässt, gewiss verkehrt ist und ich *Dissen* praef. ad Tibull. p. XIII beistimme, der 685 für sein Geburtsjahr hält.

Horatius weltbürgerlicher Egoismus und die kammerdienerische Gesinnung eines freigelassenen Blutes gewesen sey, was ihn bewogen, von einem ferneren Antheile an den Bürgerkriegen, die auch seitdem noch eine geraume Zeit fortgewüthet haben, abzustehen, kann man nach einem solchen Vorbilde ermessen. Denn dass der Dichter in den Privatstand zurücktrat, dass er nicht ein Soldat der Fortuna seyn wollte, würde ihm doch kein vernünftiger Mensch zu verargen gedenken! Die Sache der Freiheit war eben desswegen nicht mehr zu halten, weil sie nicht mehr, wie einst, eine in den Gesinnungen der Gesammtheit ausgeprägte Realität, sondern nur noch eine Idee war, geknüpft an den Geist und die Kraft einzelner Charaktere, ja, genau genommen, an die Persönlichkeit eines Einzigen. Das war Brutus, der aufrichtigste, redlichste, uneigennützigste, aber auch der kurzsichtigste Freund dieser Freiheit, der darum in seinen eignen Untergang auch sie nothwendig hinabriss. Alle andern, die sich zu Cäsar's Ermordung verschwuren, hatten selbstsüchtige, zum Theil wenig ehrenvolle Beweggründe: er war der Einzige, der in der unbestechlichen Ueberzeugung, Rom dürfe sich keinen Herrscher gefallen lassen, und, in dem grosssinnigen Pedantismus seines stoischen Stolzes sogar das Verbrechen der Undankbarkeit gegen einen Wohlthäter auf sich ladend, das Nichtwiedergutzumachende vollbrachte. Brutus bleibt der tragischeste Held der Geschichte. Was von Parteiführern nach seinem, wie sein ganzes Leben, auf unglückseligem Misverständniss und Uebereilung beruhenden Ausgange noch übrig war, *Sextus Pompejus*, *Statius Murkus*, *Domitius Ahenobarbus*, hatte in der öffentlichen Meinung keinen Halt, um für ein Panier, das Brutus aufgegeben, noch eine Bürgschaft zu seyn. *Sextus Pompejus*, der mächtigste unter ihnen, und in dessen Waffenmacht sich die Trümmer derjenigen Fraktion überflössten, von der man sagen konnte, wie Cicero vor der Entscheidung von Pharsalus, „sie wusste wohl, vor wem sie fliehen sollte, aber nicht zu wem", die eben nur weder den Antonius, noch den Oktavianus, als beyde gleich ehrgeizige Liebhaber der Herrschgewalt, zum Herrn wollte — Sextus Pompejus war ein rauher, ja roher Seemann, ehrlich und gerade,

aber auch zufahrend und ungeschlacht, im Lager, ja an der Landstrasse und unter Räubern aufgewachsen, ohne Bildung und Ueberlegenheit des Geistes, beschränkt, vom Augenblicke beherrscht, unerfahren, des Glückes Gunstbezeigungen zu nützen, und von Haus aus einen Namen tragend, der weder die Freiheit noch die Herrschaft mit derjenigen Kraft, Sicherheit und Ausdauer gewollt hatte, die einen Erfolg zu gewähren im Stande sind. Unter solchen Umständen blieb den Anhängern der Demokratie keine Aussicht übrig und die Edleren konnten nichts mehr, als über dem Grabe der Freiheit trauern. Horaz hat diess redlich gethan: weit entfernt, sich dem Sieger in die Arme zu werfen, hat er in bedrängter Lage, die so manchen auch sonst vesten Sinn zum Wechsel verführt, jene Unabhängigkeit der Denkart behauptet, welche die gestürzten Principien auch im Unglücke nicht verleugnet; er hat seine zerronnenen Ideale durch den Schmerz einer edlen Entsagung geehrt; nicht die aufgehenden Sterne der neuen Zustände begrüsst; niemals zum Schmeichler der Macht sich erniedrigt!

Warum aber ist er nicht mit Brutus gestorben? Das wäre eine seltsame, einen wunderbaren Heroismus des Menschenmuthes, der fast schon mit einer kaum noch ein sittliches Verdienst zulassenden Monomanie zusammenfallen möchte, voraussetzende Frage! Wohl wollte eine gute Zahl ausgezeichneter und hervorstechender Männer den Tod ihrer Feldherren nicht überleben und suchte entweder noch unter den Letzten im Gewühle der Schlacht zu fallen, oder focht in einem Freundeszweikampfe bis zum Untergange, oder sie stürzte sich, wie die Führer, in das eigne Schwert. In dieser Zahl werden uns namhaft gemacht *Lucius Cassius*, der Neffe des Tyrannenmörders; *Markus Cato*, Sohn des Uticensers, Bruder der *Porcia*, welche gleichfalls ihrem Gatten, dem Brutus, *nicht* in den Tod zu folgen unter ihrer Würde und Liebe fand; sie alle drei Erben von Thaten und Grundsätzen, welchen kein solches Opfer zu bringen allerdings anstössig erscheinen konnte. Es werden uns ferner genannt *Livius Drusus*, Vater der Livia, welche nachmals den Thron der Weltherrschaft theilte; *Quintilius Varus*, Vater dessen, der im Teutoburger Walde durch die Deutschen gefallen ist; *Antistius Labeo*, Vater eines

der berühmtesten Juristen [35]; ein *Lucullus*, ein *Hortensius*, ein *Varro*. Diese Männer aber alle, theils Mörder Cäsar's, theils auf den Aechtungstafeln namentlich verzeichnet, hatten keine Verzeihung der Sieger, hatten zum Theil schmachvolle Hinrichtung zu erwarten, wie sie mehrere ihrer überlebenden Unglücksgefährten erlitten haben. Diess darf die Hochherzigkeit ihres Endes in den Augen unbefangener und menschlich denkender Richter nicht verdunkeln; denn Niemand weiss, wie viel Antheil die Furcht vor Schlimmerem an ihren Entschlüssen wirklich gehabt hat oder nicht: es soll nur auch den Horatius entschuldigen, wenn er, der persönlich keinerlei Schuld oder Hass trug, welcher ihn einer ausgezeichneteu Rache der Triumvirn hätte bloss stellen können, es jenen Männern nicht gleich that. Denn *Horatius war kein Proscribirter*. Seines Vaters Gut war verloren gegangen als das Besitzthum eines *Venusiners;* Venusia nämlich war unter den achtzehn durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und ihren Wohlstand anlockenden Städten Italiens, welche man vor aller Proscription, als welche hauptsächlich den Mord Cäsar's zum Vorwande nahm, den Soldaten als Kolonieland zu Aufmunterung ihrer Kampflust eingeräumt hatte [36]. Als Horatius mit Brutus zog, machte er sich faktisch der Sache der Mörder Cäsar's theilhaft: wie hätte aber nun nachträglich noch der Name so vieler unbedeutenden und glanzlosen Individuen, die durch Vorsatz oder Zufall in den Kampf für diese Sache verwickelt wurden, einzeln auf die Aechtungstafeln gesetzt werden mögen, da jetzt in jedem Falle die Triumvirn Andres uud Dringenderes zu besorgen hatten? Horazens Loos konnte darum nicht besser noch schlimmer ausfallen als das so vieler Tausende, die man schon um ihrer Masse willen verschonen musste. Und wenn er aus dieser Masse nicht heraustrat, um auch seinerseits die Sterbestunde der Freiheit durch einen freiwilligen Tod zu verherrlichen, so hat er auch hier wieder Männer von historischen Namen, einen *Bibulus*, einen jüngern *Cicero*, vor allen aber den *Messala* zu seinen Vorfechtern: sie standen in

35) Vergl. zu *Satiren* I, 3, 82.
36) *Appian* IV, 3.

erster Linie der Verantwortlichkeit eines geschichtlichen Ruhmes: ist *ihnen*, wie sie gehandelt haben, unverfänglich, so haben wir kein Recht, den *Horatius* über den seinerseits eingeschlagenen Weg in Anspruch zu nehmen. Denn sollte allen denen, welche in Zeiten verhängnissvoller Katastrophen genöthigt werden, dasjenige aufzugeben, was sie ihrer eignen Geistes- und Gemüthsrichtung am Homogensten gefunden haben, zugemuthet werden, auch sofort sich selbst aufzugeben, so müssten Völker als Catonen in's Grab steigen, und die Entwicklung neuer Lebenskeime aus abscheidenden Bildungsepochen würde durch einen barbarischen Rigorismus unmöglich gemacht. Dass derjenige, welchem nicht eine entscheidende Stellung in den öffentlichen Dingen bloss noch die Wahl zwischen Tod und Entwürdiguug auflegt, sich mit den Umgestaltungen versöhne, insofern er dabei nicht mit Ueberzeugungen ein leichtsinniges Spiel treibt, oder sich knechtisch an die Umstände verkauft, kann dessen sittliche Würde *nicht* beeinträchtigen [37]).

37) In keiner Passage seiner Charakteristik des Horaz haben wir Herrn *Teuffel's* Ausdrücke schroffer gefunden, als da, wo er von dessen Antheile am Kampfe vor Philippi redet. „Da treiben", heisst es Seite 38 fg., „die Wellen des Kriegs *Brutus* an das Gestade Athens. Brutus glaubt in Horaz einen Meinungsgenossen zu sehen, denn auch Horaz hat ja eine feindliche Stellung zu den Zuständen der Gegenwart, in denen er nur Fäulniss, Egoismus und Zerfallenheit sehen gelernt hat." (Schon damals und *vor* dem Kampfe ?) „Andrerseits wird in Horaz durch Brutus eine neue Seite seines Wesens zur Entwicklung gebracht; er glaubt, in Brutus den Urheber eines Neuen, Besseren, etwas Positives zu sehen; seine Einbildungskraft wird durch dessen weitgehende Absichten aufgeregt; mit jugendlicher Schwärmerei greift er nach den ihm dargebotenen Hoffnungen, verlässt seine Studien und zieht, von Brutus über eine Legion gesetzt, in den Krieg. Aber dieser Sieg der Jugendlichkeit, der Ideologie, über sein eigentliches nüchternes, reflektirendes Wesen ist nicht von nachhaltiger Wirkung. In der Nähe mit seinem kritischen Auge besehen, nimmt sich Alles ganz anders aus, das Sturzbad der Wirklichkeit kühlt seine Begeisterung gewaltig ab: er ist bald auch über den neuen Zustand hinaus und langweilt sich in ihm." (Eine scharf übertriebene Auslegung des Sollicitum taedium *Oden* I, 4, 17.) „Diese Langeweile sucht er sich durch munteres Zechen zu verscheuchen und sich möglichst wieder in

Horaz begab sich entweder sogleich von der Umgegend des Schlachtfeldes, wo die Sieger den sich Unterwerfenden

das eben verlassene, genussreiche Leben zurückzuversetzen." (Hier wird eingefügt: *Oden* II, 7, 5 morantem saepe diem mero Fregi, coronatus nitentes Malobathro Syrio capillos.) „Da er somit innerlich der Sache bereits entfremdet war, so können wir es nur natürlich finden, dass er bei Philippi zwar kämpfte, so lange die Andern kämpften, aber auch floh, als die Andern flohen. Die Ausdauer des Römers von ächtem Schrot und Korn fehlt ihm, die abstrakte Tapferkeit ist nicht seine Sache, er hat das Interesse für das, wofür er kämpfte, verloren, und hat darum keinen Grund, sein Leben zu opfern u. s. w." Hätte Horaz wohl die einseitige Herbe solcher jeden Ausdruck auf die Spitze treibenden Auslegungen durch die ehrenhafte Offenheit verdient, mit welcher er über seine wichtigsten Lebenslagen der Nachwelt die lautersten Geständnisse hinterlassen hat? Ist es nicht rein aus den Fingern gesaugt, dass Horaz bereits im Hörsaale seiner Akademiker die Fäulniss, den Egoismus und die Zerfallenheit der Welt durchschaut, nicht etwa in einer zweijährigen, ereignissvollen und vielerlei den Jüngling schnell zum Manne reifende Wechselfälle darstellenden Kriegslaufbahn kennen gelernt haben soll, um schon am Siege zu verzagen, ehe nur der Kampf begonnen hatte? Wehe aber besonders jungen, lebenslustigen Kriegshelden, und sollten sie mit der höchsten Begeisterung für die höchsten Ideen kämpfen, wenn sie etwa im Lager- oder Bivouaksleben ein Glas Wein trinken, oder sich gar beifallen lassen, dazu ein Lied zu singen, vielleicht gar selbst zu machen: denn die künftigen Federkatonen würden darüber den Kopf schütteln und sie als der Substanz des Staates fremd gewordene, durch die Ideen von Freiheit und Vaterland gelangweilte Zechbrüder verschreien! So weit an dem, was hier Herr *Teuffel* dem Horaz in specie vorwirft, Wahrheit ist, trifft dieser Vorwurf die Massen, keineswegs diesen oder jenen der Einzelnen. Die Massen waren gleichgültig, indolent, schläfrig und übernächtig für die Freiheit geworden, und darum empfingen sie die Knechtschaft zum Lohn, sprechen aber damit zugleich den Einzelnen in dem, was er von der Schuld der Zeit selbst an sich trägt, los. Ihm ist vielmehr persönlich bloss anzurechnen, wie weit er sich über den Charakter der Zeit erhebt und in sich etwas Ideales darzustellen sucht, womit er denn die ihm von der Zeit anklebenden Mängel bedecke. Dass darin Horaz nicht klein dastehe, seiner Zeit gegenüber, gedenken wir zu zeigen. Wenn aber ein Tod durch die Waffen das Ende jeder hoffnungslosen politischen Glorie selbst für einen einfachen Kriegsobristen seyn muss, wie muss vor solchen Areopagiten der politischen Konsequenz sich der Schatten eines Napoleon schämen! Während wir aber von Herrn *Teuffel* die Zweischneidig-

Straflosigkeit verkünden liessen und vierzehntausend Mann zu ihnen übertraten (*Appian* IV, 135; *Dio* XLVII, 49), oder von der Insel Thasos aus, wo die Notabeln sich für's Erste zu weiterer Ueberlegung sammelten, hernachmals aber theils zerstreuten, theils, ebenfalls unter Vertrag, mit Antonius vereinigten (*Appian* 136), auf den Heimweg nach Italien. Ohne Zweifel kamen ihm die Bedingungen der Unterwerfung zu Gute [38]). Ob er nun auf diesem Heimwege um Italien herumgeschifft und bei dem Vorgebirge Palinurum, südwärts von Velia, Schiffbruch gelitten, wie die Scholiasten zu *Oden* III, 4, 28 bemerken, wird uns anderswoher nicht berichtet. Da er indess natürlich als Privatmann reiste, so ist es sehr möglich, dass er ein diesen Umweg nehmendes Kauffartheischiff bestiegen hatte, und bleibt so grosse Ursache nicht, an jenem Faktum zu zweifeln. Er wäre auf diese Art über Neapel

keit dialektischer Psychologie in einem dem Horatius höchst präjudicirlichen Sinne übertrieben sehen, geben sich andre Seelenkünstler bei *Vertheidigung* des Dichters kuriose Blössen. Von dieser nämlichen politischen Resignation desselben mit grossem Pathos redend, bemerkt *Carl Passow* S. XXXV Anmerkung 100, es lasse sich auf Horaz das Wort des Tacitus, *Historien* IV, 8, anwenden, „durch welches die politische Gesinnung des edelen Helvidius Priscus bezeichnet wird“: Se meminisse temporum, quibus natus sit, quam civitatis formam patres avique instituerint; ulteriora mirari, praesentia sequi; bonos imperatores voto expetere, qualescunque tolerare. Schlimm, wenn man die Natur ächter Staatsgrundsätze nicht tiefer studirt hat! So etwas sollte Helvidius Priscus, der „*edele*“, der superciliöse Stoiker, gesagt haben? Eher fällt der Himmel ein! Gerade sein Antipode, der niederträchtige delator *Marcellus Eprius* sagt es. Die sinnigsten Bemerkungen aber und die schönste Rechtfertigung über das ganze politische Verhalten unsres Dichters findet man in *Jacobs* Lecct. Venus. (Vermischte Schr. V, S. 318 fgg.).

38) Eine eigentliche Amnestie für alle in die Kriege gegen die Triumvirn Verwickelten und sämmtliche Proscribirten, selbst mit Einschluss einiger Mörder Cäsar's, erging erst 714 (*Dio* XLVIII, 29): vgl. *Franke* Fasti Horat. S. 16, Note 46. Was darum an der Notiz *Akron's* zu *Oden* I, 1, 2 sey, Horaz habe durch Mäcenas die Verzeihung Cäsar's erlangt, lässt sich ermessen. Nicht einmal vor der Bekanntschaft mit Mäcenas selbst konnte der Dichter ohne einen sichern Titel der Berechtigung sich in Rom aufhalten; er musste also diese mitgebracht haben.

nach Rom gelangt, und von einem Aufenthalte in jener Stadt liesse sich *Epoden* V, 43 eine Spur nachweisen. Sein väterliches Grundstück war ihm verloren (*Episteln* II, 2, 50 fg.) und ohne Zweifel gleich dem des alten Ofella (*Satiren* II, 2, 114 fgg.) einem triumviralischen Veteranen zugesprochen: ob der Vater selbst bereits früher oder um die Zeit dieses Glückswechsels verstorben, erfahren wir nicht; dass er aber gewaltsam wäre umgebracht worden, weil sich der Sohn zu den Feinden des Vaterlands geschlagen, ist eine durch nichts begründbare Vermuthung. „Da," fährt nun der Dichter in der angeführten Epistelstelle fort:

„Da trieb mich entblödete Armuth,
Dass auf Vers' ich verfiel."

Diese Stelle nun legte man sich früherhin insgemein so aus, dass man das Versemachen geradezu als ein Auskunftsmittel des Lebenserwerbs ansah und voraussetzte, Horaz habe entweder direkt durch seine Gedichte Geld von den Buchhändlern verdienen [39]), oder doch mindestens sich Gönnerschaft

39) Eine eigentliche ältere Auktorität für den baaren Sinn *dieser* Ansicht ist im Grunde nicht aufzutreiben; denn aus *Porphyrion's* Worten: „Carmina, inquit, quae ex me expetis, Flore, nunquam scriberem, *nisi egestate compulsus essem*," lässt sich eigentlich nichts folgern, als dass der Vf. dieses Scholions über den Zusammenhang der ganzen Aeusserung selbst nur höchst oberflächlich nachgedacht und sich die Frage gar nicht vorgelegt hatte, ob das Versemachen der egestas *direkt*, d. i. durch Buchhändlersold, oder *indirekt*, durch zu erwerbende Gönnerschaft, abhelfen sollte. Gleichwohl scheint jene Ansicht die *stillschweigende* Auslegung der Meisten zu seyn. Den Impuls zu der an sich selbst ganz rohen und dem Zusammenhange widerstrebenden Auffassung gab der Schluss von *Lambin's* die Sache im Anfange ganz richtig behandelnder Note, besonders durch Parallelisirung des *Persius* Vers 8 fgg. Quis expedivit psittaco suum χαῖρε u. s. w. Aus diesem Schlusse ist denn die, wie gewöhnlich, nicht bloss seichte, sondern auch schielende und Fremdartiges zufügende Note *Döring's* entstanden: „Pauperes enim *ad famem pellendam* tentant audentque omnia — (Stelle des *Persius*) — Ceterum Horatius paupertatis, qua ad versus scribendos se adactum esse *simulat*, professione *poetas famelicos notare et deridere voluisse videtur*." Ein Mann wie *Schmid* hätte nicht die Quintessenz solches schlechten Zeuges unter seinem Texte als Auslegung aufstellen sollen. Um jedoch

und Protektion unter den Grossen Roms erschreiben wollen. Allein das Erste, wenn selbst die Honorare für Schriftstellerei im Alterthume mehr bedeutet hätten, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet haben (worüber wir einstweilen auf unsre Erörterungen *zu Episteln* I, 20, 2 verweisen), konnte doch dem Horaz, der nicht *viel* schrieb, und sich wider das Vielschreiben energisch formalisirt (*Satiren* I, 4, 13 fgg.), unmöglich ein sichres Auskommen gewähren; und in Betreff des Zweyten, so wäre es doch wunderlich angefangen gewesen, sich Theilnahme und Gunst der Vornehmen durch *Epoden* und *Satiren*, als mit welchen Horaz ausgemachtermassen seine Dichterlaufbahn, wenigstens so weit er deren Früchte in das Publikum gelangen liess, begonnen hat, erobern zu wollen. Hebt er doch selber die notorische Unbeliebtheit der satirischen Dichtungsart als ein Hinderniss hervor (daselbst *Vers* 22 fgg.), welches gerade dem Aufkommen *seiner* dichterischen Reputation in den Weg getreten sey! Allerdings war ein Verhältniss allgemeiner Klientel zu Fortkommen und Lebensglück im römischen Staate durch das Herkommen von Jahrhunderten dermassen gegeben, dass es zu verwundern wäre, wenn ein dunkler, einsam stehender Jüngling demselben auf die Länge hätte entgehen mögen. Ueber das bettelhafte, schmarotzerische Umherlaufen, welches beinahe die gesammte Bevölkerung Roms am frühen Morgen gegen ihre respektiven Gönner übte, und aus welchem die unermessliche Mehrzahl dürftiger Bürger

in diesem Anliegen mit nichts hinter dem Berge zu halten, so will ich nur gestehen, dass ich selbst den grossen *Bentley* stark in Verdacht habe, die fragliche Stelle nur im Sinne der verwerflichen Auslegung aufgefasst zu haben. Diess schliesse ich aus den Worten seiner Dedikation an *Robert Harley*, den Grafen von Oxford, wo er, den Horaz anredend, unter andern sagt: „Quis enim vel tui meique loci, quos *illa bonae mentis Soror* ad labores quosvis subeundos vel invitos quondam impulit, tam assidue acriterque liberalibus studiis dedit operam, quam ille (Harley) sponte *in re paterna tam praeclara et opulenta*?“ Die von mir im Druck ausgezeichneten Worte werden meine Vermuthung deutlich machen; denn illa bonae mentis Soror ist Niemand anders als die Horazische Paupertas, die bei *Aristophanes* Plutus 564 sagt, ὅτι κοσμιότης οἰκεῖ μετ' ἐμοῦ, womit man die Chatakteristik derselben in *Plato's* Symposion pag. 203 vergleichen kann.

unter dem Namen sportula so zu sagen ihr tägliches Brot gewann, dürfen wir hier den Leser auf unsere Einleitung zu *Satiren* II, 5 verweisen. Die Applikation der ursprünglich eigentlich sogenannten *Klienten*, d. h. erbunterthäniger Bauern und Handwerker, späterhin vielleicht, und so lange nicht Ausgleichung aller politischen Rechte bestand, des gesammten, auch von Haus aus vermögenden Plebejenstandes, d. h. der nicht bevorrechteten Gemeinfreien, an die Patricier zu Vertretung in gerichtlichen Anliegen (der eigentliche staatsrechtliche patronatus und clientela) ist geschichtlich bekannt, und aus ihr eben war es, dass sich jene allgemeine und wechselseitige Trabantenschaft des täglichen Lebens entspann. Ferner: jeder zu Ehrenstellen und Staatswirksamkeit seinen Weg suchende Jüngling, sobald er die Schule des Grammatikers und des Rhetors hinter sich gebracht hatte, schloss sich irgend einem durch Ansehen bei Senat und Volk, durch Beredtsamkeit, Rechtserfahrung, Kriegsruhm oder mindestens einen Theil dieser Besitzthümer ausgezeichneten Manne an [40]), dem er gleichsam als freiwilliger Amanuensis zur Seite stand, ihn auf seinen täglichen Ausgängen, zu Geschäften und Erholungen, auf das Forum, in die Kurie, auf's Land, in's Feld, in die Provinzen begleitete, ihm als Gesellschafter, als Sekretär, als Ordonanzofficier, Adjutant oder in sonstigen ein Zutrauen der Verlässigkeit und Pflichttreue verlangenden Missionen diente, aber auch andrerseits solchem Manne für die dagegen gewährte Gunst, Förderung, Lehre, wie ein Sohn dem Vater, auf's Leben verbunden blieb. Und so endlich zeigen sich zahlreiche Beispiele, dass musenbegabte, aber vom äusseren Glücke minder begünstigte Talente den Schutz liberaldenkender Männer aufsuchten, in deren Hause Aufnahme fanden, und als ein Theil der familia d. h. des Hausstandes angesehen, ihr Lebenlang in solchem Schutze und Verhältnisse

40) Wollte er sich dem Feldherrnstande vorzugsweise widmen, so machte er auf diese Weise zugleich seinen gesetzlichen Kriegsdienst ab; friedliche Charaktere fanden, wie *Cicero's* Beispiel erwahrt, unter den späteren Verhältnissen Gelegenheit, dieser Pflicht mit *Einem* Feldzuge entledigt zu werden.

verharrten. So gehörte *Ennius* dem Hause der Scipionen, *Lucretius* dem der Memmier, *Virgil* dem des Asinius Pollio, *Tibull* dem des Messala, *Properz* dem des Volcatius Tullus, und unser *Horaz*, wie wir sehen werden, dem des Mäcenas zu. Es kam dabei freilich *sehr* auf die wechselseitige Denkart an, wie eine solche Klientschaft des Talentes sich gestalten sollte: in den angeführten Exempeln derselben sehen wir durchaus nur deren Lichtseiten hervortreten; aber die Schattenseiten lassen sich ahnen. Es ist merkwürdig, dass die bezeichneten Genien sammt und sonders im unverheiratheten Stande verstorben sind: mochten sie also die geistige Unabhängigkeit, wie wir es an Horatius ersehen, sich noch so selbstständig bewahrt haben, zu einer leiblichen vermochten sie es nicht zu bringen, und der höchste Segen des Mannes, die Gründung einer eigenen Familie, blieb ihnen versagt. Zwar war im Allgemeinen, als Vorzeichen allmähliges Absterbens der gesammten inneren Lebenskeime, im römischen Staate eine gefährliche Ehelosigkeit vorzüglich desshalb eingerissen, weil, bei dem maasslosen Stile des häuslichen Lebens, eine Frau zu haben. selbst ein Uebermaass des Luxus war (vergl. über diese Verhältnisse unsere Einleitung zu *Satiren* II, 5): warum sollten aber gerade die Dichter und Gelehrten, also vorzugsweise der Kern gemüthlicher und reinfühlender Menschen, solcher Unsitte zugethan gewesen seyn, wenn nicht die Haupthindernisse in der äusserlichen Existenz gelegen hätten? Nächstdem aber mussten überhaupt in einem Daseyn der geschilderten Art einem edlen Geiste Klippen aufstossen, an welchen unversehrt, und ohne etwas von der einem solchen unentbehrlichen Selbstachtung hängen zu lassen, vorbeizukommen, nur einem höchst umsichtigen und zu vollkommenster Leidenschaftslosigkeit gestählten Charakter gelingen konnte. Es ist diess die Region, auf welcher so manches hohe, gottheitvolle Leben alter und neuer Tage in tragischen Opferflammen aufgelodert ist; deren Dornen und Marterkreuze *Goethe's* Torquato Tasso, im Glorien- und Zauberfeuer der Poesie vergoldet, dem Mitgefühle aller zarten, schönen Seelen zu einem wollustvollen Schmerze eingeätzt hat; die aber das Schauspiel des auf Erden zur Knechtsge-

stalt verurtheilten Genius, zur Beschämung der mit ihrer Weisheit und Bildung sich so ruhmredig brüstenden Welt, aller solcher so still als innig abmahnenden Warnexempel ungeachtet, tagtäglich erneut. Leichter als Römer trugen ohne Zweifel Griechen, deren Nation bereits gleichsam zur Parasitenrolle bei den Weltherrschern entadelt war, dieses abhängige Loos. Zwar Namen vom ersten Range, wie den Geschichtschreiber *Polybius*, wie die achtbaren Stoiker *Panätius*, *Posidonius* von Apamea, *Diodotus*, wie den stoischen Akademiker *Antiochus*, sehen wir in den Häusern vornehmer Römer noch auf dem Fusse der Gleichheit, ja eines väterlichen Ansehens der Verehrung verkehren: dazu gehörten aber auch ausgezeichnet hohe Gesinnungen solcher Patrone, wie es die *Scipionen*, wie es *Cicero*, wie *Lucullus*, waren. Auch politische Rücksichten verschafften Einzelnen eine besondere Gunst, wie *Pompejus* den *Theophanes* von Mytilene als eigentlichen Vertrauten und Rathgeber hochhielt, *Asinius Pollio* dem *Timagenes*, weil ihn Augustus aus seinem Hause gewiesen, auffallende Aufmerksamkeit widmete; in der Regel aber näherte sich solch ein Verhältniss einer entschiedenen Unterthänigkeit, ja einer unwürdigen Degradation, welche nun die zahlreiche Klasse jener scurrae und Parasiten in sich begriff, die wir auf der komischen Bühne und bei unsrem Horaz selber in so vielfachen Gestalten verspottet sehen [41]).

Es war indess durchaus weder der Gedanke, sich als Schriftsteller zu nähren, als welcher in Rom leichter zum Verhungern als zum Sattwerden hätte führen können, noch die Hoffnung, sein Glück bei beschirmenden Grossen zu machen, auf welche sein noch frischer Republikanersinn nicht

41) Das Verhältniss solcher Griechen, welche an sich nicht so bedeutend waren, um eine eigentliche Rolle zu spielen, andrerseits aber doch Interesse genug einflössten, um sie nicht zu dem verachteten Geschlechte der Parasiten zu verstossen, lässt sich so ziemlich aus dem Cicero in seiner Rede *für den Dichter Archias* entnehmen. Manche Grosse affektirten freisinnige Bildung, suchten aber nur Trabanten ihrer Lüste. In dieser Hinsicht sind die Invektiven Cicero's gegen *Piso* und dessen Spiessgesellen, den Epikureer *Philodemus* (s. *zu Satiren* I, 2, 121), interessant (Orat. in Pison. 28 fg.).

eingerichtet seyn konnte, sondern offenbar die aus einer schiffbrüchigen Lebenslage von selbst erfolgende Gleichgültigkeit gegen den Augenblick, was Horatius in jenem Begriffe der „entblödeten Armuth" zusammenfassen und worauf er seinen Entschluss, Verse zu machen, basirt wissen wollte. Ihm galt es, über ein peinliches Vesthangen an der Vergangenheit hinaus zu gelangen, sich von einem Irrsale herzustellen, dessen vollständige Heilung nur der Zeit und einer in der Jugend instinktmässig wirkenden gesunden Lebens- und Hoffnungskraft gelingen konnte. Die Gegenwart stand für ihn stille: sie wieder flüssig zu machen, war lediglich durch irgend eine eingreifende Thätigkeit möglich. Aber da ihm die Beziehungen zu derselben abgebrochen waren, so war auch das Letzte, wonach er in seinem Verhältniss zu fragen brauchte, was die Leute zu dem, was er thun oder lassen mochte, sagen würden. Der schriftstellerische Trieb war in ihm vorhanden; ein poetisches Talent kam schwerlich damals zuerst in ihm versuchsweise zum Vorschein: da er uns *Satiren* I, 10, 31 fgg. berichtet, er habe einst *griechische Verse* gemacht, sey aber durch eine Erscheinung des römischen Stammgottes Quirinus davon zurückgebracht worden, so gehen wir sicherlich nicht irre, wenn wir ein solches Unternehmen der noch unklaren Periode ihre ersten Schwingen regender und unfixirter Jünglingskraft zuschreiben, welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem Athenischen Aufenthalte zusammenfällt [42]). Jetzt kehrte er zur Dichtkunst zurück, um an ihr einen Zeitvertreib unholder Momente zu haben, er übte sie aus Trotz ge-

42) Sueton kannte *Elegieen*, die man dem Horatius zuschrieb; sie waren aber „gewöhnliches Schlags:" dessgleichen einen *Brief in Prosa*, worin er sich dem Mäcenas empfohlen haben sollte, der an Dunkelheit der Darstellung litt, „einem Fehler, der ihm im Mindesten nicht eigen war." Es ist nichts zuverlässiger, als diese Verwerfungsurtheile. Am wenigsten sicherlich würde Horaz bittschriftlich eines Gönners Gunst angegangen seyn. Die Voraussetzung einer solchen Mehrheit von Schriften bestätigt indess die Vermuthung, dass wir Horazens Werke als eine von ihm selbst getroffene *Auswahl* besitzen, aus welchem Verhältniss die Bezeichnung der Sermonen und Episteln als *Eclogae* bei den alten Grammatikern erklärt werden muss.

gen das prosaische Schicksal, und ergriff ihre herbste Gattung, um seine Oppositionsstellung gegen die Dinge, wie sie geworden waren, zu bezeichnen. Dass er von ihr am Allerwenigsten eine Fristung seines täglichen Bedürfnisses erwartete, geht schon einfach daraus hervor, dass er sich unverkennbar in dieser Zeit, d. h. zwischen der Heimkehr aus dem Kriege und der Bekanntschaft mit Mäcenas, sey es aus geretteten Trümmern seines Vermögens, sey es unter Bürgschaft irgend eines reicheren Unglücksgefährten, ein *Schreiberamt* (scriptus oder scriptum) kaufte, eine Funktion, welche jedesfalls, zumal einem unverheiratheten Manne, genügende Subsistenzmittel gewährte. Man hat neuerdings die Gewissheit dieser Thatsache, die aus der Auktorität des *Suetonius* unerschütterlich hervorgeht, theils in Abrede stellen [43]), theils als dem Standesgefühle des Horatius zur Unehre gereichend ansehen wollen [44]). Jene Vermuthung gehört unter die müssigen Einfälle sich in voreiliger Zweifelsucht gefallender Kritik [45]); dieser

43) Vgl. darüber *Carl Franke's* Fasti Horatiani S. 32, Note.

44) Diess letztere ist, abermals mit der ihm eignen Schärfe, durch Herrn *Teuffel* geschehen. Er sagt Seite 39: „Was aber nun positiv thun? wovon sich das Leben fristen? Er konnte ja die Feder führen: also wurde er scriba. Zwar war diess eine sehr untergeordnete Stellung; aber daran erkennen wir eben ganz unsern Horaz, dass er, der von Hause aus eine Bildung besass, die ihn zu dem Höchsten befähigte, er, der kaum erst von der Würde eines tribunus militum herkam, sich nichts daraus machte, unter die Verhältnisse sich zu beugen und scriba zu werden. Für Standesehre hatte er ja in Folge seiner Herkunft und Erziehung so gut als keinen Sinn (!), und seine persönliche Ehre wusste er, ganz gegen römische Begriffe (?), unabhängig von seiner äusseren Stellung. Aus der Höhe, die er an der Hand des Brutus erklommen, sah er sich auf einmal in den Sand gesetzt; aber ihm war ja gleichgültig, wo er sass, wenn er nur überhaupt sass (!). Zugleich erblicken wir einen Beweis von der politischen Apathie, zu der ihm die Erziehung seines Vaters den Uebergang leicht gemacht hatte, und aus der er sich auch später nur fast mit Gewalt vertreiben liess (?), dass er gerade in Rom, dem Sitze seines ehemaligen Feindes und überhaupt der Siegerpartei, sich niederliess."

45) Als Hauptargument dieser Kritik erweist sich die vermeintliche Verspottung, welche Horaz *Satiren* I, 5, 35; 66; und II, 5, 56 dem

Vorwurf beruht auf jener anscheinend unfehlbaren Beurtheilungsmethode, wo für den Geist der Zeiten und der Völker ein objektives Gesetz ihrer eigensten Natur in möglichster Allgemeinheit aufgefunden wird, das denn der philosophische Begriff mit strenger Consequenz nach allen Seiten der Erscheinung hin anzuwenden unermüdlich bleibt: da jedoch bei diesem Verfahren unter dem eisernen Buchstaben das lebendige Leben nur allzu leicht zerquetscht wird, so ergeben sich dennoch meist einseitige, schiefgeschobene Resultate, und die höchste Gerechtigkeit gegen das Ganze wird, wie auf andern Gebieten, zum grössesten Unrecht am Individuum.

Der fragliche Punkt in Horazens Leben nöthigt uns zu einer etwas weiter ausgreifenden Episode. Altrepublikanischem Herkommen gemäss konnten allerdings die *Schreiber* (scribae), unter welchem Namen man im alten Rom alle Officianten der Art begriff, welche wir heutzutage mit dem Titel der Sekretäre, Aktuarien, Archivare, Calculatoren, Registratoren und ähnlicher Canzleiverwandten bezeichnen (mit Ausnahme der *Notarien*, welche wieder einen gesonderten Beruf ausmachten), auf grosse Dignität in der öffentlichen Meinung keinen Anspruch erheben. Ihr Stand war ursprünglich aus Freigelassenen entstanden, die, sich für sich setzend, unter dem Schutze ihrer ehemaligen Gebieter das Gewerbe fortübten, zu dem sie als Sklaven waren angehalten worden [46]). Sie

Schreiberstande widerfahren lassen soll. Aber ein Spott liegt überall nur in der ersten dieser Stellen, und zwar nicht auf den Schreiber*stand*, sondern auf einen *einzelnen* Schreiber, der sich eben seines Standes überhebt. Ich möchte nun wissen, ob ich nicht ein Schulmann in allen Ehren seyn und bleiben könnte, wenn ich mir herausnähme, über einen Schulmann, der sich z. B. für einen General oder Staatsminister ausgäbe, öffentlich zu spotten! Die Beziehung von *Satiren* II, 6, 36 verliert alle raison, wenn wir den Horaz als dem Schreiberstande *fremd* ansehen; auch konnte der alte Sueton und dessen Interpolatoren den scriptus allenfalls aus dieser Stelle entnehmen, den scriptus *quaestorius* aber saugten sie doch nicht aus den Fingern.

46) Denn auch im Privathausstande hatte man seine Canzlei (servi scribae); das geschilderte Verhältniss war aber überhaupt wohl das der aus dem Sklavenstand in die Freiheit übergehenden Leute. Der im Hause des Herrn mit Hand- oder Kunstgeschicklichkeit beschäftigte

gehörten zu derjenigen städtischen Menge (turba forensis), die, als dem Grundbesitze fremd und folglich mit der auf diesen fussenden Eintheilung der Bürger nach Tribus ursprünglich nichts zu schaffen habend, in Gewerke, Innungen, Zünfte, Gilden oder Aemter (collegia) zusammengeworfen war, und den für altrömische, nur den Ackerbau einem freien Manne anständig haltende Vorstellungsweise *verächtlichen*, weil auf Bestellung Dritter um Lohn arbeitenden, Gewerbstand (opifices mercenarii) bildete [47]). Allein mit der Zeit hatten sich diese Verhältnisse geändert. Seit dem erlebten Beispiele, dass Leute aus dem Schreiberstande zu kurulischen Würden emporgestiegen waren [48]); seit dieser Stand als der Depositar nicht nur der Staatsakten und Urkunden, sondern auch der gesammten Verwaltungsweisheit jener Amtswürden, zu deren Unterstützung eigentlich seine Fertigkeiten dienen sollten, anzusehen war [49]); seit das Geld auch im römischen Staate dermassen

Knecht erweiterte nur seine Thätigkeit als freier Klient und etablirte sich nun als Meister mit Gesellen.

47) S. *Niebuhr's* R. G. I, S. 659 fgg. vergl. mit 672, *dritte* Ausg. Unter den neun alten Collegien des Königs *Numa* figuriren noch keine Schreiber; sie werden wohl zum *neunten*, das die in der vorigen acht nicht besonders aufgestellten Gewerbe in Masse enthielt, gehört haben. Meines Wissens findet sich der Ausdruck collegium scribarum nicht, obwohl collegium praeconum, lictorum, viatorum; er war durch das herrschende decuria (wovon weiter unten) ausser Gebrauch gekommen. Die späteren politischen und geistlichen Collegien (auch sodalitates, *Brüderschaften*, genannt) hatten ihre Einrichtungen von den Handwerkszünften entlehnt.

48) Wie der scriba des Censors Appius Claudius, *Cajus Flavius*, der die Geheimnisse der patricischen Rechtswissenschaft veröffentlichte (*Livius* IX, 46; *Plinius* H. N. XXXIII, 6; *Gellius* VI, 9 u. a.); und der edle *Cajus Cicerejus*, scriba des älteren Africanus, der nicht ertragen konnte, dass der Sohn seines Gönners in der Candidatur der Prätorwürde, da er selbst bereits die Stimmen aller Centurien für sich hatte, eine repulsa erhielt (*Valerius Maximus* III, 5, 1 und IV, 5, 3), dann, im folgenden Jahre selbst neugewählt, über die Corsen siegte, und da ihm der Senat aus Adelsdünkel den Triumph versagte, diesen auf dem *Albanischen* Berge (zum Tempel des *Jupiter Latiaris*) hielt: *Livius* XLI, 28 (33) und XLII, 7 und 21.

49) Man vergleiche die ernsthafte Stelle *Cicero's* in Verr. III, 78 fg. mit der ironischen de Legg. III, 20, 46; dessgleichen *Plutarch's*

zum Nerv der Dinge geworden, dass es, wenigstens für das praktische Leben, den Ausschlag jeder eigentlichen Realität gewährte: seit solchen Conjunkturen durfte sich der Schreiberstand mit seinen zahlreichen Gelegenheiten, Vermögen zu erwerben [50]), und der stillen Macht seines Einflusses über die bescheidene Haltung, auf welche er sich dem Glanzwesen der öffentlichen Laufbahnen gegenüber angewiesen sah, getröstet achten. Denn freilich gehörte er nach wie vor zu den *Dienern* der Magistrate: das Wort „aufwarten (apparere)," welches für die Ordonanzpflicht solcher Subalternen der eigentliche Ausdruck war, stellte ihn schlechthin in Eine Kategorie mit den *Präconen*, *Lictoren* und *Viatoren*. Allein er hatte nicht nur unter sich selbst seine Grade und folglich schon innerhalb seiner Sphäre unmittelbar einen Standesehrgeiz [51]), sondern er bewirkte auch durch das Gewicht seiner mit der Zeit natürlich immer stärker anwachsenden Körperschaft, dass sich der Consul *Cicero* in einer officiellen Staatsrede (in Catilinam IV, 7) bewogen findet, demselben eine auszeichnende Stellung in der Mitte zwischen Ritterstand und plebejischen Freigebornen, neben den *Aerartribunen*, d. i. dem Kerne und

Cato minor, 16, 17 und 23. Die alte Welt hatte eben so gut ihre Bureaukratie wie die moderne, und es mag im alten Rom so wenig etwas Rares gewesen seyn als heutzutage in einer und der andern Republik, dass eben die bürgermeisterliche Ordonanz, der Bundeswaibel, der erste Herrendiener, oder wie sie heissen mögen, den Prinzeninstruktor der neuen Staatshäupter machen musste, und meist von dem Dinge so viel begriffen hatte, als Ihre Hochweisheiten und „schaubarlichen Grossmächtigkeiten."

50) Darüber giebt *Cicero* l. l. interessante Winke; freilich trieben auch manche geradezu verbrecherische Unterschleife; *Livius* XXX, 39. Dass übrigens auch die Präconen sogar grosse Fortune sammeln konnten, ist bekannt. S. zu Horazens *Satiren* II, 2, 47.

51) Die *Decurien* stiegen natürlich an Dignität mit der Würde der Magistrate, denen eine jede untergeordnet war. Auch die Geschäftskreise waren natürlich verschiedenartig; der scriba quaestorius war Renteischreiber, der aedilicius Policeischreiber, der praetorius Gerichtsschreiber. Dass sie, wenn auch nicht in Rom, doch in den Municipien, zu bürgerlichen Aemtern gelangen konnten, lehrt der zum Prätor von Fundi promovirte scriba *Satiren* I, 5, 34 fg. Vergl. auch II, 5, 55 fg.

den Notabeln der eigentlichen Bürgerschaft, zuzutheilen. Die Inhaber angekaufter Schreiberstellen schätzten sich schon damals dem Ritterstande gleich, ja römische Feldherren hatten öfters ihre Schreiber mit dem Goldringe, d. i. der Ritterwürde, belehnt (*Cicero* in Verr. III, 79 fg.). Da nun ohnehin der damals geltende Rittercensus von viermal hunderttausend Sesterzien (etwas über 20000 Thaler Gold) Kapital [52]) für die Einkünfte routinirter und bei ihrem Geschäft längere Zeit verbliebener Schreiber gewiss kein schwer zu erschwingender Vermögensstand war, so dürfte auf den ersten Hinblick die Vermuthung leicht dünken, der Schreiberstand habe als solcher bereits in den letzten Zeiten der Republik geradezu den Ritterrang verliehen. Diess hiesse jedoch allzu liberal geschlossen. Den Schreiberstand *abzuschwören*, um unter der gesetzlichen Vermögensbefähigung in den Ritterstand eintreten zu können, würde noch am Vorabende der Alleinherrschaft republikanische Sitte so gut erfordert haben, als damals, wie Cajus Flavius curulischer Aedil wurde, das Gewerbe feierlich niederzulegen eine gebieterische Nothwendigkeit schien. Denn Mitgliedschaft einer Zunft schloss noch in den spätesten Zeiten des römischen Reichs von Ritterthum und Senat unerbittlich aus [53]). Wohl aber konnte es kein

52) Es ist bekanntlich unausgemacht, wer, statt der vormaligen 100000 As der ersten Servianischen Rangklasse, diesen Census eingeführt hat: aber unkritisch ist es verfahren, wenn *Schmid* bei Horazens Episteln I, 1, 57 dafür auf die lex Roscia theatralis hinweist. Diese berief sich auf diesen Census, aber sie kreirte ihn nicht; viel richtiger wäre er auf die lex judiciaria des *Cajus Gracchus* zurückgegangen.

53) Eine Verordnung der Kaiser Valentinianus und Valens vom J. Ch. 364 im codex Theodosianus VI tit. 36 heisst den städtischen Ritterstand bestehen aus Eingebornen und solchen Fremden, *die nicht in eine Zunft eingetragen werden müssen.* S. *Zumpt's* trefflichen Aufsatz: „Ueber die röm. Ritter und den Ritterstand in Rom“ (Abhandlungen der Kön. Akademie der Wiss. zu Berlin aus dem J. 1839) Seite 109. Der Unterschied zwischen dem alten Staatsinstitute der *römischen Ritter*, als der Blüthe und Kraft von Roms kriegerischem Geiste, des Herdes seines Officierstandes (zu Cäsar's Zeit giebt es längst keine Reiterei *römischer* Gemeinen mehr; die römischen Ritter, schon vom Anfange an Rang über dem Centurio der Infanterie, bilden

Bedenken haben, dass sich zur Ruhe setzende Schreiber, ihren scriptus verkaufend oder denselben auf eines Dritten Namen durch Gehülfen fortbetreibend, wenn sie das ritterfähige Besitzthum errungen hatten, sich in diesem Range schatzen liessen und nunmehr zu jener ausgedehnten Körperschaft des durch seine Mittel emporgekommenen *Ritterstandes*, d. h. der Geld- und Negociantenaristokratie, zählten, welche jetzt die Stelle des altrömischen durch Ackerbau und mässigen Bürgersinn gross und zum Beherrscher des Erdkreises gewordenen freien Mittelstandes einnahm, und indem sie die ausgedehnten Geschäfte des Kapitalvertriebs, die öffentlichen Pachtungen (societates publicanorum), das gesammte Zins- und Bankwesen in ihren Händen hatte, sich zugleich unentbehrlich und dadurch beliebt, geehrt, geschmeichelt; aber auch, wie alle Geldaristokratie, durch taktlose Vornehmthuerei, durch zudringliche Einnistungen, durch plumpe Hoffarth lächerlich, wie durch das Beispiel Sybaritisches Luxus, neben entnervendem Müssiggange, verderblich machte.

Ob es daher dem Horaz als mangelnder Ehrenpunkt ausgelegt werden darf, wenn er, in der Ungewissheit seiner Lage, lieber zu einem freilich nur in seltnen Fällen eine Staatslaufbahn anebnenden, aber doch längst nicht mehr gering angesehenen und zugleich, was für ihn die Hauptsache war, in sich selbst *unabhängigen*, überdiess die Aussicht eines behaglichen Alters unzweifelhaft darbietenden Broterwerbe griff, als sich irgend einem Vornehmen, sey es als Parasit oder als Ehrenklient, an die Seite zu schmiegen, bleibe dahingestellt. Nur dürfte nicht vergessen, wer unsres Dichters damaligen Ausweg verdammen wollte, dass er damit zugleich den Stab bräche über die Gesinnung jener zahlreichen Männer und Frauen

die Officiere aller Waffen, vorzüglich die praefectos alarum, Kriegstribunen, den Stab des Führers, und, insofern auch die Senatoren noch daheim als Mitglieder der achtzehn Centurien und ersten Klasse in den Komitien stimmen, im Felde ihr Ritterpferd behalten, vorzüglich die Legaten und Unterfeldherren) — des berühmten seminarii senatus, und des seit Cajus Gracchus emportauchenden Ritterstandes ex censu (s. Seite 80 fgg., 90 fgg.) ist in dieser Abhandlung unvergleichlich lichtvoll aus einander gesetzt.

aus den höchsten Kreisen des Französischen Adels (also keine Söhne noch Töchtervfreigemachter Leibeignen), welche in den Auswanderungsperioden der Pariser Schreckenszeit bei uns in Deutschland lieber als Sprachmeister, Bonnen, Gouvernanten, ja als Mechaniker, Weber, Schuster, als Kammerjungfern und Wäscherinnen im Schweisse ihres Angesichts ein ehrlich verdientes Brod essen, denn an den Höfen herum schmarotzen, im Gefolge der prinzlichen Sardanapalle das Mark der Länder verprassen, und Schande jeder Art durch die Welt tragen wollten. Was die geschlossnere Bewegung des Subjekts nach dem antiken und die freiere nach dem modernen Weltprincipe bei solchen Fragen für Unterschiede bewirken könne, hat eigentlich mit reiner menschlicher Empfindung nichts zu schaffen; indessen hoffen wir auch nach *diesem* Gesichtspunkte hin Horazens Charakter in ein wohlthuenderes Licht zurückbringen zu können, als welches die neuesten Kunstrichter über ihn anzünden zu müssen geglaubt haben.

Was nun übrigens die Ritterwürde der durch ihr Vermögen emporgekommenen Geschäfts- und Handelsleute, eventuell demnach auch sich allenfalls von ihrem Gewerbe zurückziehender, reich gewordener Schreiber betrifft, so war deren officielle Ausübung allerdings noch an besondre Bedingungen geknüpft. Den Vorrang des Ansehens und die Gunst der öffentlichen Meinung mussten von vorn herein bei dem eingewurzelten Hange der antiken Völker für alles von der Väter Zeiten Ueberlieferte die *gebornen* Ritter behaupten, jenes Geschlecht erbgesessener und begüterter Familien, die bereits zu den Anfängen des Staates die königliche Leibwache und in den Ausbreitungskriegen der Republik jene Reiterei gestellt hatten, welcher die Feinde selbst das Prädikat der Unbesiegbarkeit zugestanden. Diese Ritterschaft figurirte unzweifelhaft, in ihren älteren Gliedern, als würdige, wohlhabende, unbescholtene Standschaft der Grundbesitzer, in den jüngern, als eine imposante Schaar kriegserfahrner und weltgewandter Officiere, als der eigentliche ordo equester in althergebrachtem Glanze (ordo splendidissimus) neben und nächst dem Senate. Wie hätte sich zu ihm ein noch so betriebsamer scriba erheben mögen, da einmal ein solcher, falls er sich bis zum Rittercensus em-

porgeschwungen hatte, meistens über die Jahre hinaus seyn musste, wo er noch in das Heer hätte eintreten können (wenn auch nicht schon der *Schreiberberuf* den Begriff der Friedfertigkeit und der Waffenscheu in sich selbst trüge); sodann aber eben diese Beschäftigung mit der mühsamen, ja pedantischen Schreibekunst von Haus aus eine Neigung zu stillsitzendem Fleisse und grüblerischem *Insichseyn* voraussetzt, dass gewiss auch in späteren Zeiten mehr Fremde, namentlich Griechen [54]), und aus dem Sklavenstande Aufgekommene sich derselben werden gewidmet haben, als einheimische, frei- wenngleich armgeborne Römer, die da lieber im bewegten Lagerleben und schlimmstes Falles in der freibürtigen nach der sportula umherlungernden Pflastertreterei ihr Heil suchten. Jenen betriebsamen Fremdlingen aber standen, um in den eigentlichen und anerkannten Ritterstand, und durch diesen zuletzt in den Senat überzugehen, auch bei Freiheit und Bürgerrecht, sie mochten sich noch so ehrenvoll gehalten haben, im gewöhnlichen Wege, d. h. so lange sie nicht Zufälle, dergleichen dem Schreiber *Flavius* oder vielleicht dem *Cicerejus* förderlich gewesen waren, oder das überwiegende Machtwort eines siegreichen Heerführers emportrugen [55]), diejenigen gesetzlichen Bestimmungen entgegen, welche von Haus aus den Unterschied eines altbürtigen, auf Waffenkraft gegründeten, einheimischen Ritteradels vor dem blossen Vermögensrange und allenfalls missbräuchlichen Anmassungen der Emporkömmlinge zu sichern erlassen waren. Noch im Jahre 776 nach Roms Erbauung, 23 Jahre *nach* Christi Geburt, im zehnten Jahre Kaisers Tiberius, wurde bestimmt, dass den *goldenen Fingerring* zu tragen (sich als römischen Ritter officiell zu geriren) Niemand berechtigt seyn sollte, als wer, *selber freieingeboren* (ingenuus), *einen freieingebornen Vater und Grossvater* nebst einem Vermögen von viermalhunderttausend Sesterzien, sammt dem Rechte, kraft des Julischen Theatergesetzes in den *vierzehn*

54) Selbst des letzten Macedonischen Königs Perseus jüngster und allein des Hauses Sturz überlebender Sohn, *Alexander*, trat in die römische Schreiberzunft ein. Plutarch's *Leben des Aemilius Paulus* 37.

55) Was doch eben auch, gerade um dergleichen Machtworte bei Ehren zu erhalten, nicht übertrieben werden durfte.

Reihen zu sitzen, nachweisen könne (Plinius *Naturgeschichte* XXXIII, 2, 8). Das Julische Theatergesetz, eins der Consulargesetze des nachherigen Diktators Cäsar vom Jahre 695 (vor Ch. 59), enthielt Erneuerungen und nähere Bestimmungen des acht Jahre vorher (687; 67) vom Volkstribunen *Lucius Roscius Otho* gegebenen, kraft dessen ein uraltes Recht der römischen Ritterschaft, den scenischen Spielen von einem Ehrenplatze zuzuschauen, wieder hergestellt war [56]). Die Censussumme von vierhundert Sesterzpfund, ohne Zweifel auch den freien Stand bis auf den Grossvater zurück, verlangte bereits das Roscische Gesetz: dass das Julische fernerweite Bedingungen des Zuschauungsrechts, nicht blosse Strafbestimmungen der Uebertretung, zugefügt habe, vielleicht gerade solche, welche sich auf das Betreiben oder Betriebenhaben eines quaestus (gewinnsuchenden Gewerbes) bezogen [57]), darüber lässt die Fassung des Tiberischen Gesetzes keinen Zweifel. Es waren also die Ehrenrechte des alten Ritterinstituts genau bestimmt und wer von der Vermögensritterschaft den-

56) S. darüber *Zumpt* in der angef. Abhandlung Seite 94 Note 2.

57) Quaestus war ja seiner Natur nach auch dasjenige, was der ehrenvollste Stand, der Ackerbau, aus dem Ertrage des Feldes direkt (fructus, proventus) und indirekt (reditus, *Rente*) gewann. Dieser, nebst der unauffallenden und ohne ehrenrührige Knickerei betriebenen Mehrung des Kapitals durch Darleihung an Unternehmer und Speculanten, auch der Ertrag edler Kunstfertigkeiten, ist quaestus liberalis; er gränzt in der letzteren Beziehung, insofern z. B. auch der Architekt, der Maler, und ihres Gleichen honorirt werden, an den quaestus mercenarius, der in seiner Qualification so gut ehren- als unehrenvoll seyn kann. Der mit ungeistiger Handarbeit verbundene, dergleichen doch auch das Geschäft des scriba, zumal als eines accensus oder apparitor ist, so wie der übrigen Zünfte, ist wenigstens nicht liberalis. Quaestus sordidus aber ist jeder zu Lüge, Trug und Unsittlichkeit seine Zuflucht nehmende, also der des geringen Kramwesens, wohin die *stinkenden* Geschäfte des Lederhandels gehören (*Juvenal* XIV, 198 fgg.), dessgleichen Bade-, Schenk-, Dirnenwirthschaft, die artes ludicrae, Prostitution und was der Art noch ersinnbar ist. Dessgleichen muss der durch Gesetze verbotene Wucher unstreitig dahin gezählt werden, und da sich mit Einzelheiten solches Schlags auch damals gewiss manche Reiche bemakelten, gleichwohl aber die Ehren des Ritterstandes in Anspruch nahmen, so war es Pflicht der Staatsklugheit, den Orden von dergleichen sauber zu halten.

selben nicht genügen konnte (was namentlich in Betreff einer durch drei Generationen hindurchgehenden Ingenuität für eine grosse Zahl derselben schwer gehalten haben muss), hatte zu befahren, dass er in Strafe genommen und von dem Eindringen an einen ihn nichts angehenden Platz auf schimpfliche Weise zurückgewiesen wurde. Auch der Goldring insonderheit kam bloss dem aktiven kriegerischen Rittergeschlechte und aus dem Vermögensadel gewiss dem grössten Theile nach lediglich eingebornen, durch drei Erbfolgen als frei bekannten Grundbesitzern zu; was von soliden Bürgern, städtischen Handels- und Betriebsnobilitäten praktisch und nüchtern dachte und eitler Ehre wegen eine einträgliche Thätigkeit nicht aufgeben wollte, wenn es auch das berechtigende Vermögen besass, enthielt sich seiner; gewiss auch dann oft, wenn gegen die freie Geburt nichts einzuwenden war. Dagegen mochten Prahler und Abenteurer auch unbefugter Weise sich die Berechtigung anmassen, wie bei uns mit Adelstiteln und Orden geschieht. „Als der selige Augustus," sagt Plinius a. a. O. 1, 7, „die Decurien (der Geschwornen) ordnete (s. Sueton *in dessen Leben* 32), trug der grössere Theil der Geschwornen *eiserne* Ringe, und sie nannten sich nicht *Ritter*, sondern *Geschworne*; die Bezeichnung Ritter beschränkte sich auf die Schwadronen der Staatsritterschaft." Diese Bescheidenheit der hier angedeuteten Geschwornen hatte schwerlich einen andern Grund, als dass dieselben sich durch die Führung des Rittertitels und seiner Insignien nicht in Fortsetzung gewinnbringender Geschäfte wünschten behindert zu sehen. Sie besassen den Rittercensus und das genügte ihnen; sie sassen, vermöge eben dieses Census, als Geschworne in dem Gerichte des Prätors [58]): zu dieser Eigenschaft gehörte für die Bank des

58) Julius Cäsar hatte die dritte oder Bürgerbank (decuria *tribunorum aerariorum*) als solche aufgehoben; es blieben nur die senatorische und die Ritterbank. Aber die Aerartribunen hatten den Rittercensus (*Zumpt* S. 92 Note 1) und verschmolzen mit der Ritterbank; ihr Eingehen war also eine Erhebung. Aber das Richtergeschäft nahm viele Zeit weg; sie werden also schon desshalb bemüht gewesen seyn, sich *nicht* als Ritter zu geriren. Augustus erneuerte die Scheidung, fügte auch eine *vierte* Bank, die ducenarii (Leute von zehntausend

Bürgerstandes nicht Unbetheiligung an jedem, sondern nur an keinem zünftigen, noch unehrenvollen Gewerbe.

Unter den Kaisern kommen die scribae als eine öffentlich bestehende ehrenvolle Korporation vor: denn sie ziehen dem aus Deutschland herangelangenden Leichname des Drusus entgegen und tragen ihn auf ihren Schultern in die Stadt (*Sueton's* vita Claudii 1): nichtsdestoweniger mussten sie, um aktive oder officiell anerkannte Mitglieder des Ritterstandes zu seyn, d. h. um die Insignien desselben und namentlich den goldnen Ring bei öffentlichen Veranlassungen und vor Aller Augen, z. B. im Theater, zu führen, ohne alle Frage auch noch zu dieser Zeit vorher die Mitgliedschaft ihrer Zunft abgeschworen haben. Wo daher aus dieser Zeit Erwähnung römischer Ritter geschieht, welche zugleich scribae gewesen (quidam Perusinus eques Romanus, quaestorius scriba *Plinius* H. N. XXVI, 1), muss man annehmen, dass sie diess, in dem Augenblicke, da sie als römische Ritter gedacht werden sollen, nicht mehr waren [59]).

Hier sind wir, freilich auf einem langen Umwege, zur Lösung einer Frage gelangt, welche sich auf Horazens Lebensschicksale bezieht. *Satiren* II, 7, 53 legt sich der Dichter unzweifelhaft die officiellen Abzeichen des Ritterstandes bei [60]): er hatte folglich damals nicht bloss den ritterlichen

Thaler Kapital), hinzu: gewiss nicht zu irgend einer Ehrenkränkung für den Bürgersinn, sondern unter Vortheilen, welche zur Ausübung der Geschwornenpflicht aufmuntern sollten. Andre Modificationen des Geschwornenstandes (wie die Einschiebung von Centurionen durch Antonius) gehen uns hier nichts an.

59) Im Privatleben, bei einfacher Erscheinung auf der Strasse und an keinem Orte, wo diese Erscheinung mit der dargelegten Prätension eines Rechtes verbunden war, sonderlich bei Gelagen und Gastmählern, durfte natürlich jederman seiner Laune folgen, und da wird natürlich auch das Tragen goldner Ringe keinen Anstand gefunden haben.

60) Die Stelle mit *Gesner so* zu erklären, dass das Tu in allgemeiner Bedeutung von jedem, den diese Kategorie trifft, gefasst werde, verstattet die Natur des Dialogs nicht. So leicht hätte sich *Carl Passow* dergleichen Skrupel nicht mehr machen sollen (s. dessen Horazische Episteln S. XLVI, Note 132).

Census, was schon seine zugleich erwähnte Funktion als *Geschworner* voraussetzen lässt, sondern ihm stand auch das Recht zu, in aller Form und nicht etwa unter blosser Connivenz der öffentlichen Meinung, sich als römischer Ritter den Augen des Publicums ohne alle Einschränkung darzustellen. Denn einen Horaz werden wir doch nicht für *den* Mann halten wollen, welcher sich in einer authentischen Stelle seiner Werke, d. h. für ihn *in einer officiellen Aeusserung*, solcher Eigenschaften berühmte, die ihm lediglich vermöge einer Usurpation hätten zustehen können! Nun wäre zu denken, dass Horaz die Ritterwürde vermöge seines Tribunenranges im Heere des Brutus geführt hätte: denn der ritterschaftliche Rang der Kriegstribunen erleidet keinen Zweifel (s. *zu Satiren* I, 6, 25). Allein diesen Rang hatte Horaz in Folge seiner Theilnahme an einem Kriege wider die Triumvirn verwirkt, gesetzt auch derselbe hätte ihm bereits vor Ausbruche des Kriegs zugestanden und wäre nicht von einem Feldherrn ausgegangen gewesen, dessen officielle Handlungen, und namentlich dessen kriegerische Ernennungen anzuerkennen die Triumvirn keine Verpflichtung hatten. Wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, die Individuen des nach der Schlacht bei Philippi zu ihnen übergetretenen Heeres in dem mitgebrachten Range bestätigten, so traf diess nicht den Horatius, als welcher, ohne fernerhin Dienste zu nehmen, nach Italien heimgekehrt war. Dessgleichen musste selbiger, nach dem, was wir aus einander gesetzt haben, durch den Ankauf eines scriptus seinen Rang faktisch verlieren, und er wa im Schreiberstande nicht so lange verblieben, um sich das im Census involvirte Vermögensritterthum darin erwerben zu können. Als er jene Stelle niederschrieb, war er aber offenbar vom Schreiberstande bereits abgetreten, so dass an einen Zusammenhang der Ritterwürde mit seinem Stande als Schreiber an sich selbst überhaupt in keinerlei Weise zu denken ist. Den Census seiner ritterlichen Eigenschaft haben wir also ohne Weitres und ohne damit irgend einem Einwurfe Blössen zu geben, auf Rechnung seines Sabinischen Landgutes zu schreiben. Dieser brachte ihm aber damit noch nicht den Ritterring und die volle Befähigung eines Ritters, wie ebenfalls aus dem Bisherigen er-

hellen muss: denn Horaz war nicht ingenuus bis in's dritte Glied hinauf. Diese Eigenschaft konnte in seinen Verhältnissen lediglich durch einen Majestätsakt der souveränen Macht, des Volkes oder des Kaisers, supplirt werden; und so ist es. Wir lesen, dass Oktavianus den *Pompejus Menas*, Freigelassenen des Sextus Pompejus, nachdem dieser seines Herrn Flotte verrathen hatte, zur Tafel gezogen (was gewiss der Emporkömmling als ein Zeichen, dass er sich mit hohen Auszeichnungen zu brüsten habe, ambitionirt hatte); jedoch nicht ohne ihm vorher das Recht der Ingenuität verliehen zu haben (*Sueton's* Vita Augusti 74): in solcher Weise wurde ohne Zweifel auch Horaz, im gemeinen Leben zwar als ingenuus geltend, aber durch Geburt von freigelassenen Aeltern und durch die Zunftmässigkeit des ehemaligen Schreiberstandes immerhin ein wenig dem krittelnden Volksdünkel ausgesetzt, gleichsam hoffähig gemacht [61]). Es geschah diess vermuthlich nach der Epoche, da ihm Mäcenas das Sabinum und damit den nöthigen Vermögenscensus geschenkt hatte, er aber sich auch seinerseits den bestehenden Verhältnissen versöhnlich zeigte und wider eine Annäherung an den Oktavianus nicht mehr sträubte. Auf diesen Akt hätten wir denn weiter unten am gehörigen Orte zurückzukommen.

Unter sich selbst bildeten die römischen Schreiber sogenannte *Decurien*, d. h. für sich bestehende und ein eigenartiges Princip darstellende Unterabtheilungen, bei welchen die Zahl *zehn*, wenn sie auch ursprünglich eine reelle Geltung gehabt hatte, bald unerreicht bleibt, bald bis in's Unverhält-

61) Ueber dieses asserere in ingenuitatem vgl. *Zumpt* a. a. O. S. 94 fg. Note 3. Ueber die Epoche, da Horaz diesen Akt der kaiserlichen Gunst erfuhr, dürfte kaum ein Zweifel zu hegen seyn, wenn wir ersehen, dass er sich *Satiren* II, 1, 29 und 75 als dem *Lucilius* an Stand und Rang untergeordnet bekennt, und in demselben Buche 7, 53 sich dennoch die Ritterwürde zueignet; denn Lucilius war auch nur römischer Ritter gewesen. Jene *erste* Satire des zweyten Buchs gehört, wie wir sehen werden, dem Ende des Jahres 725, die *siebente* dem des folgenden an. Zwischen beyden also erfolgte jene Erhebung zur Ingenuität in's dritte Glied zurück, welche ritterfähig machte.

nissmässige überschritten wird [62]). Diese Decurien stufen sich ab von der *quästorischen* oder dem scriptus quaestorius, als offenbar der geringfügigsten und untersten, durch die *tribunicische*, *ädilicische* und *prätorische:* ob zur *consularischen* und *censorischen*, ist einigermassen strittig, insofern es hierüber an hinlänglich gewichtvollen Zeugnissen fehlt. Allein da ganz unwiderlegbarermassen anzunehmen ist, dass gerade auch die höchsten ordentlichen Beamten der Republik, Consul und Censor, eine Canzlei müssen gehabt haben, so ist die Analogie höchst anscheinlich *für* und *nicht* gegen die Aufstellung auch einer *consularischen* und *censorischen* Schreiberdecurie, und nicht minder wahrscheinlich, dass die Individuen der Anciennität nach aus der quästorischen zur censorischen allmählig aufrücken konnten [63]). Sie machten auf diese Weise den ganzen Kreislauf des Verwaltungswesens durch die Rechnungs- und Kämmerei-, Policey-, Gerichts- und Regierungssphäre durch und konnten nicht umhin, zu einem durch Ge-

62) Wie bei den Decurien der Geschwornen, wo nach *Plinius* H. N. XXXIII, 1, 7 der Bestand auf 1000 stieg. Ich ersehe aus meines Freundes Göttling *Geschichte der röm. Staatsverfassung* S. 374 Note 3, dass in *Haubold's* Monumenta legum Rom. pag. 85 Schreiberdecurien von *drei* oder *vier* Mann angenommen werden. Sind diess nicht, was ich bei Entbehrung dieses Werks nicht beurtheilen kann, gerade vielleicht die problematischen Consularschreiber, so kann ich mir eine so geringe Zahl z. B. eben in der decuria quaestoria nicht denken. (Ein seitdem durch Freundeshand erlangter Auszug der betreffenden *Hauboldischen* Stelle belehrt mich, dass es sich daselbst von einem auch bei *Brisson* de Formulis I, 22 zu findenden Gesetzesfragment handelt, dessen Anfang aber, gerade die scribas betreffend, sehr mangelhaft ist. Mir scheint daraus über die Zahl der in den Schreiberdecurien befindlichen Individuen auch jetzt nichts gefolgert werden zu können.)

63) In dem Scholion *zu Juvenalis* V, 3 über den aus Horazens *Satiren* I, 5 bekannten Sarmentus steht wenigstens das *lesartlich* vest, dass Sarmentus anfangs decuriam *quaestoriam* comparat und zuletzt scriptum quoque *censorium* vendit. Was hiegegen *Weichert* Poetar. Rel. S. 227 in der Note polemisirt, ist um so räthselhafter, als ja auf der Hand liegt, dass, wenn man den scriptus *kaufen* konnte, eben so erlaubt seyn musste, ihn zu *verkaufen*. Die ganze Art aber, wie *Weichert* dort den Gedanken an ein Schreiberamt absolut zu beseitigen sucht, kann ich weder gründlich noch glücklich finden.

schäftserfahrung und vielseitige, auf überlieferten Grundsätzen vest und sicher ausgebildete Administrationspraxis achtungswerthen und imposanten Beamtenkörper zu erstarken. In die quästorische Decurie, als den Ausgang der Laufbahn, kaufte man sich ein; doch wurde auch in dieselbe, wahrscheinlich aber, nach dem augenblicklichen Bedarf, in alle, von den Magistraten das erforderliche Personal *erlesen* (legere); *Livius* XL, 29[64]). Bei dem jährlichen Wechsel der Magistratspersonen wurden die einer jeden in ihrem Wirkungskreise nöthigen Schreiber aus der betreffenden Decurie ausgeloost (*Cicero's* Stelle in Catilinam). Ausser den Schreibern der Magistrate aber kommen noch *Schreiber der Flotte*, der *Colonieen*, der *geistlichen Brüderschaften*, ja der *Zünfte* selber (z. B. scriba medicorum), und gewiss aller und jeder öffentlichen Corporationen überhaupt vor, und wir haben uns in diesem Kapitel eben so gut, als in so vielen andern der alterthümlichen Existenz, vor nichts eifriger als dem Wahne zu hüten, dass dasjenige vernunftmässig Anzunehmende, wovon wir nichts in den Schriftstellern lesen, schlechterdings nicht vorhanden gewesen sey.

Horazens Einstand in das Schreibergeschäft geschah, wie ausdrücklich überliefert wird, in der quästorischen Decurie, und in eine andre ist er auch schwerlich aufgerückt, da er augenscheinlich nur ein Paar Jahre in diesem Verhältnisse verweilte. Denn dass wenigstens eine stillschweigende Niederlegung sofort nach dem Beginne seiner Familiarität mit Mäcenas erfolgt sey, hat man mit Recht geschlossen, indem ein Beruf solcher Art mit der Tischgenossenschaft dieser vornehmen Welt sich nicht vertragen konnte. Bis zu diesem Zeitpunkte hätten wir denn zuvörderst das äussere Leben des Dichters weiter zu führen, wobei uns als ein natürlicher Leitfaden die Chronologie seiner Gedichte zu Diensten steht. Diese ist in der neusten Zeit so vielfältig angeregt und besprochen, dass wir wenigstens in den Hauptpunkten an ihr eine kritisch gesicherte Hülfe zu besitzen keineswegs zweifeln dürfen. Als überlie-

64) Wahrscheinlicher noch, dass früherhin bloss *erlesen*, späterhin beydes, oder bloss *eingekauft* wurde.

ferte Ansicht galt vor *Bentley*, dass Horatius nach Gelegenheit und Laune *Oden*, *Epoden*, *Satiren* und *Episteln* unter einander gedichtet und die einzelnen Stücke sofort der Publicität überlassen habe. Wer von Entstehung und Verbreitung poetischer Hervorbringungen einigen Begriff hat, wird auch nicht umhin können, diese Ansicht im Allgemeinen bündig zu finden, so mancher Einschränkung sie im Einzelnen mag unterliegen müssen. Jener berühmte und durch das Ansehen seines imperatorischen Verfahrens bei den Landsleuten unbedingt, bei uns Deutschen wenigstens durch unsre Gewöhnung, vor jedem entscheidend auftretenden Geiste uns in unsre Tugend zu hüllen und möglichst lange zuzusehen, wo die Sache zuletzt hinauslaufen werde, noch zu oft ohne gehörige Untersuchung herrschende Kritiker glaubte sich entgegengesetzte Grundsätze abstrahiren zu dürfen. Am Schlusse seiner allerdings viel Scharfsinniges in grosser Kürze zusammendrängenden Vorrede thut er den apodiktischen Ausspruch, Horaz habe zu gleicher Zeit nur gleichartige Gedichte verfasst und dieselben lediglich partieenweise in gesonderter Sammlung als *ganze Bücher* herausgegeben. In drei Lebensjahren, vom sechsundzwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten, sey das *erste Buch der Satiren* entstanden; dann abermals in dreien, 31 bis 33, das *zweyte;* hierauf in zweyen, 34 und 35, die *Epoden;* wiederum in dreien, 36 bis 38, das *erste Buch der Oden;* in zweyen, 40 und 41, deren *zweytes;* desgleichen in zweyen, 42 und 43, das *dritte.* Hiernächst habe der Dichter, im sechs- und siebenundvierzigsten Jahre, das *erste Buch der Episteln* abgefasst; in drei auf einander folgenden Jahren, von 49 bis 51, der *Oden viertes Buch* und das *Säkulargedicht;* von der *Kunst zu dichten* aber und dem *zweyten Buch der Episteln* sey die Verfassungszeit nicht auszumitteln. Bei der nackten Allgemeinheit, in welcher er diese Normen dahinzustellen Belieben trug, verschmähte *Bentley*, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, ob denn nicht zwischen einer unumschränkten und sogleich dem grösseren Publikum zu Gute kommenden Mittheilung, und einer ängstlichen Zurückhaltung im Pulte, der Mittelweg habe stattfinden mögen, den Horaz *Satiren* I, 4, 73 fg. selbst andeutet, dass er nämlich durch

Vortrag unter Freunden, welcher natürlich eine vertrauliche Zulassung einzelner Abschriften in seinem Gefolge hat, zu einer bedingten Veröffentlichung die Hand bieten konnte? Ja die an Personen gerichteten Dichtungen sammt und sonders würden diese Form der Darstellung zu einer vollendeten Abgeschmacktheit stempeln, wenn wir voraussetzen sollten, Horaz habe demohngeachtet solche Poesieen für sich behalten und nicht eher an's Tageslicht kommen lassen, als bis er ein ganzes Buch derselben beisammen gehabt hätte. Es haben daher schon früher, besonders *Vanderbourg*, *Spohn* (in den Anmerkungen *Jahn's*) und *Weichert*, die Auktorität der Bentley'schen Zeitbestimmung und dessen Auffassung der Veröffentlichung Horazischer Gedichte in einzelnen Beziehungen erschüttert; durch den Abschnitt I der *Kirchner*'schen Quaestiones Horatianae aber ist die Sache zu einer Entscheidung gebracht und die Wahrheit der früheren Vorstellungsweise auf eine gründliche kritische Basis zurückgeführt worden. Jetzt dürfen wir daher als gewiss annehmen: *erstens*, dass Horaz zwar allerdings in den ersten Zeiten seines erneuten Aufenthalts in Rom vorzugsweise der Archilochischen Iambenpoesie (den *Epoden*) und der *Satire* obgelegen, dazwischen aber demohngeachtet einzelne *Oden* verfasst habe; *zweytens*, dass die einzelnen Gedichte auch bereits vor ihrer Zusammenstellung in besondre Bücher unter der Hand, durch Recitation des Dichters und vertrauliche Weitergabe der Abschriften, zur Oeffentlichkeit gelangt seyen; *drittens*, dass auch die eigentliche Herausgabe der einzelnen Bücher nicht im engsten Sinne so verstanden werden muss, als sey nothwendig Buch für Buch einzeln erschienen, sondern dass eine gleichzeitige Herausgabe mehrerer Bücher auf einmal stattgefunden haben kann. Es handelt sich nämlich in Bezug auf diesen dritten Punkt vornehmlich von den *drei ersten Büchern der Oden:* diese lässt *Bentley*, wie aus Obigem ersichtlich, je eins nach dem andern hervortreten; andre, hauptsächlich *Vanderbourg*, sind der Meinung, das erste und zweyte sey zusammen, das dritte für sich bekannt gemacht worden; die neuste Ansicht, in welcher, obwohl auf verschiedenen Wegen und unter verschiedenartiger Argumentation, *Kirchner* (Quaestiones S. 8 fgg.) und

Franke (Fasti S. 67 fg.) zusammenstimmen, setzt eine gemeinschaftliche und gleichzeitige Herausgabe dieser drei ersten Bücher voraus. Dass das *vierte* geraume Zeit später auf Veranlassung des Augustus hinzugekommen sey, wissen wir aus Suetonius.

Indem wir nun unsre eignen Bemerkungen zu diesen bis jetzt gewonnenen Ergebnissen einer Zeitbestimmung der Horazischen Gedichte den jedesmaligen besonderen Veranlassungen vorbehalten, werden sich uns dergleichen sofort bei der etwas dornigen Untersuchung darbieten, welche unser nächstes Augenmerk in Anspruch zu nehmen hat. Fragen wir nämlich, womit wohl Horaz in der Epoche seines übernommenen Schreiberamtes die ihm bleibende Musse möge ausgefüllt haben, so dürfte die Antwort hierauf in den einzelnen Anspielungen auf Liebesabenteuer, welche sich bereits in den frühsten seiner noch vorhandenen Gedichte vorfinden, sattsam gegeben seyn. Diese Liebesgeschichten haben den Auslegern des Dichters grosse Sorgen erregt, indem sie einestheils, zufolge einer in sich selbst ganz löblichen Gelehrtensitte, die Moralität ihres Schriftstellers gern von allen Seiten so spiegelrein und fleckenlos als ihre eigne zu erhalten bemüht, andrestheils jedoch auch einzugestehen genöthigt sind, dass ihr Klient von zu verliebter Komplexion gewesen sey, als dass man ihn von aller Sündhaftigkeit in diesem Stücke blank zu waschen vermöchte. Indessen würde einiges Ab- und Zuthun in dem, was denn doch als eine allgemeine Schwachheit des Menschengeschlechts muss eingeräumt werden; einige Besinnung, ob man denn auch wirklich Alles buchstäblich, wie es steht, in der extremsten Ernsthaftigkeit aufzufassen habe; endlich eine gehörige Unterscheidung dessen, was auch mit Evidenz dem Dichter selbst, und was ausser ihm liegenden Individuen in Rechnung zu bringen ist, ihnen ein leichteres Spiel verschafft haben. Denn lächerlicherweise sind einzelne Pedanten so weit gegangen, alle Namen junger Personen in Horazens sämmtlichen Gedichten unbesehen und ohne Weitres als Bezeichnungen Horazischer Geliebten anzusprechen. Wir haben nicht den Vorsatz, Horazens Liebeshändel durch eine jede Stelle seiner Poesieen, welche dergleichen berührt, im

Einzelnen zu verfolgen, und verweisen darüber den Leser auf die reichhaltigen Vorräthe, welche in Betreff dieses Punktes sich bei den Commentatoren, sonderlich auch in den Eingangs dieser Lebensskizze angeführten Schriften und Erörterungen von *Weichert*, *Grotefend*, *Kirchner*, *Carl Passow*, und der hieher gehörigen Monographie des Herrn *Teuffel*, angehäuft haben. Nur scheinen uns bei dieser Materie folgende Gesichtspunkte überhaupt vestzuhalten. *Erstens.* Da die Alten im Punkte des Geschlechtsumganges zwar von Haus aus weder ihrer Sittenlehre, noch dem Herkommen der Vorfahren zufolge auch nur im Mindesten laxeren Grundsätzen huldigten als wir, dieser Gegenstand aber bei ihnen nicht aus dem innersten Kerne des religiösen Gefühls, sondern mehr aus der äusseren Sitte und politischen Zuträglichkeit seine Weihe herleitete, so war mit dem Einsturze oder der Verwahrlosung dieser Schranken einer völlig subjektiven Ansicht dieser Dinge Thor und Thüre geöffnet, und es beruhte lediglich auf der Fähigkeit eines Jeden, sein Gewissen für sich zu beruhigen, ob er mit dem besseren Theile der Zeitgenossen nach der Maxime: „erlaubt ist, was *geziemt*," oder mit dem schlechteren nach der Variante: „erlaubt ist, was *gefällt*," leben wollte. Die Männer, auch verheirathete, setzten sich, wie überall, am Rücksichtslosesten über das Ueberlieferte hinaus, und da gerade, schönen Frauen gegenüber, ihrer Jugendgluth, wenn sie den Anstrich ritterliches Ungestüms zu tragen scheint, auch heutzutage noch, trotz der christlichen Verbote, so viel verziehen wird, so sollten wir doch am wenigsten sogleich aus der Haut fahren wollen, wenn aus jener grandiosen Welt ein lebensfroher Junggesell und überdiess ein Dichter sich nach den Vorstellungen moderner Professoren durchaus nicht messen lässt; sondern in Gottes Namen zugeben, dass Horaz in seinen blühenden Jahren, in der Zeit, da er, „bei kräftiger Brust, die schwarzen Haare um die schmale Stirn geordnet, süss zu kosen und zierlich zu lächeln" verstand (*Episteln* I, 7, 26 fg.), da er „in der feinen Toga und mit den gesalbten Locken den Schönen *ohne Geschenke* gefiel und vom hellen Mittage an bei'm Falerner sitzen" konnte (*daselbst* 14, 32 fgg.), Jahr aus Jahr ein verliebt habe seyn können, ohne desshalb

schon ein verdorbener und verabscheuungswerther Mensch gewesen zu seyn. Er verwahrt sich ausdrücklich gegen den Umgang mit Buhldirnen und unzüchtigen Ehefrauen (*Satiren* I, 4, 111 fg. und II, 7, 72), so wie gegen den Besuch verrufener Häuser (*Satiren* I, 6, 68); und wiefern uns sein Charakter nur irgend ein moralisches Zutrauen überhaupt einflösst, hat er ein Recht, in diesem Stücke unsern Glauben zu fordern. Mag sogar in den angeführten Stellen eine Abwehr übles Leumundes bei den Zeitgenossen versteckt liegen: bereits *Catull* fand eine Zurechtweisung nöthig, dass man nicht aus schalkhaften Versen auf eine Unkeuschheit persönlicher Gesinnung schliessen dürfe (XVI); *Ovid* hat diese Zurechtweisung wiederholt (Tristia II, 353 fg.); *Martial* dessgleichen (I, 5); und gleichwohl würde noch *Goethe*, ja *Schiller* sie zu ihrer Zeit nöthig gehabt haben, wenn nicht *sie* von sich selber zu gross gedacht hätten, um auf die stehenden Philistereien des Publikums jemals einzugehen. Horaz bezeichnet uns sein dreiundzwanzigstes Jahr, also das der Schlacht von Philippi, als die Periode seiner Erotik (*Oden* III, 14, 27 fg.): da sey er in Liebessachen hitzköpfig und händelsüchtig gewesen; im vierzigsten traut er sich kühles Blut genug zu, um eines Freundes Geliebte ohne den Verdacht eigner Bestochenheit nach dem Werth ihrer körperlichen Reize zu preisen (*Oden* II, 4, 22 fgg.); und dennoch scheinen im funfzigsten alte Flammen wiederzukehren (IV, 1, 6). Diese letzten haben nun für unser Gefühl um so mehr Verfängliches, als sie einem schönen Knaben gewidmet sind, welchen der Dichter *Ligurinus* nennt, und den derselbe nach jener in den Griechen und Italienern noch heutzutage so lebhaften Empfänglichkeit für männliche Reize in einem Tone wenn auch nicht anstössiger, doch auch keineswegs zurückhaltender Sehnsucht besingt. Kann man aber an einem Charakter der klassischen Vorwelt allerdings nicht umhin, zuzugestehen, dass einem solchen, und zumal einem Römer der Augustischen Zeit, die uns Nordländern mit allem Fuge wider den Mann gehende und mit dem schärfsten Brandmahle der Unsittlichkeit zu belegende fleischliche Päderastie nichts Unnatürliches zu haben schien, so berührt es uns doch durchaus empfindlich, in andern Be-

ziehungen hochstehende Männer solch einer Verirrung beschuldigen zu sollen. Indess haben wir bei unsrem Streben, ihnen die verdiente Hochachtung allseitig zu bewahren, uns doch in Acht zu nehmen, dass wir auch nicht mehr beweisen, als wirklich zu beweisen steht, da eine blindlings verfahrende Rechtfertigung sie tiefer in's Gedränge bringt, als ein einfaches Zugeständniss dessen, was nicht zu verbergen ist. Dass Horazens Liebe zum *Ligurinus* bloss poetische Phantasie geblieben, wird schon durch die an diesen Knaben ausdrücklich gerichtete *Ode* IV, 10 offenbar; ausserdem wird lediglich in den frühsten Gedichten (*Epode* XI) eines Verhältnisses zu einem Knaben *Lyciskus* (*Vers* 24) gedacht, das der Dichter freilich als ein schweres und leidenschaftliches (*Vers* 2), darum aber nicht in einem solchen Sinne schildert, dass wir dasselbe nach einer Auslegung gröblicher Sinnlichkeit aufzufassen hätten. Von diesen beyden Fällen abgesehen ist zwischen ihnen binnen eines so langen Zeitraumes von dergleichen in Bezug auf Horatius selber gar keine Rede, während der Erwähnungen hübscher, den Dichter bald liebender bald verschmähender Frauenzimmer freilich fast Legion ist [65]). *Zweytens.* Was diese Liebschaften mit Frauenzimmern anlangt, so hat man wohl zu unterscheiden, wo Horatius solche andauernde, leidenschaftliche, tiefe Neigungen im Auge hat, wie z. B. *Catullus* eine solche zu seiner *Lesbia*, Tibullus zur *Delia*, Propertius zur *Cynthia* unterhalten und besungen haben; und wo er lediglich weiblicher Personen gedenkt, die gelegentlich zwar auch einmal ihm selbst oder seinen Gästen einen zärtlichen Gefallen thun, wesentlich aber doch zunächst

65) Nun ist eine bekannte Thatsache, dass die leidenschaftliche Empfindbarkeit für das Eine Geschlecht eine solche für das andre gar nicht aufkommen lässt. Diess spricht wenigstens dafür, dass Horaz für sein sittliches Individuum von einer Versunkenheit in jene Unnatur sich rein erhalten zu haben scheint, wenn gleich er die Indifferenz des Urtheiles über dieselbe mit seinem Zeitalter getheilt hat, und darin also unter dem auch hierin gross dastehenden *Cicero* und unter *Tacitus* steht. Jene Indifferenz beweisen Stellen wie *Epoden* XI, 4 und 28; *Satiren* I, 2, 117; II, 3, 325 unwiderlegbar: aber für des Dichters Grundsätze daraus mehr zu folgern, als eine genaue Interpretation zulässt, halten auch wir für einen schnöden Frevel.

nur ein augenblickliches geselliges Vergnügen durch Gesang und Saitenspiel [66]) erhöhen sollen. Auch halten einzelne offenbar auf dem Sabinischen Gute entstandene Lieder kleine Abenteuer mit hübschen Mädchen oder Frauen der Gegend vest, welche wir unmöglich als mehr denn vorübergehende, ja ganz eigentlich reinpoetische Complicationen betrachten können. Wenn wir diese verschiedenen Kategorieen gehörig aus einander halten, so ergiebt sich, das Horazens feuriges Temperament (denn er war ein lebhafter Sanguiniker) und reizbare Liebesgluth lange der grossen Unbeständigkeit und völlig grundsatzlosen Frivolität nicht bezüchtigt werden kann, über welche die gelehrten Biedermänner besonders desshalb so bestürzt zu seyn pflegen, weil sie in Verlegenheit gerathen, wie sie dergleichen vor der Schuljugend, der sie Horazens Oden in die Hand geben, verantworten sollen. Es wird sich gewöhnlich finden, dass die grossen Umstände, welche *sie* dabei machen, anstössiger sind als die Sache selber, und dass eine noch selbst *unverdorbene* Jugend, in der Leichtblütigkeit und gutartigen Arglosigkeit dieser Jahre, dem Dichter viel Wenigeres übel nimmt, als ihre graubärtigen Führer, welche vielleicht der expertus Rupertus zuweilen etwas malitiös in den Nacken schlägt. *Drittens.* Wenn es gewiss bleibt, dass nichts nichtiger und dem Wesen eines dichterischen Produkts widersprechender ist, als zur Grundlage desselben keineswegs ein wahrhaftes Gefühl, eine augenblicklich durch ein bestimmtes Objekt angeregte und in dieser Beziehung *reale* oder *positive* Stimmung, sondern lediglich einen müssigen Einfall, einen zusammenhanglosen, von aussen gegebenen Anlass,

66) Es verdient Beachtung, dass bei dieser Art Personen immer nur von Leier oder Cither und Gesang, nie von Flötenspiel oder Tanz die Rede ist. Die Weiber, welche aus letztern beyden Künsten Profession machten, standen tiefer als jene, waren meist Sklavinnen und eigentliche *feile Dirnen.* Der Libertinenstand nach seinem weiblichen Theile ist daher auch als die Region zu betrachten, wo Horazens Vater (*Satiren* I, 4, 111 fgg.) die concessam venerem suchte im Gegensatz des turpis amor meretricis und der moecha; denn der in besagter Region heimische concubinatus war durch die Gesetze beschützt. Wir kommen darauf im Texte zurück.

z. B. das zur Nachahmung anregende Gefallen an einem fremden Erzeugnisse, endlich ein bloss willkührliches Spiel und ein absichtliches, also rein reflexives Gebaren der Phantasie annehmen zu sollen [67]), so dürfen wir uns doch auch nicht über die Art und Weise, wie Horaz über jeden Moment seiner Musse und Muse verfügte, für so ganz und gar im Klaren halten, um über die Realität oder Nichtrealität seiner Inklinationen jedesmal authentischen Bescheid geben zu können: sondern wir dürfen recht gut einräumen, dass er auch ein und das andremal, gleich andern Dichtern, gleich unserm ihm gerade im Kapitel der Liebespoesie auffallend ähnlichen *Goethe*, eine wünschenswerthe und anmuthvolle Situation, die ihn hätte beglücken können, als ihn beglückend aufgefasst habe, dass er sich einen Zeitvertreib bereitet, zumal ihm die Griechen so nahe lagen, zumal er darauf ausging, der Lieblichkeit griechischer Lyratöne in latinischen Herzen einen Anklang zu wecken, bisweilen eines andern Dichters Empfindungen zu den seinen zu machen; womit er noch keineswegs zum blossen Verseschmied, zum kalten, ideenlosen, künstelnden Translateur, den die Altklugheit unbärtiger Aesthetiker dermalen in ihm finden will, erniedrigt wird. Wir müssen etwas auf die naive Beweglichkeit südeuropäischer Natur aufzurechnen nicht vergessen; wir müssen in Erwägung bringen, dass der Italiener ohne ein unablässiges Umrollen seiner Einbildungskraft in den weiten Sphären der Möglichkeit nicht leben kann; wir müssen auch nicht ausser Acht lassen, dass er, wie alle sinnlichreizbare und darum von Haus aus poetische Naturen unermesslich leichter, als der Nordländer, auch bei der zarten Wechselwirkung inniger Gefühle aus einem Nadelkopf einen Thurmknopf und aus der Mücke einen Elephanten macht.

Die bereits angeführte Stelle *Oden* III, 14, 27 fg. giebt uns für Horazens römische Liebeshändel den vesten chronolo-

67) Wie diess bekanntlich zum Theil bereits *Lessing*, hauptsächlich aber *Buttmann* in seiner Abhandlung: „Ueber das Geschichtliche und die Anspielungen im Horaz“ (s. dessen Mythologus Band I, S. 297 fgg.), und nach ihnen Andre gethan haben.

gischen Ausgangspunkt. Wir werden nicht so thöricht seyn, anzunehmen, dass er in Griechenland nicht auch gelegentlich ein Liebesabenteuer aufgesucht habe; allein was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss: wir handeln hier bloss davon, wozu uns die Aeusserungen seiner Gedichte Veranlassung geben. Er war also jedesfalls noch vor dem Schlusse des Jahrs 712, entweder ohne Aufenthalt, oder nach einigem Verweilen zu Neapel, in Rom zurück; wo die frischen Eindrücke der so eben erlebten Umwälzung ihn noch beherrschten; wo er, auf die ungeheuere Anspannung und Aufregung einer, wie aus der Betrachtung seines Wesens und aus seinen eignen Aeusserungen evident ist, lebhaften, empfindlichen, nicht im Mindesten nervenstarken Organisation, der Beschwichtigung, der Erholung, der Zerstreuung bedurfte. Da warf er sich offenbar, halb aus Verzweiflung, halb aus Resignation, kopfüber in die Arme der Liebe, und ein tumultuarisches, heute da, morgen dort gefesseltes und bestricktes Abenteurerleben scheint ihn für die erste Zeit ganz und gar in seine Strudel gerissen zu haben. In das Chaos dieser Beziehungen einen consequenten Zusammenhang bringen zu wollen, muss man nun um so entschiedener aufgeben, als eben fortwährend unsicher bleibt, ob Horaz in die Sammlungen seiner noch vorhandenen Gedichte Alles, was er damals überhaupt dichtete, aufgenommen oder bloss eine Auswahl getroffen hat; wie wir denn auch weislich vesthalten müssen, dass er gewiss nicht jedes Mädchen besungen hat, mit dem er irgend eine vorübergehende Intrike bestanden. Einiges Licht, das uns in diesem Dunkel leuchten kann, gewährt der Name *Inachia:* er hatte für die mit diesem Namen bezeichnete Schöne lange Zeit vergeblich geglüht und hatte das Gerede der Stadt auf sich gezogen; und noch drei Jahre nach dem Erlöschen dieser Leidenschaft führt er uns dieselbe in einem glänzenden Erinnerungsdämmer vor: s. *Epode* XI, 5 fgg. Inachia begünstigte reichere Liebhaber, gegen welche des Dichters Redlichkeit und sein Talent nicht in die Wagschale gelegt wurden, so dass er sich vorsetzte, die Undankbare zu fliehen (*Vers* 11 fgg.). Gleichwohl stellt ihn uns eine andre *Epode*, XII, 14 fg. im erwünschten Genuss ihrer Reize, zum Verdruss einer Nebenbuhlerin dar, die

sich mit des Dichters erotischen Prästationen äusserst unzufrieden bezeigt. Nach dieser *Epode* nämlich, die mit *Epode* VIII ein zusammengehöriges Dokument Archilochischer Dichterrache bildet, bemühte sich, während Horaz in den Fesseln der Inachia schmachtete, eine bejahrte, vornehme und reiche, gegen dienstwillige Liebhaber splendide Matrone um den gewiss eben so durch Persönlichkeit einnehmenden, als durch sein Schicksal interessanten jungen Mann, und wendete das in Italien, ja in Wien und andern Phäakenstädten, noch jetzt gebräuchliche Mittel an, nämlich eine Unterhändlerin an ihn zu senden (XII, 16 fg.), die ihn unter allerlei Vorspiegelungen verlocken musste, die Bekanntschaft der koketten Alten in der vollständigsten Form und Beziehung zu machen. Wenn uns eine solche verliebte Polypragmosyne leichtsinnig dünkt, so müssen wir nur abermals nicht als deutsche Schulmeister zu Gericht sitzen wollen, sondern erwägen, dass „des Italieners feurig Blut" darin keine Todsünde findet, selbst während der erklärten Anbetung einer ihm ganz zu eigen gehörigen Herzensdame nebenher diese und jene gelegentliche Gunst zu nutzen, und ein extemporirtes Vergnügen mitzunehmen. Der Verdruss, sich in einer holden Erwartung schmählich getäuscht zu sehen, spricht sich in den beyden diesem Zwischenhandel gewidmeten Epoden scharf und schneidend aus [68]). Fragen wir aber, wer nun *Inachia* eigentlich seyn möchte, so hätten wir, der bekannten römischen Dichtergewohnheit zufolge, dass dieselben dem wirklichen Namen ihrer Geliebten ein nom de guerre, einen fiktiven griechischen, wohl zu merken, von gleicher Zahl und Quantität der Sylben, so dass der wirkliche für den Eingeweihten leicht zu enträthseln bleibt, unterzu-

68) *Epode* VIII rächt die getäuschte Erwartung des Dichters, *Epode* XII schliesst mit ferneren Liebesanträgen der alten Kokette ein für allemal ab. Sie war aus dem Genre derer, bei denen man testamenta noctibus merebatur (*Juvenal* I, 37 fgg.). Als Liebesseil diente ihr, wie mancher heutigen alten Schachtel, die Affektation für Litteratur (VIII, 15 fgg.). Seine Farben nahm übrigens Horaz in den ihr geweihten Piecen aus irgend einem boshaften Griechen, allenfalls dem *Hipponax*, der mit der Bezeichnung „Schwester des Kuhfladens" das Mögliche gethan hat, eine garstige Vettel zu charakterisiren.

schieben[69]), irgend eine *Aemilia*, *Cäcilia*, *Sulpicia* (keine Aquilia, keine Lucilia, keine Servilia, denn das I, auf welches der Stamm *dieser* Namen ausgeht, wäre lang), also eine Dame von hoher und reicher Geburt, hinter dieser Vermummung zu suchen. Dass diese vornehmen Schönheiten damals auch weder so keusch dachten, um einen verbotenen Umgang abzuweisen, noch so uneigennützig, um sich ihre Gunst von einfältigen Anbetern nicht sogar um die Wette *mit Geld* abkaufen zu lassen, ist eine geschichtliche Wahrheit, wegen deren wir zum Ueberfluss lediglich auf *Satiren* I, 2, 104 und 121 fg. und II, 7, 89 fg. zu verwei en brauchen. Eine vornehme Liebschaft musste es auch wohl seyn, die einen seiner Stellung nach unbedeutenden, ja unbekannten jungen Mann, wie Horaz in jenen Jahren war, zum Stadtgespräche zu erheben vermochte; und wenn die alte Schachtel der *zwölften* Epode ihm vorwirft: Inachiam ter nocte potes, so müssen wir diese so genau artikulirte Thatsache auch auf Rechnung jenes in der haute volée gangbaren freundnachbarlichen babil setzen, der bekanntlich seine klatschsüchtigen Malicen niemals unter die aristokratische Sphäre herab- und wegwirft und eine so gründliche Geschichtsforschung nicht über die stillen Freuden einer Kammerjungfer oder eines Hausmädchens, mit wahrem Vergnügen aber und wahrer schwesterlicher Begeisterung, und der überfliessendsten christlichen, selten mit einem kleinen Neide gemischten Wonneseligkeit, über seines Gleichen und wo möglich über die höher stehenden, schöneren, liebenswürdigeren Individuen anstellt[70]). Indessen wäre es allerdings auch nicht geradezu unmöglich, dass *Inachia* wirklich ebenfalls der untergeordneten Classe griechischer Libertinen angehört hätte, aus welcher die Mehrzahl von Horazens übrigen Geliebten herstammt; nur müsste man dann nicht, wie ich in meinem Aufsatze: „Auch de Horatii amoribus,“ in Jahn's

69) Die Regel ist nicht bloss für die Namen wirklicher Personen aus lateinischen Freigebornen oder gar bloss aus edlen Familien, sondern auch für die griechischen Freigelassenen z fassen, wie ich am Beispiele der Cynara zeigen werde.

70) Diese alte Sibylle gehörte denn in die Kategorie jener Weiber, welche *Juvenal* VI, 398—412 so unübertrefflich gezeichnet hat.

neuen Jahrbüchern für Philologie, neunter Supplementband (1843), zweytes Heft S. 248 fgg. gethan habe, an diese Ansicht unhaltbare Folgerungen knüpfen. Erstlich hätte ich nicht, mit *Orelli*, annehmen sollen, dass der Name Inachia, wegen seiner Ableitung von Inachus, dem bekannten Urkönige von Argos, eine Griechin schlechthin andeuten, also allegorisch gefasst werden könne. Wenn einmal eingeführt war, wirkliche Geliebten unter fiktiven Namen zu besingen, so musste man diesen Brauch consequent üben, und nicht durch Beimischung allegorischer Anspielungen auf Nebenverhältnisse den reinen Zweck, ein Individuum poetisch zu bezeichnen, verwischen. Das heisst: mochten die Dichter bei Auswahl solcher noms de guerre allerdings auf vorzugsweise sinnvolle, schmeichelhafte, einen anmuthigen Doppelsinn ausdrückende Namen sehen, und z. B. *Glycera* (Süsschen), *Lalage* (Plappertäschchen, Kosemündchen), *Chloe* (Gräschen, Grünchen) für ein hübsches Mädchen besonders angemessen halten; mochten sie mit Vorliebe eine reizende Geliebte *Delia* und *Cynthia* nennen, in geistreichem Doppelsinne auf die schlanke Diana, die diese Beinamen führte, anspielend; und dagegen eine tonreiche, geschmackvolle Musenfreundin *Lesbia*, wobei sich an die liederberühmte Sappho denken liess: alle diese Namen sollten doch nichts besagen, als die poetisch gefeierte Person selber, nicht eine Kategorie, eine Landsmannschaft, ein Genus; sie sollten keine blossen Zufälligkeiten, keine Nebenumstände, nichts von Stand, Vaterland und dergleichen verblümt andeuten. Mochte also Horazens wirkliche Geliebte eine Römerin oder eine Griechin, eine Freie und Vornehme oder eine Freigelassene und Geringe seyn, der Name *Inachia* sagte bloss: „meine Geliebte hat einen viersylbigen Namen, dessen erste Sylbe lang, die drei übrigen aber kurz sind.“ Hätte in der Verkleidung *Inachia* irgend noch eine beziehungsvolle Anspielung liegen sollen, so würde diese ungleich eher auf eine vornehme und zu einem altberühmten Hause gehörende Herkunft, deren Repräsentanten solche vorweltliche Stammheroen zu seyn pflegen, als auf die dem Interesse des Lesers völlig gleichgültige Heimath gewendet werden müssen; und so käme auch wieder *diese* Namensdeutung eher auf eine hochstehende Dame, als auf eine Libertine hinaus.

Ist nun Inachia nicht ein Umschreibungsname für „eine schöne Griechin" schlechthin, sondern dichterische Bezeichnung eines wirklichen Individuums statt dessen wirklichen Namens, so kann auch *zweytens* diese Inachia nicht für eine und dieselbe Person mit der Freigelassenen *Myrtale* aus *Oden* I, 33, 14 fg. gehalten werden. Denn so zuverlässig die von uns selber sogleich zu bestätigende Bemerkung *Grotefend's* ist, dass Horaz eine und dieselbe Geliebte unter mehreren Namen besingt, so ist doch diese Bemerkung nur unter der Einschränkung zu verstehen, dass auch diese mehreren Namen durchaus die Sylbenzahl und das Quantitätsverhältniss des verkleideten wirklichen Namens darstellen, also unter einander von gleich vielen und gleich quantitirten Sylben seyn müssen (wie eben, wovon sogleich nachher die Rede seyn wird, *Cynara*, *Glycera*, *Lalage*); nicht aber, wie diess bei *Goethe* der Fall ist, der unter den Namen *Lilli* und *Lina*, also gleichsylbigen, aber auch unter dem mehrsylbigen *Belinde*, ebenmässig dieselbe Herzensdame verherrlicht, in beyderley Hinsicht verschieden seyn dürfen. *Inachia* also kann auf keine Weise zugleich *Myrtale* seyn, so verführerisch übrigens die Aehnlichkeiten zusammentreffen, dass in beregter Odenstelle Horaz von sich aussagt, während eine *bessere* (melior), d. h. nach römischem Sprachgebrauche vornehmere Liebe sein begehrt, habe ihn die Freigelassene Myrtale in süsser Fessel gehalten, wobei man vortrefflich an die alte hässliche Buhlschwester, die auf Inachia eifersüchtig war, denken könnte; und dass das am Schluss jener *Ode* geschilderte Naturell der Myrtale auf das Nämliche hinausläuft, was von Inachia's Eigensinne *Epode* XI geklagt wird.

Vollends endlich durfte ich mir in keiner Weise beigehen lassen, auch noch die *Phryne*, ebenfalls eine Freigelassene, ebenfalls im Charakter der Inachia, besonders darin, gleich, dass sie mehr als Einen Liebhaber zulässt, aus *Epode* XIV, 15 fg. hier heranzuziehen, und nun gar dreierlei Namen, einen vier-, einen drei- und Einen zweysylbigen über Einen Leisten schlagen oder Einem und demselben Frauenzimmer überziehen zu wollen: diese Willkühr würde jede Consequenz der bei der antiken dichterischen Namengebung sich manifestirenden Grund-

sätze zerstören. Die chronologische Unvereinbarkeit des Verhältnisses zu *Phryne* mit dem zu *Inachia* habe ich schon selber am angeführten Orte berührt: während Horaz die *Phryne* zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Mäcenas, d. h. jedesfalls nach 716 liebte, gehört die Liebe der *Inachia* unverkennbar in die erste Zeit nach seiner Rückkehr aus Griechenland, d. h. in eine möglichste Nähe des Jahrs 712. Ich nehme keinen Anstand, die beyden *Epoden* an die alte Kokette, VIII und XII, unter die ältesten der vorhandenen Horazischen Dichtungen zu rechnen und mindestens in den Lauf des Jahrs 713 zu setzen: nehmen wir an, dass die Raserei für Inachia (*Epoden* XI, 5 fg.) mit der Erfüllung dessen, was der Dichter begehrt hatte (*Epoden* XII, 14 fg.), wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, sich legte; so war der December, da diess geschah, der des gedachten Jahres, und im December 716 ward *Epode* XII an Pettius gerichtet: damals war noch von keiner *Phryne* die Rede; sonst hätte ihrer in dieser poetischen Beichte Erwähnung geschehen müssen.

Dagegen kann ich jetzt meine Gedanken über *Epode* XV, jene sehr schöne, aber im Ausdrucke, besonders *Vers* 14 und 15, unbehülfliche Anklage der treulosen *Neära*, nur bestätigen. Ich halte diese Epode geradezu für das älteste der noch irgend vorhandenen Erzeugnisse von Horazens Muse und setze sie in den Ausgang des Jahrs 712 oder wenigstens in den Anfang 713, so dass *Neära*, eine schöne, aber leichtsinnige und habgierige Freigelassene, die erste aller Geliebten des Dichters, so weit wir dieselben aus dessen Werken kennen, zu nennen ist, ihr aber die Inachia folgte. Der jugendliche Sänger hatte sich der Neära mit allem Zutrauen einer treuherzigen Neigung in die Arme geworfen, und sie waren eine kurze Zeit ein glückliches Paar: bald aber gewann ein reicher Liebhaber die Ueberhand und Horaz, der wohl seiner Person wegen geliebt seyn mochte, so weit Mädchen dieses Schlags wirklich und ehrlich lieben können, aber denn doch nicht im Stande war, den luxuriösen Bedürfnissen einer an römische Ueppigkeit gewöhnten Schönen die gehörige Unterlage zu gewähren, gab zuletzt dem Verdrusse, seinen süssen Besitz getheilt zu sehen, nach und erfüllte das der vermeintlich Treu-

losen Angedrohte. Ich sage: der *vermeintlich* Treulosen; denn unwillkührlich kommen einem bei solchen Verhältnissen Vergleichungen in den Sinn, wie die *Marianens* und *Wilhelm Meister's:* warum sollte unsre Phantasie nicht das Recht haben, einer ihr nur in schwachen und unvollständigen Umrissen hingezeichneten Wirklichkeit die schonendsten und menschlichsten Motive unterzulegen? Uebrigens muss ich nun, nach dieser neugewonnenen oder vielmehr nur klarer durchgebildeten Auffassung, doppelt scharf wider die Akrisie protestiren, diese *Neära* der Epoden mit jener *Oden* III, 14, 23 für Eine Person zu halten und, da die Ode 730 gehört, die Epode lediglich auf Gerathewohl zehn Jahre früher, also 720, zu setzen. Ob *Neära*, diese *Neära* der funfzehnten Epode, überhaupt schlechthin eine Hetäre, und nicht vielmehr auch eine freie, ja hochgeborne Dame gewesen sey, ist an sich bloss wahrscheinlich, aber darum keineswegs ausgemacht; und *achtzehn* Jahre lang, von 712 bis 730, dieselbe Hetäre (denn die Neära der *Ode* ist diess unzweifelhaft) immer noch im Auge behalten zu haben, während er unterdess so viele andre Schönheiten verehrte, wäre, gesetzt auch, die Reize einer solchen Person hielten achtzehn Jahre unverwüstlich und unveränderlich aus (schon *zehn* Jahre wäre da viel), bei Horazens Temperament wenigstens eine schwerlich von irgend einer Logik irgend einen Beifall zu gewärtigen habender Widerspruch. Uebrigens muss ich wiederholen, dass *Epode* XV eins der schönsten lyrischen Stücke des Horaz zu nennen ist: man erkennt darin den Schmerz wahrer Liebe; der Ausdruck ist, seinem Geiste nach, so herzlich als edel, so mild als stark: im Ton der Vorwürfe hat das Gedicht viel Aehnlichkeit mit *Oden* II, 8 an *Barine*, welches Stück seinerseits wieder zu den vollendetsten Oden gehört.

Den sichersten Anhalt im Liebeleben des Horatius bietet *Cynara*, *das* Mädchen, dessen er sich noch in seinem funfzigsten Jahre mit Zärtlichkeit erinnert (*Oden* IV, 1, 3 fgg.); dem er die feurigsten Jahre seiner Jugendkraft widmete (*Episteln* I, 7, 25 fgg.); das ihn ohne Habsucht, obschon dasselbe gegen andre Liebhaber keineswegs uneigennützig ver-

fuhr [71]), wieder liebte (*Episteln* I, 14, 33); das ihm aber durch einen frühen Tod entrissen wurde (*Oden* IV, 13, 22 fg.). Es scheint keinen Zweifel zu erleiden, dass Cynara eine freigelassene Griechin war, als welche Gattung von Frauenzimmern ganz eigentlich den Stock und Heerd desjenigen freien Geschlechtsumganges bildete, welcher Tausenden römischer Männer, denen Zeiten und Verhältnisse einen sittlicheren und vesteren Bund zu schliessen nicht gestatteten, das Glück des ehelichen Lebens ersetzen musste. Der Staat hatte die zwingenden Nothwendigkeiten eines solchen Verhältnisses begriffen, und schützte dasselbe unter dem Titel concubinatus (Beischläferschaft), worüber wir auf des *Heineccius* Antiquitatum Rom. jurisprudentiam illustrantium Syntagma, Appendix libri I cap. 1, §§. 38 fgg. verweisen. In einzelnen Fällen hatte dasselbe unverkennbar die Gestalt unsrer *morganatischen*, wenn auch gewiss in den meisten mehr die der sogenannten *wilden* Ehen, die denn einen sittlichen Misstand völlig so, wie in gewissen Regionen gegenwärtig die Unterhaltung der sogenannten *Pfaffenköchinnen*, zu bilden freilich nicht wohl verfehlen konnte. Uebrigens zeichneten sich jene Mädchen, gleich den Hetären Athens, durch Geistesbildung aus, da sie durch ihre prekäre Stellung darauf angewiesen waren, dem Sinnenrausche durch die Grazien des Gesprächs und unterhaltender Gaben einige Dauer zu verleihen: es ist daher natürlich, dass in vielen Fällen reine Neigung und ein wahrhaftes Herzensband eintrat, welches einer vollständigen äusserlichen Weihe nicht mehr bedurfte. Dass Horaz diesen innigeren Genuss im Umgange mit *Cynara* gefunden habe, scheint der Ton wehmüthiger Rührung, in welchem er nach so manchem Jahre ihrer gedenkt, vermuthen zu lassen. Was aber die Zeit dieser Liebe betrifft, so haben wir einen entfernten Fingerzeig an der angedeuteten *vierzehnten* Epistel.

71) Rapax Cynara kann nicht mehr noch weniger bedeuten, als die, im Geist ihres Gewerbes, den Männern so viel abzunehmen suchte, als sie konnte. Wenn *Grotefend* das Beiwort auf ihre schönen Augen, von dem vultus nimium lubricus aspici *Oden* I, 19, 8 deutet, so übersieht er den Gegensatz in dem *immunem* placuisse *rapaci*.

Dieselbe ist an den Meier oder Verwalter des Sabinischen Landgutes gerichtet, auf dessen Mitwissenschaft offenbar aus einer Periode, wo derselbe um die Person des Dichters, also dessen Leib- und Kammerdiener war, conpromittirt wird. Es war also vor der Zeit des erlangten Sabinums: der fragliche Hofmeier wurde mit seiner Stelle auf diesem Gute für erwiesene treue Dienste belohnt [72]). Nun erschliessen wir uns ein weitres Verständniss. Auf *Cynara*, nach diesem ihrem eigentlichen Namen, finden sich keine Oden des Horaz vor; wo dieselbe, *mit* diesem ihrem Namen, genannt wird, ist sie todt; was denn auch begreiflich macht, dass nun der Dichter keinen Anstand zu nehmen brauchte, sie bei ihrem wahren Namen zu nennen. Aber es muss auffallen, dass er die Lebende *nicht* sollte besungen haben [73]). Hier kommt uns nun jene

72) Allerdings wird, meiner Ansicht nach (wovon weiterhin) die Cynara als Lalage in der Ode an Aristius Fuskus *auf dem Sabinischen Landgute* besungen: aber nichts berechtigt uns, dieselbe dort zu suchen, und als der nachmalige Meier den Horatius das treiben sah, wovon in den fraglichen Versen der vierzehnten Epistel die Rede ist, war Horaz, wie auch schon die Vers 35 ausgesprochne Entgegensetzung lehrt, sicherlich nicht auf dem Lande, noch ein Liebhaber des Landlebens.

73) Wenn wir freilich Herrn *Teuffel* beipflichten müssten, so wäre diess eben daraus zu erklären, dass Horaz gerade in seiner Lyrik nicht „sein Innerstes auslebt", sondern wir in derselben nur „Früchte seiner Studien und Uebungen" haben. „In dieser Beziehung ist sehr belehrend sein häufiges (?) Geständniss, er sey gerade nicht aufgelegt zum Dichten, weil er verliebt sey u. s. w." (Seite 85 der Charakteristik). Wo finden sich denn aber jene häufigen Geständnisse, er sey nicht *aufgelegt* zum Dichten, weil er verliebt sey? *Epode* XI sagt er zu Pettius: „es *hilft* mir nichts, wie früher, Verse bei meiner Liebe zu machen;" also er sucht in der Poesie, gerade wie *Goethe* so oft von sich aussagt, Zuflucht und Befreiung gegen und von seinem Harme; das alte bewährte Mittel will aber diessmal nicht verfangen: heisst das nun *nicht aufgelegt seyn* zu dem, was man gerade als die ächte Panace kennt und früher erprobt hat? *Epode* XIV entschuldigt sich Horaz bei Mäcenas, dass er die angefangenen *Iamben*, d. h. die Archilochischen *Spott*gedichte (denn in einem bloss formalen Sinne braucht Horaz *diesen* Ausdruck nicht), nicht beenden könne, eben *weil er liebe*, d. h. weil er in dieser Stimmung keinen Raum für Spott und Zorn in seinem Busen habe (deus, deus nam me vetat u. s. w.): heisst das gestehen, dass man zu *liebender* Poesie nicht

Ansicht *Grotefned's*, dass der Dichter eine und dieselbe Geliebte unter verschiedenen Namen besungen habe, trefflich zu Statten. Horaz hat nämlich offenbar auch gegen seine Cynara die Rücksicht beobachtet, sie in seinen Liedern nicht nach ihrem wahren und bürgerlichen Namen dem Publikum zu übergeben, sondern nach einem fingirten, der für die Eingeweihten das zarte Geheimniss gleichwohl ebenfalls an der Gleichheit der Sylbenzahl und Quantität sattsam enthüllte. Wir zweifeln daher keinen Augenblick, dass die poetischen Namen *Glycera* und *Lalage* Niemanden anders als die nach einem Zeitraume von mindestens zwanzig Jahren noch in so süssem Andenken schwebende *Cynara* bezeichnen. Man könnte den Einwurf erheben: „Was hatte denn Horaz für Grund, mit einer freigelassenen Liebschaft so viele Umstände zu machen, dass er sie nicht bei ihrem eigentlichen Namen genannt hätte? Dergleichen war doch wohl nur vonnöthen, wo man der öffentlichen Meinung willen behutsamer auftreten musste; wo Familienverhältnisse und angesehene Namen verletzt werden konnten; kurz und gut, gegen Frauenzimmer aus dem freigebornen Bürgerstande oder gar aus der Ritterschaft und dem Senatsrange?" So dürfte freilich ein deutscher Philister reden, den es beglückt, den Hochgebornen oder Geldhabenden den Staub von den Schuhen zu lecken, auf seines Gleichen aber und vollends auf die, welche seiner Meinung nach unter ihm stehen (wenn *unter* solch einem Subjekte irgend etwas stehen könnte), höhnisch herabzusehen; als in welcher Doppel-

aufgelegt sey? Diese zwey Stellen sind die Quellen jener *häufigen* Geständnisse (denn was der Art in den *Episteln*, namentlich II, 2 gesagt wird, wird kein rechtschaffener Kritiker hier heranziehen wollen): mir sind aus Epoden und Oden weiter keine bekannt, die sich allenfalls im Sinne jener Ansicht erklären lassen würden. Aber gerade das Gegentheil dieser Ansicht lässt sich aus Horazens dürren Worten selbst erwahren. Was heisst denn *Oden* I, 19, 9 fgg.: Venus — non patitur Scythas et Parthum dicere, nec *quae nihil attinent*, als „ich kann und will nur von Liebe singen?" Was II, 1, 37: Musa — mecum Dionaeo sub antro quaere modos leviore plectro anders, als: „Komm mit mir in Grotten, wo man der Liebe pflegt, und *singe* diese Liebe?" Was besagt denn das ganze Gedicht II, 12, als „ich will und kann und werde nichts als Liebe singen?"

niederträchtigkeit der Hauptnerv jedweder gründlichen Pöbelgemeinheit begriffen ist. Werden wir solcher Art Gesinnung einem Horatius zutrauen? Es gehört schon schlechthin zur äusserlichen Idealität der Poesie, nicht Namen und Verhältnisse der Wirklichkeit baar und blank in die Sprache der Muse zuzulassen; die Gemeinschaft des Poetischen mit dem Wirklichen stört des ersteren reinen Genuss und bringt einen Misklang in die harmonischen Eindrücke veredelter und des irdisch Zufälligen entkleideter Gefühle; der Gegenstand des Liedes selbst muss durch seine Offenbarmachung mit den sinnlichen Zeichen der Alltagswelt sich verletzt und verstimmt, statt verherrlicht und erhoben finden. Die Inconvenienzen, die ein solches Preisgeben an die rohe Auslegungswillkühr der Menge mit sich führen kann, wollen wir dabei gar nicht noch besonders in Anschlag bringen. Mit Einem Worte, diese dichterische Rücksicht ist ein objektives ästhetisches Gesetz, sie ist dem subjektiven Dafürhalten, besonders ob der Gegenstand etwa dazu vornehm genug oder nicht sey, ganz und gar nicht anheimgestellt. Und selbst wenn wir über Alles diess hinwegsehen dürften, hätte Horaz Ursache gehabt, den Namen seiner Cynara zu poetisiren: ihr wirklicher Name hatte weder anmuthig poetischen Klang, noch eine zierlich ansprechende Bedeutung [74]); hier hätte ihm also schon das den Lie-

74) *Κυνάρα* oder *κινάρα* ist der griechische Volksname der ***Artischoke***, der so gewiss von *κυών*, ***Hund***, herzuleiten und daher mit dem y und nicht mit dem i zu schreiben ist, als hundert andre Pflanzennamen in der griechischen wie in allen übrigen Sprachen sich der Volksphantasie aus Aehnlichkeiten mit Thiergliedern ergeben haben. Ich erinnere an *κυνόγλωσσον*, ***Hundszunge***, *κυνόςβατος* (Hundsdorn), ***Hambutte***, *ἐχινόπους* (Igelfuss), ***Geniste*** oder spartium, *μυοσωτίς* (Mäuseöhrchen), ***Vergissmeinnicht***, *ὄνωνις* (Eselskraut), ***Hauhechel***, *ὑοσκύαμος* (Saubohne), ***Bilsenkraut*** u. s. w. *Κυνάρα* bedeutet wörtlich ***Hundsfluch***, und irgend eine Antipathie zwischen der Pflanze und dem Thiere liegt dem Namen als natursymbolischer rébus zum Grunde. Nun sagt ja auch ***Goethe*** irgendwo, dass wohl schwerlich einer seine Geliebte, wenn sie unglücklicherweise ***Ursel-Blandine*** heisst, unter diesem Namen besingen, sondern sie wenigstens ***Laura*** oder ***Leonora*** nennen werde, und diess Gefühl des ästhetisch Gehörigen hat natürlich bei jenen Umtaufungen hauptsächlich gewaltet.

benden eigne wählerische Gefühl die ästhetische Regel schaffen müssen, wenn er sie nicht vorgefunden hätte [75]).

Bei dem feurigen Hymnus aber, mit welchem Horaz die Epoche dieser neuen Liebe verkündigt (*Oden* I, 19), bekommen wir wieder einmal die unerschütterliche Gleichgültigkeit gegen das Lächerlichwerden, welche *Jean Paul* den deutschen Gelehrten schuld giebt, in vollem Maasse zu bewundern. „Der Dichter schreibt," heisst es in *Franke's* Fasti Horatiani S. 155, „er wende sein Gemüth den *beendigten* Liebeshändeln wieder zu und entbrenne für Glycera. Nun hörte er auf zu lieben um's Jahr 729." Hier wird auf *Oden* II, 4, 21 verwiesen, und bei dieser Ode sagt Herr *Franke* Seite 175: „Auf's Gewisseste ausgemacht ist die Zeit von Ode 4 u. s. w." (weil nämlich Horaz da selber sagt, er sey nun vierzig Jahre alt). Folglich muss Horaz nun wirklich die Glycera, d. i. die Cynara, erst als braver Vierziger geliebt haben, und das ist denn der feurige Jüngling mit dem schwarzen Haar um die schmale Stirn, der vom hellen Mittag an Falerner schlürft und sich härmt, wenn das neckische Mädchen davonschlüpft. Solch ein Geck wäre Horatius in seinem vierzigsten Jahre gewesen (denn wer thut, was seinen Jahren nicht mehr angemessen ist, *ist* ein Geck)? Andre Philologen schieben das Jahr obiger Ode wegen Erwähnung der Parther *Vers* 12 sogar auf 734 oder 735 hinaus, weil im ersten dieser Jahre Phraates, König der Parther, die dem Crassus und Antonius abgenommenen Feldzeichen zurücklieferte; wodurch der jugendliche Anbeter Cynara's vollends zum wohlbestandenen Sechsundvierziger avancirt! Auf solchen Füssen steht der gesunde Men-

75) Wenn sich hier einwerfen lässt, dass wenigstens die Griechen weder in Zärtlichkeit noch in Spott diese Rücksicht gleich anfangs geübt, und die Gegenstände ihrer Liebe wie ihres Hasses mit ihrem *wirklichen* Namen auch in der Poesie bezeichnet haben, so muss darauf erwiedert werden: 1) dass wir denn doch über diese Gewissheit keineswegs so vollständig unterrichtet sind, um sie ohne Einschränkung *apodiktisch* aufstellen zu können; und 2) dass eben das urgriechische Leben und Wesen sich im Bewusstseyn zu Prosa und Poesie noch gar nicht auseinander gesetzt hatte, sondern jene zarte Rücksichtlichkeit sich eben erst im Laufe der Zeit entwickeln musste.

schenverstand unsrer Dichtererklärer und wenigstens für einen Theil derselben die raison ihrer Horazischen Chronologie [76]). Mögen herzlose Pedanten solcher Entdeckungen sich nach Belieben erfreuen! Wir stellen nicht in Abrede, dass Anspielungen auf geschichtliche Zeitereignisse die einzigen äusserlichen Führer auch in der Annalisirung dieser Liebesbeziehungen seyen, glauben aber eben so wenig, dass dem Dichter bei seinen verliebten Intriken die Weltgeschichte stets vorgeschwebt habe [77]), als dass die Zeiträume zwischen der einen Intrike bis zu der andern mit dem Ellenmaasse der Weltgeschichte zu messen seyen. Wir setzen daher jene so ernsthaft genommene Liebesendschaft, deren die fragliche *Ode* I, 19 gedenkt, möge nun damit die Liebe der Neära, der Inachia, der Phryne, oder welche auch immer, gemeint seyn, jedesfalls noch in die ersten vier, fünf Jahre seit Horazens Rückkehr nach Rom, denken uns dann, für die ersten Zeiten einer innigeren Bekanntschaft mit Mäcenas, eine verhältnissmässige Pause, und setzen sodann den Anfang dieser neuen Bekanntschaft mit der Cynara immer noch in das erste Jahrzehent nach jener Rückkehr und vor den Empfang des Sabinums, in die Periode zwischen den Sommer 717 und den Winter 721, und zwar eher zu deren Anfang, als zu deren Ende: so dass wir zugleich natürlicherweise auch nicht den mindesten Anstand nehmen, die besprochene Ode weit über die Suppositionen der Herausgeber zurück in jene frische Strebens- und Dichtezeit hinaufzurücken. Denn ein Andres bleiben die Epochen, wo

76) Und auf eben diese raison sans rime et sans raison schreibt Herr *Teuffel* Seite 73 seiner Charakteristik nieder, „es sey erweislich keine Ode von Horaz vor seinem 33sten Lebensjahre verfasst.“

77) So hat bei den *Scythen* und *Parthern* der *Ode* I, 19 Horaz ganz gewiss an keinen Phraates oder sonstiges Individuum dieser Völker gedacht, sondern sie nach alter, besonders griechischer Dichterart, als zwey Nationen der äussersten Ostgegend, überhaupt Sinnbild des Fremdartigen und ihm Fernliegenden seyn lassen, die sein Lied so wenig berühren soll, als andre äusserliche und nichtssagende Dinge, zu denen, wenn irgend etwas, wahrlich auch eine überflüssige Gelehrsamkeit am unrechten Orte gehört.

Horaz seine gesammelten Poesieen als einzelne vollständige Bücher herausgab, ein Andres die zerstreuten Zeiten, wo die einzelnen Stücke entstanden sind: da können recht gut manche sehr frühe Sachen erst spät an's allgemeine Licht getreten seyn; und wenn der Dichter seine Epoden und Satiren vor den Oden herausgegeben hat, folgt desshalb nicht, dass auch alle einzelnen Oden nach den Epoden und Satiren gedichtet seyn müssen.

Ruhigen Besitz der Geliebten beurkundet eine kleine Gebethymne an die Liebesgöttin, dass sie mit ihrem Sohne, mit den Grazien, den Nymphen (der Venus Dienerinnen), der Jugendgöttin und dem Merkurius (Gotte schmeichlerischer Ueberredung) in der Glycera zierliches Haus kommen möge (*Oden* I, 30). Einiger Kaltsinn wird derselben gleichwohl beigelegt (III, 10, 28): nur müssen wir dergleichen Klagen als Ausdruck augenblicklicher Stimmungen, nicht als Darstellung beharrlicher Zustände zu fassen verstehen, und nicht vergessen, dass die kluge Zurückhaltung der Frauen ein stehender Verdruss ungeduldiger Männer ist. Ruhiges, des Besitzes sicheres Behagen athmet auch die Ode, wo Cynara als Lalage [78]) erwähnt wird (I, 22, 10 und 23 fg.). Diese fällt in die Zeit des erlangten Sabinums: der Dichter hatte seine liebenden Gedanken mit auf's Land genommen, und hatte unstreitig vor, deren Gegenstand bald wieder in der Hauptstadt aufzusuchen. Wie bald hierauf der Tod dieses Verhältniss getrennt habe, wissen wir nicht: dass aber der Cynara eine neue Leidenschaft in des Dichters Herzen gefolgt sey, bezeugt er selbst *Oden* IV, 13, 2. Diese neue Geliebte, an Adel der Gesinnung (vom Standpunkte des Liebhabers aus) ihrer Vorgängerin

78) Beydemal steht der Name im griechischen Accusativ (Lalagen) *vor Vocalen:* damit ist der Grund, die Cynara hier nicht *Glycera*, sondern *Lalage* zu nennen, erklärt: Glyceram konnte Horaz wegen des Rhythmus nicht brauchen; Glyceran, ausser dem Uebelklange, hatte das Bedenken, dass dergleichen Accusative der ersten Deklination auf an im Lateinischen kurz sind; der Ionismus Glyceren schien ihm wohl nicht wagbar: denn wir wissen aus der bekannten Anekdote von Pompejus und Cicero, wie skrupulös die Römer in Sprachneuerungen gewesen sind. Die *Lalage* Oden II, 5 ist keine Geliebte des Horaz.

unähnlich, wird daselbst *Lyce* genannt, ist also dieselbe Tochter eines Etruskers und Gattin oder im Concubinate lebende Geliebte eines selbst wieder um eine andre, wie es scheint, aus Macedonien gebürtige Schöne (Pieria pellex) buhlenden Mannes, der unser Dichter *Oden* III, 10 ein so bewegliches Ständchen an der verschlossenen Pforte bringt. Sie bewohnte ein Haus mit anstossendem Parke (*Vers* 5 fgg.), brauchte keine Geschenke von ihren Verehrern (*Vers* 13), und ein äusseren Glanz gewährender Wohlstand, die Künste der Koketterie zu unterstützen, war ihr auch im Alter geblieben, wo Horaz sie wegen des in ihrer Blüthezeit an ihm geübten Uebermuthes verspottet. Sie muss damals von bezaubernder Schönheit gewesen seyn (IV, 13, 17 fgg.), und eine sehr aufsässige Stimmung gegen dieses Frauenzimmer erscheint natürlich, da der Genuss solcher Reize dem Dichter versagt blieb; daher es uns auch wenig überraschen darf, wenn wir neben der Lyce in dem chronologisch unter einander geworfenen Odenvorrath abermals anderweitige Schönen auftauchen sehen. Die Zeitperiode des Verhältnisses zu Lyce erhellt neuerdings nicht aus eigentlich historischen Anspielungen: indess ist klar, dass Horaz das Wagestück verzweiflungsvoller Liebhaber, sich bei Nacht und Nebel auf die grausame Schwelle niederzustrecken und den Nordwinden nebst Schnee und Regen Preis zu geben, auch nicht gerade bis zum Schwabenalter verschoben haben wird; wie er denn am Schlusse jenes Ständchens selbst bemerkt, dass es mit dieser Art Humor nicht ewig dauern könne. Daher setzen denn auch die Ausleger diess Gedicht um's Jahr 720 [79]), und thun daran in sofern wohl, als damit doch der Verfasser nicht schon als halber Greis erscheint; sofern jedoch Lyce's Liebe nicht neben der der Cynara statthaben konnte, muss es nothwendig um ein Paar Jahre weiter vorwärts gerückt werden.

Diejenige, welche statt der unerweichbaren Lyce Horazens

79) Da sich bei Herrn *Franke* S. 193 über das Chronologische dieser Ode nichts findet, so gehört sie nach dessen allgemeiner Bemerkung S. 136 zwischen die Jahre 724 bis 730, worin ich ihm eher beistimme, als bei der Liebe zu Glycera.

Herz nach dem Tode Cynara's am Entschiedensten ausgefüllt zu haben scheint, ist *Lydia;* wenigstens haben zwey der an sie vorhandenen *Oden* (I, 13 und III, 9) einen Ton schmachtender Zärtlichkeit und inniger Neigung, wie er nur noch in der auf Glycera sich findet. Die dritte jener *Oden* (I, 25) mahnt auch diese seitdem etwas minder umworbene Schönheit der vergehenden Tage in einem etwas derben und abschreckenden Farbenauftrag, aber doch lange nicht so schnöd und herbe, wie über das Altwerden der Lyce triumphirt wird. Auch Lydia ist, wie Cynara, eine griechische Freigelassene: das sehen wir sogleich aus jener ersten Ode, wo sie, offenbar bei einem Gelage, dergleichen rüstige Jünglinge in Gemeinschaft solcher Schönen häufig hielten, und wo es denn mitnichten sehr friedfertig oder sittig herging (vgl. *Oden* I, 27), zur Seite ihres Geliebten *Telephus*, eines heftigen, ihre weissen Schultern im Ungestüm durch Streiche entstellenden oder sie bei seinen wilden Küssen in die Lippen beissenden Jünglings, erscheint und dem sich nach ihrer Liebe sehnenden Dichter einige etwas eigennützige Betrachtungen, Warnungen und fromme Wünsche entlockt. Diese haben zufolge des zweytangeführten Gedichts auch Success gehabt; denn dasselbe ist ein Wechselgesang der beyden Liebenden, eine Versöhnungsscene zu feiern; Horaz verpflichtet sich, einer unterdess zwischengetretenen Nebenbuhlerin *Chloe*, und Lydia, einem Nebenbuhler *Calais*, den Abschied zu geben. Das dritte Gedicht meint es wohl mit dem Verwelken so vielbegehrter Anmuthigkeiten nicht gar ernst, und hat wahrscheinlich die Bestimmung, das Herz der Lydia nach einer neuen Entzweyung (was ja unter Liebenden eine alltägliche Sache ist) ein wenig weich und zu abermaliger Aussöhnung geneigt zu machen. Es versteht sich nach unsrer früheren Bemerkung, dass die Namen Lyce sowohl als Lydia keine authentischen sind; eben so wenig *Telephus.* Ueber diese Persönlichkeit haben wir eine besondre Bemerkung zu machen. Dieselbe für ein dichterisches Phantasma zu halten oder gar für ein *zwischen* Wahrheit und Dichtung schwebendes Wesen, würde eine Umgehung, aber keine Auflösung der eigentlichen exegetischen Schwierigkeit seyn; eben so wenig aber geht es an, mit Herrn *Teuffel*

de Horatii amoribus S. 351 Note 21, anscheinend unter sehr plausibler Concordanz der drei Stellen, in denen Horaz diesen Namen gebraucht, den Telephus in allen diesen Stellen als Bezeichnung Einer und derselben Person zu fassen. Die beyden andern Stellen sind nämlich *Oden* III, 19, an den Telephus selbst überschrieben, wo er von *chronologischen* und *genealogischen Schriftstellerstudien* abgerufen und zu einem Pikenik wegen der Augurnweihe eines gemeinschaftlichen Freundes, des Lucius Licinius Varro Murena [80]), aufgefordert wird; und IV, 11, 21, wo der Dichter seine letzte Geliebte, meorum finis amorum, die Phyllis, abmahnt, diesen für sie zu vornehmen und in den Banden eines reichen, geistreich koketten Frauenzimmers sich gefallenden Jüngling begehren zu wollen und sich lieber mit ihm selbst zu begnügen. Durch diese *Teuffelische* Annahme nämlich kommt die Chronologie der Horazischen Liebschaften, bei der wir ohnehin manche Noth haben, in eine neue Verwirrung: denn wenn, wie es sich vor Augen stellt, in der ersten der drei fraglichen *Oden* der Anfang der Horazischen Verbindung mit Lydia, die er *nach* dem Tode der Cynara, und *nach* Abbrechung seiner Leidenschaft für Lyce geliebt haben muss, wenn er nicht zu gleicher Zeit zwey oder gar drei eigentliche Herzensdamen gehabt haben soll (was doch hoffentlich kein auch noch so viel verdauender Interprete des Horaz wird verdauen wollen), den poetischen Vorwurf bildet: so kann nun nicht mehr derselbe knabenhaft ungestüme Liebhaber (puer furens), dessen heftiger Liebe Horaz keine lange Dauer weissagt, Ein und derselbe Mensch seyn mit dem gelehrten Freunde *Oden* III, 19. Nicht dass dieser da eine *Rhode* oder *Chloe*, nicht aber eine *Lydia* liebend dargestellt wird, sondern dass Horaz noch der

80) Siehe oben Anmerkung 11. Was die Chronologie dieser Ode an Telephus betrifft, so wird sie allerdings negativ so weit bestimmt, als sie vor 732 geschrieben seyn muss, wo Murena hingerichtet wurde (*Franke* S. 195). Aber Augur konnte man damals jung werden: da wir über Murena's Alter überhaupt nichts wissen, so hindert nichts, diese Ode zwischen 718 und 723, welchen Zeitraum wir Horazens Liebe zur Cynara bestimmen, zu setzen, für das Verhältniss zu Lydia aber etwa praeter propter 725 oder 726 anzunehmen.

Glycera als seiner Geliebten gedenkt, nöthigt uns diess Gedicht, in welchem Telephus wo nicht dem Horaz gleichaltrig, doch mindestens nicht mehr als ein puer furens erscheint, *vor* die Zeit jener Ode des ersten Buchs zu setzen [81]), und folglich die beyden Telephus dieser Gedichte als verschiedene Personen anzusehen. Die Sache ist auch sehr einfach. Der Name ist eine gräcisirte gleichsylbige Umhüllung eines einen Daktylus bildenden lateinischen Gentilnamens, z. B. *Fannius*, *Tillius*, *Tullius* und *Lollius;* und ich zweifle keinen Augenblick, dass er *Oden* I, 13 einen dem Horaz verhassten jugendlich kecken Nebenbuhler, wobei es uns ganz unbenommen bleibt, gerade an ein Mitglied eines der drei erstgenannten Häuser zu denken [82]), *Oden* III, 19 aber und IV, 11, 21 (denn bei diesen Oden ist keine Ursache, zweyerlei Individuen anzunehmen) einen befreundeten und litterarisch gebildeten jüngeren Vornehmen aus der Nähe und dem Kreise des Oktavianischen Hofes, vielleicht geradeswegs einen der *Lollier* (zu *Episteln* I, 2 und 18), bedeuten soll.

Wir haben nun bereits gesehen, dass noch das Verhältniss zu Cynara (als Glycera und Lalage) in die Zeit des Sabinischen Landbesitzes hineinreichte; von dieser Zeit an, d. h. vom Jahre 721, als welches wir, wie weiter unten wird nachzuweisen seyn, für das wahrscheinlichste dieses gemachten Erwerbes zu halten haben, müssen wir bei den Horazischen Liebschaften unterscheiden, ob wir deren Schauplatz in

81) Denn dass die Oden der späteren Bücher nicht alle auch später gedichtet seyn müssen als die des ersten Buchs, und namentlich das dritte noch Oden enthält, welche älter als die der beyden andern Bücher sind, ist eine Hauptwahrheit, welche der oberwähnten Rechnung *Bentley's* in seiner Vorrede entgegensteht und neuerdings zuerst durch *Vanderbourg* und dann durch *Kirchner* auf's Evidenteste geltend gemacht worden ist.

82) Das ist natürlich nur ein Traum; denn ich möchte nicht gern zu den kritischen Projektmachern geworfen werden. Wegen der *Fannier* verweise ich auf *Satiren* I, 4, 21 und 10, 80; man kennt den *Fannius Cäpio*, welcher als Verschwörer gegen August hingerichtet wurde, aus *Vellejus* II, 91, 2, wo das pessimus auf sittliche rouerie unzweifelhaft mitgeht, und aus *Dio* LIV, 3. Ueber die *Tillier* und *Tullier* vgl. zu *Satiren* I, 6, 24 und 107.

der Stadt oder auf dem Lande zu suchen haben. Die bisherigen zärtlichen Partnerinnen des Dichters dürfen wir unbedenklich der Stadt zuweisen; ausser Cynara selbst, sowohl *Lyce*, was aus der Erwähnung ihres Wohnpallastes hervortritt, als *Lydia*, wegen der Schmaussgelage und verliebten Raufereien, bei denen sie erscheint. Die Berührung solcher Scenen bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem Geiste behaglicher Sammlung, stilltrauliches Genusses und philosophischer Gelassenheit, welchen die auf dem Sabinum gedichteten Lieder athmen. In der Stadt werden wir vorzugsweise den freigelassenen Griechinnen begegnen. Eine solche ist die Thracierin *Chloe* (*Oden* III, 9, 9 und 19), zu der wir uns übrigens kaum ein ernsthaftes Verhältniss zu denken haben, da offenbar Horaz mit dieser Anspielung nur Lydiens Eifersucht aufregen will. Dessgleichen *Barine* (II, 8); denn dass diese eine Libertine sey, lässt die den jungen Gattinnen ihretwegen zugeschriebene Angst nicht bezweifeln [83]). Auch bei dieser Schönen ergiebt sich deutlich, dass höchstens eine vorübergehende, flüchtige Bekanntschaft im Spiele gewesen. Endlich *Neära* (III, 14, 21 fgg.), von welcher oben schon angezeigt worden, dass sie mit der Neära *Epode* XV schwerlich Eine Person war, und mit welcher ein dauerndes Einverständniss vorauszusetzen der kühle Ton, in welchem der Dichter sie sich zu seiner Festmahlzeit herbeiwünscht, keineswegs berechtigt.

Nun kommen wir auf die entschieden seinem Landaufenthalte zugehörigen Schönen, und zwar haben wir allem Vermuthen nach anzunehmen, dass sämmtliche jetzt aufzuzählende Oden nicht in die Zeit des allerersten Besitzes zwischen die Jahre 721 und 723, als wo der Dichter, wie wir sehen werden (s. unten bei Anmerkung 132 und 133), wegen Ausbes-

83) Ein wenig glücklicher Gedanke scheint mir die Vermuthung eines sonst wackeren und scharfsinnigen Gelehrten, des leider früh dahingeschiedenen *Moritz August Dietterich*, zu seyn, welcher in einer Recension von Orelli's Horaz, in Jahn's Jahrbüchern XXXI, 1, S. 77 fg. die Verschreibung *Varine*, ein halbgriechisch-halblateinisches Unwort, für den scherzhaften Hüllnamen hält: so geschmacklose Nameneinfälle sind gegen den Geist der Antike.

serung des Hauses nur zeitweise dort einsprach, und wo ihn ohne Zweifel das noch nicht durch das Schicksal getrennte Verhältniss zu Cynara vor kleinen Leichtfertigkeiten bewahrte, sondern in die des dauernden und ruhigen Genusses auf längere Perioden gehören mögen. Wir wollen bei dieser Aufzählung, bequemeres Nachschlagens wegen, der Ordnung der einzelnen Oden und Bücher folgen. Zuerst *Pyrrha* (I, 5): sie ist augenscheinlich ein schnippisches kokettes Landmädchen, mit welchem der Dichter, nach Poetenart, und bei dem bis zu einem gewissen Grade gefälligen Charakter Italienischer Dorfschönen noch heutzutage, eine kleine Intrike anzuspinnen versucht hatte, bald aber einsah, dass sie es auch mit andern gut meinte, und sich des kleinen Trugs, den sie ihm gespielt, abermals nach Poetenart, in jenem halb ernst- halb scherzhaften Idyllion oder ländlichen Gemälde, was jene Ode ganz eigentlich ist, entledigte. Demnächst *Tyndaris* (I, 17). Diese ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine in Rom lebende Libertine (sie spielt die Leier und singt, *Vers* 18 fgg., und soll bei dem Dichter keine Kämpfe des Mars und Bakchus noch die Mishandlungen ihres Liebhabers zn besorgen haben, *Vers* 22 fgg.), die der Dichter zu sich auf's Land ladet. Ein eigentliches Liebesverhältniss ergiebt sich aus der Ode gar nicht. Sollte nicht zu denken seyn, dass Horaz, selbst eines Freigelassenen Sohn, manche Bekanntschaften unter dieser Klasse, zum Theil aus der Heimath und von seinen Aeltern her, zum Theil aus der Zeit, wo sein Vater selbst mit ihm und seinetwegen in Rom wohnte, gehabt und fortcultivirt habe, was ja selbst mit weiblichen Personen noch in allen Ehren der Fall seyn konnte? Es folgt *Chloe* (I, 23), die mir von jener Thracischen Nebenbuhlerin der Lydia schlechthin getrennt und für ein Landmädchen angesehen werden zu müssen scheint, mit welchem Horaz auf ähnliche Weise wie mit Pyrrha ein Verhältniss einzuleiten sucht. Dass die junge Bäuerin den Werbungen des Dichters Folge gegeben, wird nirgendswoher ersichtlich; im Gegentheil, wenn, wie es allen Anschein hat, *diese* Chloe jene Spröde ist, um derentwillen Horaz III, 26 (s. *Vers* 12) einige Stossseufzer an die Venus

sendet, so liess den im Lager der Göttin vordem nicht unrühmlich Dienenden diese junge Dorfschönheit empfinden, dass es wenigstens in jener Zeit noch *zwischen den Bergen* (*Juvenal* VI, 58) mit dergleichen Scherzen so glatt und leicht nicht von Statten ging als in der Hauptstadt. Nun kommt *Lyde*, ein durch *drei* Oden zugleich (II, 11, 21 fgg., III, 11, 7 fgg., 25 fgg. und *Ode* 28) verewigter Name. Bei ihm haben wir uns zuvörderst in Acht zu nehmen, dass wir ihn nicht für synonym halten mit *Lydia*, was einestheils die Ungleichheit der Sylbenzahl und andrestheils eben die Gleichheit des Klanges und der Bedeutung *bei dieser Ungleichheit der Sylbenzahl*, als der nothwendigen Durchsichtigkeit einer ästhetischen Symbolik widerstrebend, verbieten muss. Aber die drei *Lyden* dieser drei Oden haben wir nicht für einerlei Person zu nehmen; die mittelste ist neuerdings ein junges Landmädchen, das von Liebe und Ehe nichts wissen will; also, wenn wir bei ihr Anträge des Horaz finden sollen, eine zweyte *Chloe.* Streng genommen aber berechtigt uns die Ode selbst nicht, uns den Horatius als Lyde's Freier vorzustellen; er könnte sehr gut für einen Freund und im Namen desselben jenes Gedicht, ein Gelübdelied an den Merkurius, abgefasst haben, und der humoristisch pathetische Ton scheint mir diess eher, als das Gegentheil, zu begünstigen. Die *Lyde* beyder andern Oden ist aber ohne Frage nur eine einzige Person; sie wird II, 11, als ein devium scortum (was man nur nicht mit stoischer Herbheit, sondern in leichtfertigem Scherzton, etwa wie den Ausdruck „Luderchen" bei *Goethe* fassen muss), zu einer compotatio, die Horaz mit seinem Freunde Quinctius Hirpinus auf dem Sabinum (*Vers* 13 fg.) halten will, mit ihrer Leier berufen, ist also, wie auch ihr Haarputz anzeigt (*Vers* 23 fg.), eine Griechin, die wir jedoch nicht in Rom, sondern etwa in Tibur wohnend zu denken haben. Diess bestätigt III, 28, wo entweder Horaz bei ihr in Tibur vorspricht, oder wir sie selbst als die Schaffnerin seines Gutes betrachten müssen. In keiner der beyden Oden ist ein eigentlich zärtliches Band zwischen ihr und dem Dichter zu gewahren, und kein Mensch wird zu schelten seyn,

welcher die beyden Lyden ohne Weitres aus der Zahl der Horazischen Geliebten herausstreicht [84]).

Mit der *Phyllis*, *Oden* IV, 11, welche der Dichter selber (*Vers* 31 fg.) „die letzte seiner Liebschaften“ nennt, werden wir genöthigt, unsern Leporellocatalogus zu schliessen, weil wir über diese hinaus allerdings keine weitre Spur auftreiben können. Damit soll aber der Poet seines angeführten Ausdrucks halber ja nicht bei'm Worte genommen seyn. Phyllis, die er in sein stattlich aufgeschmücktes und in Opulenz prangendes Landhaus (*Vers* 6 fgg.), auf den dreizehnten April, als den Geburtstag des Mäcenas (*Vers* 14 fgg.), zu einem Schmausse ladet, ist, wie fast alle übrigen dieser verherrlichten Schönen, eine Freigelassene (*Vers* 22, wo der non tuae sortis juvenis und die ihr entgegengesetzte puella dives ge-

84) Ein Gleiches hätte längst geschehen sollen mit der *Lydia*, welche Horaz I, 8 abmahnt, ihren Geliebten Sybaris zu verweichlichen. Beyde scheinen Personen höheres Standes gewesen zu seyn; *sie* ungefähr von dem Schlage jener freier lebenden Römerinnen, der Clodien, Fulvien, Hostien, Sempronien, Sulpicien u. s. w., die wir kennen, und zu denen möglicherweise auch die Horazische *Inachia* gehört hat. Ferner die *Leuconoe* I, 11, welche vermuthlich zu der oben charakterisirten Kategorie freigelassener Bekanntschaften des Dichters aus früheren Tagen zu rechnen ist; dessgleichen die *Lykoris* und *Pholoe* I, 33, 5 fgg.; II, 5, 17; III, 15, 7; die *Phyllis*, jene schöne Sklavin des Xanthias II, 4, 14, unterschieden von der andern Phyllis IV, 11; die *Lalage*, Doppelgängerin der Cynara-Lalage, II, 5; die beyden *Chloris* II, 5, 18 und III, 15; die *Asterie* III, 7; die *Neobule* III, 12; die *Phidyle* III, 23; und die *Galatea* III, 27. In dieser Hinsicht hat Herr *Teuffel* in seinem Aufsatze de Horatii amoribus auf eine verdienstliche Weise reine Arbeit gemacht; nur hätte er nicht selbst helfen sollen, neue Verwirrung anzurichten, indem er sich abmüht, die *Licymnia* II, 12, 13 fgg. als eine Geliebte des Horaz nachzuweisen (S. 361 fgg.), während doch die Annahme, dieser gräcisirte Name sey eine Verkleidung der *Terentia*, des Maecenas Gemahlin, die einzig der sprachlichen Fassung, wie dem Gedankengehalte jener Ode entsprechende ist. Auf diese Angelegenheit kommen wir weiter unten zurück. Die vermeintliche Liebe endlich zu einer Tochter der früher (*Epoden* V und XVII und *Satiren* I, 8) so grausam verspotteten *Canidia* aus *Oden* I, 16 müssen wir um so mehr dahingestellt seyn lassen, als selbst dann, wenn dieselbe gewiss wäre, wir doch über Canidiens Tochter selbst nichts weiter zu sagen wüssten.

nugsam sprechen), der Cither und des Gesanges kundig (*Vers* 34 fgg.); und haben wir auch keine äusserlichen Kennzeichen, nach welchen das ihr geweihte Gedicht in ein bestimmtes Jahr zu setzen wäre, so deutet doch allerdings des Sängers Verheissung, dass er nun für kein Weib mehr erglühen werde, und der ganze milde, gehaltene Ton der Ode, sammt ihrem fast elegischen Schlusse, auf eine späte Zeit, so dass man so sehr viel nicht einwenden kann, wenn die Ausleger mit derselben in Horazens neunundvierzigstes Lebensjahr, 738 nach Roms Erbauung, hinausrücken. Denn so viel Unterscheidungsgabe wird der Leser wohl von selbst zu diesen Erörterungen mitbringen, dass Horaz, nach menschlicher und Dichterweise, selbst in einem solchen Alter Temperament und Neigung für das weibliche Geschlecht sowohl besitzen, als in seinen Gedichten davon harmlos reden konnte; dass aber das Bemühen, die Zeit seiner leidenschaftlichen Liebe, die Zeit, da er sich theils jugendlicher, stürmischer Zärtlichkeit für die Schönen, theils mit solch einer Liebhaberei Hand in Hand gehender Dinge berühmen durfte, als da sind verliebter Verdruss, desshalb erhobener Lärm und Geraufe, früh am Tage angestellte Trinkgelage — dass, sage ich, das Bemühen, *solche* Dinge in die Jahre des fortrückenden Mannesalters vorzuschieben, nicht nur als eine geschmacklose Pedanterei erscheinen, sondern auch dem Verdachte nicht gründlich untersuchtes reales Zusammenhanges anheimfallen muss; wie wir denn hoffen, den letzteren auf entgegengesetztem Wege allerdings folgerichtiger hergestellt zu haben. Was aber die poetischen Bekenntnisse so zahlreicher Liebeshändel an sich selbst betrifft, so müssen wir eben uns dessen erinnern, dass es den Dichtern Bedürfniss ist, in ihren Versen über ihre Herzensgeheimnisse Buch zu führen, nicht um sich als arme Sünder zu verklagen, eben so wenig um sich zu rechtfertigen, noch endlich um zu prahlen, am wenigsten um dem Leser einen Zeitvertreib zu verschaffen. Das wahre innere Leben *ist* Poesie; und wem der Drang und die Gabe verliehen ist, solchem Leben Sprache und Töne zu geben, der macht die Muse zu seiner Vertrauten aus einer inneren Nothwendigkeit, weil alles liebende Streben ein plastischer Hang ist, ein Instinkt,

Schönes, Würdiges, Dauerndes zu gestalten, das Geliebte selbst als das in's Leben herabgestiegene Ideale vor der Welt zu verklären, in der Verherrlichung desselben mit den eignen edelsten und besten Kräften rein und vollkommen aufzugehen. Bringt nicht alle Liebespoesie diese Apotheose des Geliebten in diesem vollkommensten Sinne zu Stande, so sollen wir uns ja hüten, den Grund des Mangelhaften anderswo als in der Unzulänglichkeit des Subjektes zu suchen: denn stände diesem das Objekt nicht ganz und gar auf jener unerreichbaren Höhe einer gleichsam göttlichen Glorie, so trüge es die Verwerfung seines Strebens von vorn herein in sich, und müsste sich dann über den Versuch, einen nur bedingungsweise anerkannten Gegenstand am Altare der Poesie gleichsam seligsprechen zu wollen, selbst verachten. Ein nicht im vollsten Maasse vom Dichter selbst als der Poesie würdig empfundener Gegenstand kann auch niemals faktisch ein Gegenstand der Poesie werden. So hat man auch die Liebesoden des Horaz unvollwichtig gefunden; nicht aber bloss dem Dichter ein unzulängliches lyrisches Talent beigelegt, sondern auch den Umstand als hinderlich angesehen, dass sich seine Liebe auf Libertinen bezogen habe [85]). Um zuerst auf diess Letzte zu dienen, so führt ja dieser Einwurf geradezu dahin, die Ge-

85) Hier haben wir es wieder vorzugsweise mit Herrn *Teuffel* zu thun. S. 84 seiner Charakteristik heisst es: „Für Gegenstände der Liebeslieder war die eigentliche römische Frauenwelt absolut unbrauchbar; er (Horaz) musste sich daher an die Libertinen halten. Aber welcher Abstand ist zwischen den Mädchen eines Anakreon und diesen gemein-lüsternen, habgierigen Dirnen!" Das ist hart über eine Classe antiker Frauenzimmer geurtheilt, unter denen eine grosse Zahl weit mehr Bildung besass, als der Mittelschlag freigeborner römischer Bürgerinnen. Soll man denn dem Horaz wirklich zutrauen, er habe gemein-lüsterne, habgierige Dirnen besingen können? Sehr unglücklich aber ist hier zum Gegensatze *Anakreon* gewählt: denn erstens wissen wir von dessen weiblichen Geliebten so gut als gar nichts, und es ist folglich lächerlich, dieselben gegen die Horazischen als hochsinnige, noble Damen preisen zu wollen; und zweytens besang Anakreon vorzugsweise schöne Knaben, und eine Lyrik auf solche muss uns noch mehr widerstehen als eine auf gemein-lüsterne, habgierige Dirnen thun würde.

fühle der Menschen nach den äusserlichen Verhältnissen ihrer Gegenstände, und nicht nach deren innerem und wahrem Werthe für würdig oder unwürdig halten zu sollen, so dass die Liebe zu einer Fürstin allenfalls poetisch zulässig, aber die zu einer Bäuerin oder Bettlerin es nicht seyn würde! Und müsste man alsdann nicht die Frauenliebe des gesammten Alterthums unpoetisch finden, da, mit wenigen Ausnahmen, auch die Geliebten der *griechischen* Dichter Personen untergeordnetes, freigelassenes, ja sklavisches Standes gewesen sind? Hat nicht unter allen Völkern, antiken und modernen, heidnischen und christlichen, der Stand der Hausfrau, das Verhältniss der züchtigen, eingezogenen, unbescholtenen Jungfräulichkeit, schlechthin um sich selbst einen solchen Nimbus des Unantastbaren in der öffentlichen Meinung, dass diese denselben schon verletzt achten würde, wenn sich ihnen auch die herrlichste Dichtergabe mit dem Weihrauche liebender Verehrung öffentlich und unverhüllt nahen wollte? Nicht als ob Hausfräulichkeit und Jungfräulichkeit an sich selbst keine poetischen Begriffe wären: aber nur in die poetische Region der Liebe sollen sie nicht gebracht werden, weil die Hausfrau nicht mehr in der Würde der Hausfrau verehrt werden kann, sobald man sie als eines Dichters Liebschaft fassen soll; weil eine Jungfrau das Vestalische Feuer ihrer stillen Zucht profanirt, wenn sie die Huldigung der Liebe entgegennimmt und damit die Consequenz eingesteht, dass sie bereit ist, jenes keusche Feuer ausgehen zu lassen. So tief liegt zugleich *die* Gewissheit in der Natur der Poesie, dass diese auf einem realen Grunde beruhen muss, dass eine nur fingirte oder ersonnene Liebe, eine bloss eingebildete, und selbst eine sogenannte Platonische, die folgeweise auch nicht das Risiko aller positiven sowohl glücklichen als unheilvollen Entwickelungen mit sich führt, eine rein unästhetische Spielerei, ein völlig nüchterner und nichtiger Zeitvertreib, ein hohles, fades, keines tüchtigen Geistes irgend würdiges Geschäft ist! In die Poesie kann die Liebe nur eintreten, wenn ihr als einer absolut herrschenden, uneingeschränkten Macht das Individuum ganz hingegeben werden darf, dieses folglich auch nicht mehr die Freiheit behält, für seinen Ruf besorgt zu seyn oder dem-

selben zu Liebe sich einen letzten Schritt zu ersparen. Wer poetisch als Liebender oder Geliebte verherrlicht seyn will, muss nicht mehr daran denken, oder durch den Gedanken geschreckt werden, dass die Liebe eine verbotene Frucht ist. Die bürgerlich ehrbare Liebe, die Liebe zwischen Braut und Bräutigam, zwischen Mann und Frau, ist nicht poetisch oder nur in sehr eingeschränktem Sinne [86]); denn sie erkennt sich nicht als freie, schlechthin selbstständige Macht, sie ist an den Verlobungs- und Trauring gebunden, ihre Wirkungen fallen dem gewöhnlichen, einem wie dem andern Menschen gemeinen Alltagsleben anheim. Wo also liebende Paare ihre Flammen zugleich durch die Dichtkunst verklären lassen wollen, müssen sie das bürgerlich Beengende von deren Darstellung hinwegschaffen, sie müssen sich als den Mächten der Liebe rein und lediglich verfallen kund geben, sie nehmen fingirte Namen an und lassen unter dieser Hülle ihr Verhältniss sogar viel freier gestalten, als es in der Wirklichkeit ist. Jene Personen, die bürgerliche Rücksichten nicht zu nehmen brauchen, wie eben die Libertinen der antiken Dichter und namentlich des Horaz, sind daher auch mit der poetischen Darstellung ihrer Liebe von vorn herein besser daran, als die vermeintlich Vornehmeren und mit Rücksichten zu Behandelnden; sie dürfen die poetische Huldigung unbefangener annehmen, ihnen wächst durch die Poesie gewissermassen selbst bürgerlich eine Würde zu, indem nun ihrer Person der Stempel einer der Muse werth scheinenden Schönheit und Anmuth zugewendet wird [87]); während die andern dadurch vielmehr

86) Nämlich stoffartig, als Vollgenuss des süssesten, keiner äusseren Macht mehr, sondern lediglich der Dauer und dem Adel der ursprünglichsten persönlichen Empfindung anheimgegebenen Glückes. Als Ausfluss einer Pflicht aber verliert nun eben diese Liebe für die Poesie die Natur der freien bloss aus sich selbst folgenden Erscheinung. Daher thut der Ehemann Recht, wenn er auch jene einzigen Stunden durch den Zauber der Poesie für sich zu fesseln sucht; macht sich aber lächerlich, wenn er seine Frau vor der Welt besingt.

87) Auch so, haben wir oben angemerkt, bringt die Poesie eine Umkleidung und Verhüllung des wirklichen Namens als ästhetische Schicklichkeit mit sich, um eben die poetische Sphäre bis in's Kleinste

in der Leute Mund zu kommen fürchten müssen, und sich folglich sogar lieber ein derbreales Liebesverhältniss in aller Stille, als ein ideales im lauten Heroldsrufe der Poesie gefallen lassen dürfen. So sind auch die meist in Sklavenbanden gehaltenen Schönen des Morgenlandes von Haus aus für die Poesie zugänglicher als unsre freien und in bürgerlichen Rangverhältnissen stehenden Europäerinnen, welche immer erst, wie Nonnen, nur aber zu einem umgekehrten Zwecke, einen Schleier nehmen und sich umtaufen lassen müssen, um zu einem freien (passiven) Verkehre mit der Dichtkunst emancipirt zu werden.

Was aber das dichterische Subjekt betrifft, so kommt freilich, um von dieser Seite der Leistung einen höchsten Werth zu ertheilen, Alles darauf an, mit welcher Kraft, Innigkeit, Wahrheit und Tiefe dasselbe die Idee der Liebe selbst aufgefasst hat. Hier muss man nun gleich anfangs wohl beherzigen, dass das gesammte Alterthum diese Idee von aller und jeder Sinnlichkeit frei zu halten niemals vermocht hat: doch sollte man auch wohl erwägen, ob eine absolut auf ein sinnliches Feuer verzichtende Liebe denn zuletzt noch wirklich und ohne Selbstbetrug Liebe sey. Der äusserliche Eindruck der Schönheit und des Reizes muss ja doch zunächst auch zu der keuschesten Liebe den Impuls geben. Ist dieser einmal geschehen, dann freilich fühlt sich das Gemüth des reinen und höher empfindenden Menschen zu einem Entzücken, einer Beseligung, einer Idealität erhoben, wo von einem sinnlichen Verlangen zunächst nicht weiter die Rede ist, wo das Wesen der Geliebten sich in das Licht einer Hoheit und Heiligkeit rückt, dass alle gemeinen und groben Bezüge des Erdenverkehrs in Betreff ihrer ihm von der Seele wie mürber Zunder fallen, wo er ausser einer steten Nähe, Gespräch und dem Probirsteine wahrhaft achtungsvoller Liebe, dem von

von der Verworrenheit und Philisterei des Alltags rein zu halten, sey diess auch blosse Form und also Schein. Das Mysterium liegt hier, wie noch manchmal im Leben, darin, ob das Subjekt sein Geheimniss durch eine Indiskretion des roh ausgesprochenen Wortes *selbst entweiht*, oder ob nur die zudringliche Menge, was ihr Niemand wehren kann, die Diskretion *vorlaut durchbricht*.

unreiner Gluth freien Kusse, irgend einen Genuss zu begehren für Frevel achtet. Diese Wonnemonde der Liebe sind denn zugleich die Zeiten deren höchster *poetischen* Blüthe; aber auch sie müssen sich, nach dem Kreislaufe alles Menschlichen, allmählich erschöpfen und in der vollständigen sinnlichen Vereinigung ihr endliches Ziel suchen. Dieses von der Liebe schlechthin fern denken, es als Sünde, als Entweihung fliehen, sich an einem vermeintlichen Platonismus begnügen zu wollen, ist wider die Natur, und somit, bei'm Lichte besehen, auch wider die Sitte und Sittlichkeit. Einer solchen Verwahrlosung ihres gesunden Gefühls vermochten sich die Alten nicht schuldig zu machen; sie sind vielmehr, wie bekannt genug ist, häufig in's entgegengesetzte Extrem ausgeschweift. Darum ist denn auch der Grundton ihrer Liebespoesie das sinnliche Verlangen geblieben, und somit stehen sie freilich jener erzwungenen und gespreizten Idealität fern, welche sich den Anschein giebt, als dürfe es bei ihr auf einen physischen Genuss niemals hinauslaufen; dass sie aber damit zu gleicher Zeit sich eine grössere Wahrheit und Treuherzigkeit des liebenden Gefühls im Allgemeinen und ein wärmeres Colorit der einzelnen Situationen erhalten haben, ist eben so unbestreitbar. Das äusserst Wenige, was wir an poetischen Liebesäusserungen von *Alcäus*, *Sappho*, dem ächten und alten *Anakreon*, von *Mimnermus* und einigen spätern Elegikern und Epigrammatisten übrig haben, übertrifft an naiver Zartheit, harmlosem Naturgefühl, treuherziger Gluth, sinniger Schalkhaftigkeit und bebender Hingebung bei Weitem das Meiste, was die Modernen auf diesem Gebiete geleistet haben, wo uns denn doch der üppige Muthwille eines *Ariosto* und die resolute Sinnenfrische *Goethe's*, als ächter Schüler der Alten, weit mehr zusagen, als die erfindungsreiche Eintönigkeit *Petrarka's*, oder *Tasso's* mit Gelehrsamkeit gewürztes Pathos.

Was den *Horaz* betrifft, so hat er viele Reminiscensen aus jenen griechischen Vorbildern seinen Liebesoden glücklich eingewebt; denn man müsste lügen, wenn man behaupten wollte, einem in der griechischen Dichterwelt nicht sehr Einheimischen böten sich diese Reminiscenzen zu leichter Beobachtung dar. Schon diess spricht für die Art und den Geist,

in welchem er sich als einen Jünger der Griechen zu erkennen giebt. Aber auch seine Empfindung ist nicht geborgt noch erheuchelt; er *ist* des Gefühles voll, das er an den Tag legt; und in den Momenten, wo er die Reize dieser Freigelassenen preist, wo er ihrer Schönheit begehrt, wo ihn ihre zierlichen Gaben fesseln, wo er mit ihren Launen schmollt, wo er ihre Sprödigkeit schilt, ihre Unbeständigkeit anklagt, ihre Indiskretion straft, sie der Vergänglichkeit mahnt und die Treue redlicher Liebhaber dem Reichthum und Uebermuthe vorzuziehen räth, *ist* ihm das Alles wirklich um's Herz, er betreibt die Liebe als einen Lebensberuf, sie ist ihm nicht ein Zeitvertreib müssiger Stunden. Darum hat er in den meisten Fällen die richtige Saite des jedesmaligen Gefühls auch in der Poesie getroffen, und verfällt er allerdings zuweilen in eine etwas zu unverklärte Ausdrucksweise, so ist diess nicht so auszulegen, dass er sich mit nüchterner Schulmeisterbeflissenheit hingesetzt hätte, ein Liebesgedicht zu machen, als in welchem Falle gerade im Gegentheil eine pretiöse und prätentiöse Geleckttheit und frostiger Schwulst die Folge würde gewesen seyn [88]); sondern vielmehr, dass er zu ununmittelbar und gleichsam mit Haut und Haaren in seinem Gegenstande befangen war, dass das unruhige Feuer der

88) Die Horazische Lyrik lediglich auf die phlegmatische Reflexion einer absolut geistlosen und pedantischen Vorsätzlichkeit zurückzuführen, ist Herr *Teuffel* S. 80 fgg. seiner Charakteristik beflissen. Wenn er übrigens mit seiner Apprehension gegen den Horaz als lyrischen Dichter sich (S. 14 fgg. und nachher öfter) auf *Goethe* und *Hegel* beruft, so steht des erstern aus *Riemer's* Mittheilungen II, S. 643 fg. geschöpfte Aeusserung, „Horazen's poetisches Talent sey nur in Absicht auf *technische Sprachvollkommenheit*" anzuerkennen, und zeige „eine furchtbare Realität ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden;" zu unverbunden da, als dass sie nicht in mehr als Einem Sinne sowohl der Auslegung als der Berichtigung fähig wäre; und *Hegel* ward durch die Consequenzen des construirenden Begriffs gerade über die antiken Welterscheinungen desswegen zu Einseitigkeiten getrieben, weil in seiner genetischen Entwickelung der Geschichte nothwendig immer das Spätere das Vollkommnere seyn muss. Wir sind aber überhaupt nicht da, um die Aussprüche selbst der grössesten Männer so bloss nachzuplappern, sondern um in Betrachtung der Welt unsern persönlichen Standpunkt zu nehmen.

realen Begierde und des realen Genusses seine Phantasie noch zu übermächtig umwallte, als dass die schöne Klarheit und Milde poetischer Idealität hätte durchbrechen können. Diess ist indess nur einzeln der Fall; im Allgemeinen hat die Horazische Lyrik, und namentlich auch die Mehrzahl seiner zärtlichen und Freundschaftsbeziehungen mit Frauenzimmern berührenden Oden eher zu viel von jener der antiken Kunstauffassung überhaupt eigenthümlichen stillen Gelassenheit und ihre Gluth an sich haltenden erhabenen Genüge, die ein ungeübtes Urtheil so leicht für kalte Selbstsucht und eines Aufschwungs unfähige Reflexion hält, während sie in Wahrheit der höchste Grad freier Meisterschaft über den Stoff, das Resultat in sich selbst zur Vollendung gelangter allseitiger lebenvoller Durchdringung desselben, das Siegel einer ihrer Erfolge gewissen, zu herrschen gewohnten, zu ihrer Legitimation keiner Umstände und keiner Beweise bedürfenden Genialität ist. Sentimentale Ueberschwenglichkeit, Gefühlsmystik, sprühende, sich spreizende und tobende Leidenschaft ist bei Horaz nicht zu suchen; plastische Klarheit und sichere, bestimmte Haltung ist das Gesetz auch *seines* dichterischen Gestaltens; heitere Anschaulichkeit, geschmackvolle Anordnung, einfache, aber wirkungsvolle und unter überraschenden, belebten Wendungen durchgeführte Motive; angemessene Kürze, so dass einestheils die Gedichte nicht epigrammatisch abschnappen, und gleichsam den Leser gefoppt stehen lassen, andrestheils aber doch auch nicht der Schluss mit Ungeduld erwartet wird, sondern im rechten Momente, im prägnantesten Augenblicke einer mächtig herangeforderten Nachwirkung eintritt; endlich eine ästhetisch vollendete Verschmelzung des Geistes und der Form: das sind die allgemeinen Tugenden der Horazischen Oden und deren ist ein reichliches Theil auch auf die fraglichen erotischen übergegangen. So sind I, 5; 23; III, 20 und 26 in sich abgeschlossne kleine Gemälde oder, wie es die Alten nannten, *Idyllia*, von vollendeter Präcision und eindrucksvollster Anmuth; I, 13 schildert die Gefühle der Eifersucht unter obligater Verherrlichung der Beständigkeit, III, 10 die der verschmähten Liebe mit Hindeutung auf Zeiten, wo das Blatt sich wenden kann, in einer durchaus löblichen effekt-

vollen und den Situationen im Kleinsten entsprechenden Weise; I, 16 erklärt die Reue über frühere Beleidigungen, um jetzige Gunst zu gewinnen, mit eben so sinnreichen Entschuldigungen als treuherziger Zurede, über die der Hauch einer den gravitätischen Ernst lateinischer Poesie ganz eigenthümlich kleidenden, anmuthigen Ironie [89]), welche besonders dem Pro-

89) Es würde durchaus einseitig seyn, den Begriff der Ironie aus der Natur des Selbstbewusstseyns herleiten und somit dieselbe für ein Kind der Reflexion erklären zu wollen. Die schlechthin erhabenste und in ihrer Natur zugleich poetischeste Ironie entsteht, wenn dem lebensfrohen, vom frischen Genusse einer unverkümmerten Wirklichkeit zur höchsten Befriedigung seines Selbst erregten Geiste durch ein unvorgesehenes schreckenvolles Einschreiten des Geschicks gleichsam die Schuppen von den Augen fallen und er das Misverhältniss der Idee zum Leben ohne Uebergang, durch den Blitz einer grausamen Intuition, zu erkennen genöthigt wird. Dann entsteht der Witz der Verzweiflung, als ein rein naives Produkt der mit den Ketten der Erscheinung spielenden ewigen und göttlichen Natur unsrer Seele. Von dieser tragischen Ironie hat *Shakspear* in seinem Romeo, als dieser dem Apotheker das Gift abkauft und am Sarge seiner Julie, den unvergleichlichsten Gebrauch gemacht. Allerdings aber wird, in gleichmüthigeren Lebenslagen, bei solchen uns plötzlich über die Dinge aufgehenden Lichtern die Reflexion mehr oder weniger in's Spiel treten. Ob wir aber dann die Ironie gleichsam auf der Stufe des Instinktes zurückhalten oder bis zur bewusstvollen, phlegmatischen, kalten Selbstbeobachtung sich ausbilden lassen, davon hängt sodann das mehr oder weniger Poetische ihres Gebrauchs ab. Unser Geist z. B. treibt Manches, was, wenn er immer seiner ursprünglichen Würde eingedenk bliebe, ihm nothwendig sich selbst in ein lächerliches Licht stellen muss. Schon die Nothwendigkeit des täglichen Essens und Trinkens gehört hierher und die Dichter haben an diesen irdischen Bedürfnissen bekanntlich eine reiche Quelle der Selbstironie für ihre Gestalten. Man kann sagen, die ganze Poesie schlechthin steht in einem gewissen Misverhältnisse zum Ernst des Lebens, wie umgekehrt, nach einem *andern* (darum im Grunde doch nicht unbedingt *höhern*) Gesichtspunkte, dieser zu ihr. Auch die Prosa der Philisterwelt hat in der Idee ihre Rechte. Daher sah das Römerthum, diese zur Meisterschaft und zur Weltherrschaft ausgeprägte Philisterwelt, die Poesie schlechthin als einen lusus an. Im *Properz* z. B., um auf diesen zu kommen, muss die gravitas Romana nothwendig lehren, dass dieser lusus mit koketten, freilich allerliebsten und mit ihren schwarzen Augen und gebieterisch-schmachtenden seidnen Augenwimpern unwiderstehlichen Persönchen, wie diese Cynthia ist, eigentlich eitel Tand

pertius einen zauberischen Reiz ertheilt, ausgegossen ist. *Ode* I, 19 feiert den Anfang einer neuen Liebe unter den zärtlichsten Auspicien in der glücklichsten Durchdrungenheit von der Schönheit und Holdseligkeit der Geliebten, einer Liebe, deren erwünschten Fortgang das klassischeste billet doux I, 30 als Probestück römisch-ritterlicher Galanterie bezeichnet. II, 8 dürfte leicht eins der schönsten lyrischen Stücke in aller Poesie und durch das verarbeitete Motiv einer der glücklichsten poetischen Vorwürfe schlechthin seyn; III, 7 ist ein lieblich treuherziges Trostgedicht, zur Treue gegen den abwesenden Freund oder Gatten auf das Beweglichste und zugleich Uneigennützigste anmahnend; III, 9 wird selbst von Herrn *Teuffel*, dem scharfen Censor Horazens, „das schöne Donec gratus eram tibi“ genannt und als das „hingebendste, sentimentalste seiner erotischen Gedichte“ bezeichnet [90]). III, 11 ist die genialste Bezauberungsformel spröder Liebe, die sich denken lässt, durch die grandiose Hinüberspielung in das Mythische die mögliche eigennützige Tendenz geistreich verdunkelnd und in dem Beispiele musterhafter Treue an der Person der Hypermnestra die ganze Frauenwelt erhebend. Auf eine ähnliche Weise wird III, 27 die Besorgniss zärtlicher Freundschaft für ein in die Ferne ziehendes Frauenzimmer poetisch geadelt, und indem das Geschick der Europa die Gefahren weiblicher Reiselust unter so schonenden als zierlichen Andeutungen veranschaulicht, wird doch zugleich durch den glücklichen Ausgang, den deren Abenteuer genommen, Muth und Trost eingesprochen.

Genug indess von des Horatius Liebesgeschichten und

und Zeitverderb ist. Aber was soll sie thun? Es geht ihr, wie uns Allen, wenn wir mit süssem Verbotenen oder Bedenklichen vor den Ernst des kategorischen Imperativs gerathen; ein Imperativ hebt den andern auf. Würde nun diese ironische Ahnung zum lauten und vollen Bewusstseyn fortgesponnen, so wäre es mit der Poesie aus; das Kunstgefühl drückt sie zurück, kann aber doch nicht hindern, dass sie sich von Zeit zu Zeit unwillkürlich geltend macht, und diese gewiss nicht von mir allein bemerkte schalkhafte Selbstbespottung in den zärtlichen Versen Properzens ist es, was ich meine.

90) Charakteristik S. 56.

Liebesgedichten, wiewohl wir uns diesem Gegenstande des Breiteren um so eher überlassen durften, als des Dichters Leben, wie alle Dichterleben, wenigstens die Leben solcher Dichter, welche nicht als Menschen absolut unglücklich gewesen sind, an äusserlichen Begebenheiten arm, uns von selbst auf die Geschichte seiner Seelenzustände zurückweist! Den Aengstlichen und moralisch Beklommenen dürfte sich nun doch zugleich ein Moment aufathmender Genugthuung zeigen, wenn sie die Suite der Horazischen Liebschaften, unsern Ergebnissen zufolge, auf eine sehr mässige Zahl, wie wir es Eingangs dieser Erörterung andeuten durften, zusammenschmelzen sehen. Denn rechnen wir nun, wie billig, die ersten tumultuarischen Embrouillements der brausenden Jünglingszeit, dessgleichen die flüchtigen Galanterieen gegen elegante Citherspielerinnen, und zuletzt, was sich doch wohl entschieden von selbst versteht, alle die Verwicklungen ab, wo den Horatius zwar eine verführerische Neigung angeflogen, diese aber in der Sprödigkeit ihres Gegenstandes einen unbesiegbaren Widerstand gefunden, so bleiben uns lediglich die drei Verhältnisse zu *Cynara*, welches, durch den Tod gestört, in keiner Weise dem Horaz irgend einen Vorwurf der Unzartheit oder Untreue bringen kann; zu *Lydia*, über dessen Auflösung für uns ein Dunkel herrscht, welches Schuld oder Unschuld des einen oder des andern Theils dahingestellt lässt; und zu *Phyllis* übrig, welches letztere, in die Neige der liebefähigen Jahre fallend, seinerseits gleichfalls keinen irgend bemerkbaren Anstoss bietet: so dass zuletzt ein eifriger Verfechter der dichterischen Liebesehre über den Horatius mit grossem Anscheine das Urtheil fällen dürfte, welches über Maria Stuart in die öffentliche Meinung übergegangen ist, „dass er nämlich besser gewesen als sein Ruf.“ Indessen unsrerseits verschmähen wir dergleichen Verklauselungen und Ausreden; wir halten gar kein Publikum weder der Zeitgenossenschaft noch der Nachwelt berechtigt, dergleichen Dinge überall vor seinen moralischen Richterstuhl zu rufen; wir hegen an denselben ein geschichtliches, ja ein Neigungsinteresse, insofern sie uns des Dichters Persönlichkeit zu einem individuellen Charakterbilde ausgestalten helfen, sehen aber diese Persönlichkeit selber durch die

Kraft ihrer bildenden Wirkungen in der Menschheit über engherziges Lob wie über beschränkten Tadel so weit hinausgestellt, dass wir beydes denjenigen Geistern, welche nun einmal so zugeschnitten sind, dass sie sich einer individuellen Erscheinung nicht hingeben können, ohne sie Zoll für Zoll an ihrem eignen Ich abzumessen, mit vollkommenster Gleichmüthgkeit preisgeben.

Wenden wir uns nun zu der Reihenfolge, in welcher wir die ältesten der noch vorhandenen Gedichte Horazens entstanden zu denken haben, so ist es jedesfalls unstatthaft, aus blossen innern Gründen (und äussere gehen uns hier ab) ein für allemal folgern zu wollen, welches einzelne schlechthin das erste gewesen seyn müsse, zumal da es kaum zu bezweifeln ist, dass Horaz mitnichten alle seine frühsten Versuche aufbewahrt, sondern lediglich die reifsten derselben in die von ihm selbst veranstalteten Sammlungen der einzelnen Werke aufgenommen habe. Ich kann mich daher nicht entschliessen, mich mit solcher Bestimmtheit, als es insgemein verlangt wird, für irgend eine der Epoden oder Satiren als die unbedingt erste zu entscheiden. Nach *Masson* nämlich ist die *siebente* Satire des ersten Buchs, nach *Kirchner* die *sechzehnte* Epode, das älteste der vorhandenen Horazischen Ueberbleibsel. Dass beyde zu den frühsten Erzeugnissen der Horazischen Muse gehören und namentlich *Epode* XVI unverkennbar auf den nahen Ausbruch des nächsten nach der Schlacht von Philippi wiederum drohenden Bürgerkampfs, also den Perusinischen Krieg (zwischen Herbst 713 und Frühjahr 714), deutet [91]), behaupte auch ich unbedingt: da aber, wie wir gesehen haben, Horaz den Anfang seiner römischen Liebeshändel noch auf das Jahr 712, das Entscheidungsjahr von Philippi, gegen dessen Ende er bereits in Rom zurück war, vestsetzt; da es nicht wahrscheinlich ist, dass der einem dichterischen Talente

91) Diess ist durch die trefflichen Erörterungen in *Kirchner's* Quaestiones Horatianae S. 21 fgg. unwiderleglich vestgestellt. Auch *Franke* Fasti S. 134 bekennt dazu sein Einverständniss, und möchte jetzt höchstens noch ein und das andre kritische aegrotum caput bei jenem Gedichte an die Vorboten des Aktischen Kampfes denken.

in seinen jugendlichen Jahren natürlichste Poesiestoff, die Liebe, während er ihr in der Wirklichkeit huldigte, ihn dichterisch stumm gelassen, bis erst die ihm doch so schmerzliche und keine Begeisterung einzuflössen fähige Lage der politischen Dinge seiner Muse Worte gegeben; da endlich nichts im Wege steht, die ältesten Liebesgedichte des Horaz, nämlich die in verliebten Abenteuern gedichteten *Epoden* VIII, XII und XV (die an *Pettius*, XI, schliesst sich wegen der chronologischen Andeutung *Vers* 5 fgg. von selbst aus, so wie die, wo des Mäcenas Name figurirt), für wenigstens eben so alt, als jene politische *Epode* XVI und *Satire* 7 zu halten: so bin ich allerdings der Meinung, dass das älteste der vorhandenen Gedichte unter diesen Liebesepoden zu suchen sey, und habe bereits bei der Gelegenheit, da wir dieser letzteren Beziehungen zu erläutern hatten, meine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, dass ich *Epode* XV als das älteste der vorhandenen Horazischen Gedichte ansehe. Wollte man mir einwenden, die Natur der Liebesgedichte widerspräche der Art, wie sich Horaz in der oben beleuchteten Epistelstelle über seine ersten Versuche ausdrückt, dass sie der Ausfluss einer paupertas audax gewesen seyen, also sich durch Keckheit und einen herausfordernden Ton charakterisirt haben, so erwiedre ich: *Oden*, wie die schönen Liebesoden sind, könnten auch so nicht charakterisirt werden; recht gut aber passt die Bezeichnung auf erotische *Epoden*, deren Geist durchweg polemisch ist, wie ja gerade auch Epode XV einen strafenden, drohenden und zuletzt höhnenden Ton an sich trägt. Die Reize seiner schönen Liebesgenossinnen in ruhiger Behaglichkeit rein lyrisch zu feiern, war das Temperament des Dichters noch zu ungestüm, sein Gemüth war durch die peinlichen Eindrücke der politischen Verhältnisse noch zu deprimirt, seine Stimmung noch zu wechselvoll und bizarr: aber sich für Liebeskränkungen zu rächen, verliebte Leiden zu beichten, alte Buhlschwestern zu geisseln, fühlte er Laune und Geistesfreiheit genug. Ich setze nun *Epode* XV Ende 712 oder Anfangs 713; dann lasse ich *Epode* VII und XII als im Frühling oder Sommer 713 gedichtet folgen; und hierauf erst scheint mir *Epode* XVI einzureihen, ein Gedicht, in welchem

Horaz gleichsam den letzten Schmerz seiner republikanischen Begeisterung aushaucht und sich in die Enttäuschungen, welche die Wirklichkeit seinen Idealen bereitet hatte, resignirt; oder vielmehr, nach Jugendart, zu Abwehr ihrer vernichtenden Trostlosigkeit, denselben ein neues idealisches Traumbild entgegenstellt. Die einzige Hoffnung, welche einem von den Fügungen des übermächtigen Schicksals erschütterten Gemüthe nach dem ungeheuersten Sturze noch hatte bleiben können, dass wenigstens der Abgrund bürgerlicher Zwiste sich schliessen und ein Zustand friedlicher Ausgleichungen den Uebergang von der Freiheit zur Knechtschaft sanfter machen würde, war durch die Ränke der Fulvia und im Allgemeinen durch das Misverhältniss selbst der unermesslichsten Siegesbeute zu der Vielartigkeit und Zwietracht der durch die in allen Regionen sich berechtigt Glaubenden erhobenen Ansprüche grässlich vereitelt: der Perusinische Krieg zeigte alle Gräuel der Bürgerfehden und alle Schrecken der Anarchie, Mordlust, Blutvergiessen, Raub, Hunger, Krankheit und Verwilderung jeder Art, von Neuem in ihrer entsetzlichsten Gestalt. Da starrt dem Dichter die aus solchem nie endenden Unheil drohende Auflösung aller bürgerlichen, ja zuletzt aller menschlichen Ordnung gleich einer Medusa entgegen: das Ungeheuerste, was einem Bürger des Alterthums in den Sinn kommen konnte, ein gänzliches Aufgeben der alten Heimath, um *sie* den wilden Thieren zu überlassen und neue Sitze in unbekannten Erdgegenden aufzusuchen, wird den *besseren Zeitgenossen* als das allein übrige Rettungsmittel mit einem schneidendherben Enthusiasmus angepriesen! Es waren also *jetzt* dem Horatius über die völlige moralische Fäulniss des alten Staats die Augen aufgegangen; er hatte erkannt, dass die unübersehliche Mehrheit des römischen Volks eine gesinnungs- und willenlose, durch keine gemeinsamen Interessen mehr anzuregende und folglich auch der Wiedergeburt in gesetzlicher Freiheit unfähige Masse war. Der Gedanke freilich, das alte Gebäude vollends in Schutt fallen zu lassen, um in irgend einem fernen Eldorado für bessere Generationen ein frisches aufzuführen, passte überall nur für das Haupt eines schwärmerischen

Dichters [92]): die Leute der Zeit dachten realistischer, und es konnte bereits damals kaum noch verborgen bleiben, sowohl, dass für den ausbessernden Bauriss bereits gesorgt war, als, wer diesen Bauriss für die geeignete Stunde in Bereitschaft hielt. Hätte es eine furchtbarere Nemesis geben können? Um keinen Herrscher zu dulden, hatte der altrömische rauhe Bürgertrotz, die Zeit und ihre Forderungen verkennend, sogar zum Meuchelmorde gegriffen; und nun erschien nicht allein diese blutige That schlechthin vergeblich, alles bei Philippi hingeströmte Leben blieb einer Chimäre geopfert: sondern es musste auch einleuchten, dass die Monarchie, sogar unter viel fataleren Anzeichen, als da der „vergötterte Julius" ihren Namen adelte, baldmöglichst aus des Geschickes Händen dahinzunehmen, mochte auch alles Ruhmvolle und Erhabene der Vergangenheit unter ihr begraben werden, nur noch eine Wohlthat seyn konnte.

Der Charaktervestigkeit, mit welcher Horatius unter den sich immer entscheidender einstellenden Anzeichen der Oktavianischen Monarchie seinen alten Gesinnungen treu bleibt, lassen selbst seine Gegner Gerechtigkeit widerfahren [93]). Er bleibt in beharrlicher Entfernung von dem angehenden Herrscher; er sucht das Verhältniss zu Mäcenas nicht auf, es wird ihm geboten; selbst die steigende Innigkeit dieses Verhältnisses gewinnt es ihm nicht ab, sich an jenen heranzudrängen

92) Und leicht dürfte irgend ein Horatiokorax auch in diesem Gedanken nur eine Negation des substantiellen Römerthums erblicken, wenn nicht eben dieser Gedanke eine geschichtlich beglaubigte Ueberlieferung mehrerer Generationen für sich hätte. An *Sertorius*, der ein neues Römerreich in Spanien begründen wollte (*Plutarch* Vita Sertorii 6), hat schon *Kirchner* erinnert; noch früher hatten bekanntlich die socii Italiae den Plan, Corfinium unter dem Namen *Italica* der Anmassung Roms entgegenzustellen. Aber bereits nach der Schlacht von Kannä brachten römische Edle eine solche Emigration in ferne Länder auf's Tapet, deren Verzweiflung der Patriotismus des ältern Scipio nur mit gezücktem Schwerte zu dämpfen vermochte (*Livius* XXII, 53). Das Beispiel der Phocäer, auf welches sich Horatius beruft, ist aus *Herodot* I, 163 fgg. bekannt.

93) Ich verweise namentlich auf Herrn *Teuffel*, Charakteristik S. 44 fg. Note 21.

oder desselben, mit Ausnahme zweyer ganz und gar gleichgültigen und vorübergehenden Andeutungen [94]), auch nur zu gedenken. Im Jahre 718 hilft er dem Mäcenas den Siegesschmauss über die Vernichtung des *Sextus Pompejus* begehen (*Epode* IX, 7 fgg.): aber dieser Parteigänger, mehr Seeräuber als Feldherr, hatte einen unedlen Plagekrieg gegen sein Vaterland durch Störung des Handels und Abschneidung der Zufuhr unterhalten und überdiess, indem er seine Schaaren durch ausgetretene oder in Freiheit gesetzte Sklaven ergänzte, den Besitzstand und die Sicherheit auch der unkriegerischen Bevölkerung auf's Empfindlichste unterwühlt. Daher konnten seine Bestrebungen keinerlei Sympathie, als habe an ihm die Freiheit eine Stütze, für sich erregen. Aber den Sieg selber hat Horatius eines Liedes nicht würdig befunden. Oktavianus ward für denselben von dem seiner Aengste entledigten Italien als ein Gott erklärt, und ihm Altäre gesetzt: Horaz ignorirte diese Huldigungen und beharrte nach wie vor über den Auserkornen des Glücks in seinem bedeutsamen Schweigen; ja er nahm keinen Anstand, selbst über Personen und Verhältnisse, welche jenen näher anzugehen nicht verfehlen konnten, die brandmarkende Lauge seiner dichterischen Entrüstung zu schütten [95]). Dagegen leben die republikani-

94) Auf die wir unten bei ausführlicher Erörterung der allmählichen Verbindung mit Oktavian kommen werden; siehe bei *Anmerkung* 139.

95) Diess ist ganz eminent *Epode* IV der Fall, welche eine Entwürdigung des Kriegsdienstes durch verworfene Subjekte in der Art geisselt, dass der Tadel nothwendig auf den Machthaber zurückfallen muss, wie *Vers* 17 fgg. offenbar beweisen. Das dort gezüchtigte Individuum nach dem Vorgange der alten Abschreiber als den bekannten Doppelüberläufer (*παλιμπροδότης*) *Pompejus Menas* darzustellen, ist bekanntlich *Weichert* Poetar. Vitae S. 443 fgg. eifrigst bemüht gewesen und man fühlte sich ethisch geneigt, ihm beizustimmen, wenn schon andrerseits die Epode zu wenig Charakteristisches gerade in Bezug auf *dieses* Individuum enthielt, und der tribunus militum so wie die servilis manus, der ja gerade eben dieses Individuum vor Kurzem erst den Rücken gedreht hatte, geradezu widersprachen. Darum verwarf auch *Kirchner* Quaest. S. 20 fg. diese Auslegung ganz entschieden und mit vollstem Rechte. Wenn demohngeachtet *Franke*, Fasti S. 127 fgg. den *Pompejus Menas* mit Eifer vesthält, so hat er zu wenig

schen Erinnerungen in herzlichen Begrüssungen alter Schicksalsgefährten fort (*Oden* I, 4; II, 3; 6; 7); *Cassius von Parma*, einer der von Oktavianus am Meisten gehassten sogenannten Tyrannenmörder (Mörder Cäsar's), welchen derselbe, den letztüberlebenden aller, noch nach der Schlacht von Aktium hinrichten liess, erhält ein Zeugniss des Dichterruhms, welches ihn in seiner Gattung als ästhetisches Muster aufstellt (*Episteln* I, 4, 3); *Cato von Utika* sieht sich, noch dem Gründer der Monarchie gegenüber, als Heros der Freiheit verherrlicht (*Oden* I, 12, 35; vgl. II, 1, 24). Nicht minder unterhält der Dichter mit Männern, welche dem Gewalthaber notorisch unangenehm, ja verhasst waren, einem *Munatius Plankus*, *Asinius Pollio*, *Licinius Varro*, ungefesselten Umgang (I, 7; II, 1; vgl. *Satiren* I, 10, 42 und 85; *Oden* II, 10; vgl. III, 19, 10 fg.).

Unverkennbar gründeten Manche, welche die Tage der Republik nicht vergessen konnten, eine letzte Hoffnung auf *Antonius*, und hiessen die sich nach Aktium heranziehende Entscheidung willkommen. Horatius theilte diese sanguinischen Vorstellungen nicht. Er war mit sich klar geworden, was die alte Freiheit gestürzt hatte, Entfremdung von den Sitten der Altvordern, Selbstsucht, Ueppigkeit, von dem einfachen Natursinne verachteter Barbaren beschämte Ueberverfeinerung und Frivolität (vgl. *Oden* II, 15; III, 6; 24): und nun zog als Rächer der überlieferten Staatseinrichtungen ein

erwogen, dass die altrömische Tribunenwürde ganz gewiss keinem Fremdling, auch von minder ehrenrührigen Präcedentien wäre ertheilt worden; während ein Seecommando für solch ein Subjekt um so weniger Anstand finden konnte, da von vornherein die ganze römische Seemacht auf fremden Kräften beruhete und man da zu Befehlshabern nicht die altrömisch Angesehensten, sondern die praktisch Brauchbarsten wählen musste. Durch die von *Orelli* wiederum hervorgezogene Ueberschrift: „Ad Vedium Rufum," ist der Streit geschlichtet. Ueber andre Personen, die dem Oktavianus nahe standen und gerade darum muthmasslich Horazens freimüthige Spottlust erregten, einen *Rufillus*, *Gargonius*, *Petillius Capitolinus*, vgl. *Weichert* S. 422 fgg. Aus dem Eingange der gedachten *vierten* Epode schliesse ich, dass das gegeisselte Subjekt auf dem Grund früherer Kriegsconjunkturen kameradschaftliche Annäherung an den Dichter gesucht hatte.

Mann daher, der alle jene Untugenden auf die Spitze getrieben hatte, der ein Ausbund von Verweichlichung und Völlerei war, der sich selbst, und die tapfern Heere Roms, dem schmählichsten Eunuchendienst bei einem ausländischen, leichtsinnigen, verbuhlten Weibe untergeben hatte (*Oden* I, 37, 6 fgg. *Epoden* XI, 11 fgg. vgl. *Propertius* IV, 6). Es ist bekannt, dass diess unrömische, unmännliche, unverantwortliche Benehmen dem Antonius allmählig auch die persönlich anhänglichsten Freunde entzog: wie hätte es ihm in Rom Beifall erwerben sollen, wo sich die Verhältnisse mehr und mehr versöhnlich consolidirten und der Gedanke, dass Kleopatra vom Capitole aus über die Erde zu thronen hoffte, alle Gemüther empörte! Horaz erkannte unter solchen Umständen in dem neuen Bürgerkampfe nur ein zweckloses, krampfhaftes Ringen, von rächenden Göttern als Vergeltung verjährter Schuld und Sünde immer von Neuem verhängt; s. *Epode* VII [96]): gleichwohl liess ihn das Geschick so manches Edlen, welcher in patriotischem Wahne Leben und Glück auf diesen letzten verzweifelten Wurf setzte, nicht ohne tiefen Antheil; *Oden* I, 14 legt darüber ein schwermuthvolles, des Dichters Herzen zu höchster Ehre gereichendes Bekenntniss ab. Denn es ist, nach Erwägung aller Umstände, unabweisbar, dass in diesem allegorischen Gedichte unter dem angeredeten Schiffe die vormalige Republik, im Geiste der Freiheitshelden, welche mit Brutus in Schlacht und Tod gezogen waren, zu verstehen sey; die bangen Prophezeiungen aber, die dem kühn und prächtig auf das stürmische Meer hinaussegelnden zugerufen werden, drücken klar und triftig dasjenige aus, was der Dichter von dieser letzten Unternehmung, durch den Ausgang nur zu sehr gerechtfertigt, erwartete. Er hat auch, gleichsam zu seiner Legitimation, für diese Ahnungen einen Schlüssel selbst hinzugefügt; denn die folgende

96) Wenn *Orelli* dieses Gedicht lieber auch auf den *Perusinischen* Krieg, als mit *Kirchner* S. 22 auf die Vorbereitungen des Aktischen (722) beziehen will, so übersieht er, dass der sanguis *Neptuno super* fusus nöthigt, die Kämpfe mit Sextus Pompejus *vorausgegangen* zu denken.

Ode 15, welche man insgemein als ein bedeutungsloses Spielwerk, als eine müssige Uebersetzung aus dem Griechischen ansieht, ist nichts mehr noch minder, als wofür dieselbe bereits der gesunde Sinn eines *Philippus Eugentinus* und *Christoph Landini* erklärt hat, eine Allegorie auf den Kriegszug des Antonius [97]). Diess ist jener üppige Paris, dem Nereus weissagt: er schleppt die verderbenbringende Helena, Aegyptens wollüstige und übermüthige Königin, durch die Fluthen; rächende Götter, zürnende Helden verfolgen ihn; der Venus Macht, verliebtem Spiele und weibischem Tande gewidmet, kann in solcher Gefahr nicht schirmen; deren Entscheidung unzweifelhaft bleibt.

Theilt aber Horaz den Unwillen Roms, dass eine barbarische Herrscherin, das Kebsweib zweyer in ihren Armen die eigne Würde auf's Spiel setzender Kriegsfürsten, den Anspruch gehegt, die Gebieterin des weltbeherrschenden Volkes zu werden, so lässt er dem Grosssinne, mit welchem eben dieselbe nach der Niederlage einer schimpflichen Aufführung in des Siegers Triumphzuge zuvorkam, volle Gerechtigkeit widerfahren (*Oden* I, 37, 21 fgg.). Es ist der Grundzug seiner Poesie, die Dinge, abgesehen von politischen oder anderweitig einseitigen Begriffen, im Löblichen wie im Unlöb-

97) Dass die Allegorie als solche und mit dem blossen Zwecke einer lehrhaften Verblümung gewisser Insinuationen ein schlechtes Meubel der Lyrik, wie der Poesie überhaupt, sey, giebt Niemand bereitwilliger zu als ich selbst. Allein ich darf mich hier auf einen Gegner der lyrischen Allegorie selbst beziehen, *Moriz August Dietterich*, in seiner Recension des Orelli'schen Horaz, die ich unter Anmerkung 83 angeführt habe, wo derselbe sehr scharfsinnig anmerkt, dass die fragliche Ode wenn auch nicht eine politische Tendenz, doch ein politisches Motiv habe. Sie ist ein lyrisches Idyllion in dem bei Gelegenheit ähnlicher *erotischen* Sachen besprochenem Geiste, dem die Allegorie nicht Wort für Wort muss angepasst werden sollen, sondern das als ein selbstständiges, sein Recht und seine Bedeutung in sich tragendes Gebilde der Phantasie lediglich die nahe liegenden Beziehungen eines Zeitereignisses in anmuthigem Doppelsinne widerstrahlt. In demselben Geiste haben sich antike und moderne Tragiker Anspielungen auf die Ereignisse ihrer Zeit erlaubt, die jedesmal desto tiefere Wirkung üben, je weniger sie gesucht erscheinen, je natürlicher sie aus der poetischen Situation selbst hervorgehen.

lichen von dem reinen menschlichen Gesichtspunkte aus zu fassen, eine Unparteilichkeit, welche wir unbedenklich die gereifte schöne Frucht seiner politischen Resignation zu nennen haben.

Wir stehen indessen mit diesen Betrachtungen an einem Punkte, dessen Erschöpfung der Geschichte selbst allzu sehr vorausgreifen würde, als dass wir ihn zunächst weiter verfolgen dürften: der Art und Weise nämlich, wie Horazens politische Gesinnung in einem ihm durchaus nur zum Ruhme würdevoller Mannhaftigkeit und charaktervester Consequenz gereichenden Sinne mit den bestehenden Verhältnissen in's Gleiche gekommen und sich den Interessen des neugegründeten Herrscherstammes zuletzt angeschlossen. Wir schieben daher diesen Gegenstand bis zu seiner eigentlichen Epoche auf und wenden uns für's Erste zur Chronologie der Horazischen Gedichte zurück, um an derselben den Verlauf seiner Lebensverhältnisse zunächst weiter zu entwickeln.

Wenn wir im Allgemeinen von des Horatius *Epoden* und *Satiren* [98]) diejenigen für die frühesten zu halten haben, in denen sich ein kecker Jugendmuth bei einem resoluten Unabhängigkeits-, ja Oppositionsgeiste sogar bis zum Anstriche einiger Roheit oder wenigstens Rauhigkeit zu erkennen giebt: so bekunden eben diese Gedichte durch das noch obherrschende Stillschweigen über ein Verhältniss zu *Mäcenas* wenigstens indirekt ebenfalls die Zeit ihrer Abfassung. Die Gedichte der

98) Insofern wir die Meinung vesthalten, dass die allerersten Erzeugnisse der Horazischen Muse, wenigstens soweit ihrer urkundlich übrig sind, *Epoden* gewesen, sagen wir *Epoden und Satiren*, nicht umgekehrt: denn allerdings müsste denen gemäss, welche die *siebente* Satire des *ersten* Buchs für Horazens ver sacrum (*Franke* S. 101) halten, an ihrer Spitze *Masson* sowohl als sein Gegner *Bentley* (insofern dieser *beyde* Bücher der Satiren der Entstehung der Epoden vorangehen lässt), gesagt werden *Satiren und Epoden*. Uebrigens ist vor Allem auch das innere Moment geltend zu machen, dass die *Satiren* eine höhere Entwickelungsstufe derselben poetischen Formation (des Spottgedichtes) darstellen, als die *Epoden*, und wir überhaupt den Dichter, den Gesetzen einer organisch fortschreitenden Geistesbildung gemäs, von einem Niedreren zum Höheren in seinem ganzen poetischen Wirken sich allmählich erheben sehen.

letztern Art, d. h. in denen des Mäcenas Name nicht zu lesen ist, sind der herkömmlichen Reihe in den Ausgaben nach *Epode* II, IV, V, VI, VII, VIII, X, XI, XII, XIII, XV, XVI und XVII und *Satiren* I, 2, 4, 7 und 8 (*Satiren* II, 1, 2, 4 und 5 fallen zwar in dieselbe Kategorie, sind aber, als entschieden und ausgemachtermassen zur Zeit des bereits und theilweise vorlängst bestehenden Verhältnisses gedichtet, hier keiner Besprechung bedürftig). Von diesen Gedichten ist *Epode* II ohne nähere Spur einer Abfassungszeit; der ruhige Ton humoristischer Betrachtung aber verräth so ziemlich, dass diese Piece in einer ruhigen und gemüthlichen Zeit, ohne Zweifel zu Ergötzung des Mäcenatischen Tischkreises, abgefasst sey, und lässt sich die Annahme *Kirchner's* Quaest. S. 29 und *Franke's* Fasti S. 124, dass dieselbe 724, als *Virgil* das zweyte Buch seiner Georgica vollendet hatte, entstanden seyn möge, weder bestätigen noch widerlegen. Dass aber dieselbe gar eine Parodie auf 458 fgg. gedachtes Buchs der Georgica seyn solle, hat *Lachmann* in seiner Epistola an Franke bei diesem S. 236 mit Recht abgelehnt. *Epode* IV gehört unabweislich in's Jahr 716: denn der Kampf gegen des Sextus Pompejus Horden aus Räubern und Sklaven konnte so, wie *Vers* 19 geschieht, nicht berührt werden, als Cäsar Octavian, um seiner Flotte die Oberhand an Mannschaft zu verschaffen, zu demselben Mittel hatte greifen müssen, nämlich zwanzigtausend Sklaven die Freiheit zu schenken und auf diese Flotte abzugeben; was er 717 that. Hier also sind *Kirchner* S. 5 und 20 und *Franke* S. 126 fg. unwiderleglich. Von *Epode* V und XVII haben wir später besonders zu handeln. Sie gehören auch, als *nach* der fraglichen Epoche verfasst, nicht hieher. *Epode* VI, deren Gegenstand nach allen darüber angestellten Untersuchungen absolut problematisch bleibt [99]), zeigt in Ton und Ausdruck die Herbheit der er-

99) Denn mit *Cassius Severus*, dem aus *Tacitus* (Annal. I, 72; IV, 21; Dial. 19 und 26) bekannten Pasquillanten, der, wenn er 786 starb, doch gewiss um 712 bis 716 noch zu jung und unbedeutend war, geht die einzige Spur eines historischen Namens verloren: dass aber die Scholiasten selbst nur *diesen* Namen haben aufbringen können, ist das sicherste Zeichen, dass man über das wirklich gemeinte

sten Zeit und gehört sicherlich unter die frühsten Epoden: ich halte dafür, dass sie sowohl als die *vierte* von Horaz nicht mehr würde gedichtet seyn, als er bereits bei Mäcenas Zutritt gefunden hatte. *Epode* VII ist bereits oben bei Anmerkung 96 als 722, also nach besagtem Zutritte gehörig, vestgestellt. Von *Epode* VIII, XII und XV ist bereits gesprochen und diese Stücke als die schlechthin ältesten vorhandenen anerkannt. *Epode* X weiss keiner der Ausleger in eine sichre Periode zu bringen. Ich helfe mir einfach so: da auch *Virgil*, Eclogar. III, 90 diesen unter den obtrectatoribus der grossen Zeitgenossen einen vorstechenden Namen führenden, übrigens aber so unbekannten als bedeutungslosen Versestümper einer Erwähnung gewürdigt hat, diese Ekloge aber allseitig eingestandnermassen (s. *Voss* S. 106; *Jahn* Introductio S. XII) im Frühlinge 712 geschrieben wurde, so setze ich auch Horazens Epode so früh wie möglich, gleich in die erste Zeit seiner Bekanntschaft mit dem Mantuanischen Sänger, also jedesfalls 713. Denn im Frühlinge dieses Jahrs war Virgil zu dauerndem Sitze von Mantua nach Rom gezogen (*Voss* Bucolica S. 13). Die Reise des *Mävius* nach Griechenland fand im Spätherbste statt: denn Horaz wünscht ihm bei'm Untergang des Orion Sturm und Verderben (*Vers* 9 fg.); dieser Untergang aber beginnt am 10. November (*Plinius* H. N. XVIII, 74). Die Epode gehört daher meines Erachtens Ausgang 713 und ist in der Reihe der vorhandenen chronologisch die *fünfte* (nämlich XV, VIII, XII, XVI, X). Wenn *Kirchner* S. 23 die Epode 720 setzt, weil nach *Servius* zu Georgica I, 210 *Bavius* und *Mävius* die in diesem Verse vorkommende Form hordea bespöttelt haben sollen, das *erste* Buch der Georgica aber 719 fertig geworden; so glaube ich wohl, dass jene beyden Lumpenkerls auch damals noch den Virgil und Horaz zur Zielscheibe ihrer faden Spässe machten, nicht aber, dass beyde Dichter auch noch nach so vielen Jahren diese schon 712 und muthmasslich 713 abgefertigten Lumpen-

Individuum gleich anfangs ungewiss war. Dass es aber *weder* Mävius *noch* Bavius ist, scheint mir daraus evident, dass *Horaz* den einen, und *Virgil* beyde ungescheut mit ihren Namen nennt.

kerls noch eines Wortes würdigten. Die Epode des Horaz wenigstens scheint mir für eine verhältnissmässig *so* späte Epoche zu viel rauhe Schärfe zu haben. *Epode* XI muss, der chronologischen Andeutung *Vers* 5 zufolge, nach dem, was wir über die in's Jahr 713 gehörende Liebe zur Inachia bemerkt haben, im December 716 gedichtet seyn, in jener Zwischenperiode von *neun* Monaten, welche nach der ersten Präsentation des Dichters bei Mäcenas bis zu einer näheren Heranziehung in dessen Gesellschaft verfloss (*Satiren* I, 6, 61). *Epode* XIII setzt *Kirchner* S. 23 in die Zeit von 722 auf 723, und allerdings könnten die Worte: deus haec fortasse benigna Reducet in sedem vice *Vers* 6 fgg. eine Hindeutung auf den Zwiespalt in den Ansichten der Zeit, welche sich zwischen Antonius und Oktavian theilten, und auf Horazens eigne Gemüthsunruhe, die sich namentlich auch in der dieser Zeit angehörigen *Ode* I, 2 ausdrückt (worüber wir weiter unten zu handeln haben) scheinen. Allein bei näherer Betrachtung schwindet dieser Schein: von einem reducere in sedem konnte für Italien im Jahre 722 und 723 keine Rede seyn; die Dinge hatten ihren gewiesenen Weg und es fehlte nicht an einer vesten und genugsam bestehenden Ordnung, wenn sie auch nicht nach jedermans Sinne war und viele, vielleicht Horaz noch selbst, die gutmüthige Täuschung hegten, Antonius könne es doch möglicherweise mit der alten Freiheit ehrlicher meinen, als Oktavianus. Die Sprache der *dreizehnten* Epode hat jene vorsichtige Ablehnung eines bedenklichen Gesprächsstoffes, welche den Besiegten und Hoffnungslosen eigen ist; sie deutet auf die Ueberzeugung einer verlornen Sache, sie nimmt ihre Zuflucht zur Verzweiflung, die sich Muth und Vergessen ihres Leides aus dem Becher holt. Diese Resignation ist die Stimmung Horazens nach dem Feldzuge; wir werden sie auch in seinen frühsten Oden gewahr. Ich setze daher *Epode* XIII mit dem neusten Herausgeber des Dichters, *Dillenburger*, in die ersten Jahre der Rückkehr von Philippi; sie hat im Inhalte viel Aehnliches mit der ihr gleichzeitig zu setzenden *Ode* I, 9.

Was nun die angeführten *Satiren* betrifft, so trägt die offenbarste Spur einer Abfassungszeit *vor* der Bekanntschaft

mit Mäcenas I, 2 an sich, als welche nicht nur kein Zeichen irgend einer Rücksicht gegen diesen nachmaligen Gönner, sondern sogar eines der erklärten Gegnerschaft darbietet. Es lässt sich nämlich durchaus kein Grund absehen, wesshalb die Scholiasten, wenn sie uns überliefern, unter dem *Vers* 25 angetasteten Weichlinge *Malthinus* oder *Malchinus* sey Mäcenas gemeint und in ähnlicher Weise mit gleichsylbiger und gleichquantitirter Gräcisirung, wie etwa die lateinischen Schönen mit griechischen noms de guerre, verblümt angedeutet, Unrecht haben sollten. Der Name *Malthinus* oder *Malchinus* ist ein fiktiver Name, er hat eine anzügliche Bedeutung, er soll bedeuten und bedeutet einen Weichling. Ich verweise darüber auf die Erörterungen zur betreffenden Stelle. Selbst wenn diesen Namen einer der *Manlier* führte und derselbe folglich ein römischer Familienbeiname war, so war er als Spitzname gegeben und hatte diese anzügliche Bedeutung. Er kommt als solcher Beiname eines *Manlius* angeblich vor bei *Justin* XXXVIII, 3, 4 und 8, und 4, 4: es ist aber wohl zu bemerken, dass weder die übrigen Schriftsteller als Subjekt der dort aus einander gesetzten Geschichtsbegebenheit einen *Manlius Malthinus* kennen, noch auch in den Handschriften des Justinus selbst dieser Name veststeht. Ich nehme mir die Freiheit, ihn *als Geschichtsnamen* ohne Weitres für ein kritisches Falsum zu erklären; so wie ich behaupte, dass er bei Horaz anders als in einer verblümten Bedeutung gar nicht stehen konnte. Man merke doch einmal auf. In dieser zweyten Satire finden wir eine unverhältnissmässige Zahl ächtrömischer Gentil- und Zunamen, zum Theil hochstehender, mindestens vornehmer Individuen, *Fufidius*, *Rufillus*, *Gargonius*, *Cupiennius*, *Galba*, *Sallustius*, *Marsäus*, *Villius*, die Frauen *Hypsäa* und *Catia*, in unverhüllter Nacktheit ihrer historischen Integrität aufgeführt, und dazwischen stehen diese zwey verblümten und gräcisirten, *Malthinus* und *Cerinthus*. Nehmen wir für einen Augenblick an, diese Namen seyen keine fiktiven, sondern sie seyen von wirklichen damaligen Individuen als bürgerliche Namen geführt worden, und Horaz habe diese Individuen bezeichnen wollen. Wer mussten diese Individuen seyn? Höchstens untergeordnete Griechen, Frei-

gelassene, Fremdlinge, scurrae, keine einheimischen freien Römer, denn es sind keine individuellen römischen Namen; als individuelle Namen konnten sie lediglich griechische oder sonst ausländische und untergeordnete Individuen bezeichnen. Und sollten sie als solche dem Horaz werth dünken, ihrer in seinen Satiren zu gedenken, so mussten sie als Individuen eine individiose, der Geissel der Satire würdige Celebrität besitzen, etwa wie *Tigellius*, wie der Sohn des Schauspielers *Aesopus*, wie der hirnwüthige Stoiker *Stertinius;* und in diesem Falle wäre ganz entschieden etwas Specielles über ihre Person auf die Nachwelt gekommen. Allein als gewöhnliche griechische Individuen, als Einzelne aus dem unzähligen Schwarm „hungriger Griechlein," die in Rom eine Unterkunft und ein Fortkommen suchten, leugne ich, dass sie Horaz in einem Warnungsgemählde entarteter Römersitten als Beispiele der Perversität aufstellen durfte, so wenig er statt der ihr Kleid bis über die Waden, um eben die Schönheit dieser Waden zu zeigen, aufhebenden *Catia* irgend eine griechische Libertine hätte namhaft machen dürfen. „Was gehen uns denn diese Griechen an?" hätte mit Recht jeder römische Leser ihm zugerufen: „willst du römische Sitten tadeln, so weise sie an Römern nach, und mache nicht uns zum Sündenbocke unzüchtiger Ausländer!" Es bleibt also gar kein Ausweg, als jene beyden Namen als Verkappungen durch ihr Beispiel gefährlich wirkender Römer anzusehen, und zwar solcher Römer, an deren Persönlichkeit unmittelbar sich das Gefühl einer Ungebühr dessen, wodurch sie sich diese Exemplification von Seiten des Dichters zugezogen, gerade an *ihnen*, gerade, weil *sie* es waren, für das Publikum knüpfte; also hochstehender, dem öffentlichen Blick ausgesetzter Persönlichkeiten. Denn nicht an den Thorheiten des Pöbels, sondern an denen der Ausgezeichneten nimmt das Volk sittlichen Anstoss. Es mussten jedoch Persönlichkeiten seyn, die zwar dem noch ungebeugten und trotzigen Freiheitsmuthe des Dichters nicht so viel Interesse einflössten, um sie unbedingt mit Stillschweigen zu übergehen, die er aber doch schonen musste oder wollte, um sie nicht rücksichtslos dem Spotte seiner Leser preiszugeben. Sonst hätte er sie, wie z. B. die *auch*

angesehenen, wenigstens angesehenen Häusern zugehörenden Persönlichkeiten Sallustius und Catia, mit ihrem bürgerlichen und römischen Namen genannt. Was nun den *Cerinthus* betrifft, so dünkt mich dieser Name irgend einen vornehmen, delikat erzogenen und verwöhnten römischen Jüngling bezeichnen zu sollen, der sich auf seine wohlgestalteten Glieder mit weibisch eitler Koketterie viel wusste, den aber dafür mit seinem wahren Namen zu veröffentlichen Horaz doch zu hart fand; von *Malthinus* hege ich nicht den geringsten Zweifel, dass er keinen andern als den Mäcenas bedeuten soll. Denn durch weichliche Tracht und Haltung machte sich Mäcenas nach des *Seneca* ausdrücklichem Zeugnisse bereits in den Bürgerkriegen bemerklich [100]; der discinctus des Seneca ist nichts andres als, wenn man keine Worte chikaniren will, der demissis tunicis ambulans des Horaz; Mäcenas ist, unstreitig durch diess älteste der vorhandnen Zeugnisse, das Horazische, als das Muster vornehmer und luxuriöser nonchalance, als der (wie es *Juvenal* I, 66 vortrefflich ausdrückt) Maecenas supinus für die römische Nachwelt sprüch- und stichwörtlich geworden. Ja ich glaube, die Bezeichnung *Malthinus* hatte man ihm als Unnamen eben wegen seines weibisch-auffallenden Aufzugs in gewissen Kreisen, gerade vielleicht jener republikanischen Opposition, zu der sich Horaz vorzugsweise halten mochte, gegeben, wie ohne Zweifel der *Vers* 62 vorkommende Name *Longarenus*, langer Kerl, Schlagetod, wirklich ein in den gesellschaftlichen Cirkeln der Aristokratie spottweise aufgebrachter Spitzname des *Milo* war. Warum aber schonte nun Horaz den Mäcenas so sehr, um die Nennung seines wirklichen Namens zu vermeiden? Er konnte diess möglicherweise

100) Ich werde diese Zeugnisse unten nachbringen, wo ich mich auf den Charakter des Mäcenas näher einlasse. Es wird mir übrigens Niemand nun noch zumuthen, *Madvig's* (Opuscula academica S. 64 fgg.) auch hier, wie anderwärts, allzu nüchterne Kritik noch besonders zu widerlegen, obgleich ihr neuerdings *Orelli*, *Zumpt* und *Wüstemann* beizupflichten sich beeilt haben. Wer meinen deutschen Juvenal kennt, wird wissen, dass ich dieses Gelehrten besonnenen Scharfsinn eben so hoch achte, als ich seinen Dänischen Uebermuth gegen deutsche Philologen déplacirt finde.

zum Theil aus Rücksicht auf den Virgil und Varius thun, wenn er damals bereits, wie es wahrscheinlich ist, deren Freundschaft besass; theils ehrte er ohne Zweifel die exceptionelle Stellung, die Mäcenas, der trotz seiner kleinen Schwächen und trotz der Rathgeberrolle, die er bei dem einflussreichsten, aber darum nicht beliebtesten der damaligen Machthaber übernommen hatte, sehr populär war, in der öffentlichen Meinung behauptete: aus blossen politischen Rücksichten ist es nicht wahrscheinlich, dass Horaz glimpflicher gegen Mäcenas sollte verfahren seyn, als er gegen andre notorische Anhänger des Oktavianus, den *Rufillus*, *Gargonius* (vgl. Anmerkung 94), *Cupiennius*, *Sallustius* und die Familie der *Catia* (denn diese war ja doch in diesem Einen weiblichen Gliede mitprostituirt), so wie in zwey andern *Satiren* dieses ersten Buchs (4, 94 und 10, 26) gegen den *Petillius Capitolinus*, verfuhr. Die möglicherweise zu besorgende Ahndung der Gesetze wegen persönlicher Invektive (*Episteln* II, 1, 152 fgg.) hatte er von Seiten der übrigen so gut zu fürchten, wie von der des Mäcenas; der Zorn des Machthabers, wenn er sich vor diesem gescheut hätte, drohte ihm dort wie hier: es konnte also lediglich eine subjektive Berücksichtigung seyn, die ihn abhielt, auch nach dieser Seite hin die in dieser Satire so reichlich und verwegen ausgetheilten Streiche nach der ganzen Kraft seines beissenden Sarkasmus zu führen. Diese Berücksichtigung hinderte denn gewissermassen verhängnissvoll, dass der Dichter nicht unversöhnlich mit einem Individuum brach, welchem auf den Rest seiner Lebenszeit eigens und eigentlichst anzugehören seine Bestimmung war. Denn es ist Thorheit, anzunehmen, dass eine Beleidigung, wie sie, wenn Mäcenas in dem vielbesprochnen *Verse* 25 gemeint war, in dieser Invektive lag, beyde Gemüther auf immer hätte entfremden müssen: über die Kleinlichkeiten und Peinlichkeiten moderner, besonders deutscher Klätscherei, Nachträgerei und Uebelnehmerei blieb der antike Sinn durch die Grossartigkeit der Verhältnisse erhaben, und politische wie persönliche Gegner wussten einander zu vergeben. *Cicero* ist nicht gehindert worden, den Schwiegervater Cäsar's, den er in der Rede in Pisonem vor dem ganzen Senat einen *Esel* nennt, in den Phi-

lippischen mit den ausgesuchtesten Artigkeiten zu regaliren: das war nicht wetterwendische Grundsatzlosigkeit, sondern naive Hingebung an die Regungen des Augenblicks in dem Einen Falle, und verständige Würdigung von Zeit und Stunde im andern: die Alten waren keine so profunden Rechnungskünstler, aber auch keine so grossen Heuchler wie wir. Ob nicht die anstössige Stelle der zweyten Satire den Wunsch der Freunde, *Virgilius* und *Varius*, den jungen Venusiner ihrem gemeinschaftlichen Gönner vorzustellen, erschwert habe; ob nicht möglicherweise Mäcenas in jener neunmonatlichen Frist, welche zwischen der ersten Vorlassung und der vertrauteren Annäherung verfloss, einiges ressentiment absichtlich habe empfinden lassen, das wollen wir weder bejahen noch verneinen. Die Beleidigung gegen Mäcenas, welche in jenem *fünfundzwanzigsten* Verse lag, blieb allerdings bei Herausgabe der Sammlung dieser Satiren dieselbe, die sie *vor* Aufnahme des Horaz in des Mäcenas Freundschaft gewesen (Zumpt *Leben des Horaz*, vor der *neuen* Heindorfischen Ausgabe der Satiren S. 32): allein was war zu thun? Die Satire war, mit jenem Namen *Malthinus*, bekannt und verbreitet. Sollte der Dichter sie aus Diskretion unterdrücken? Das wäre unwirksam, wo nicht unmöglich gewesen. Sollte er den Vers herauslassen, die Anspielung ändern? Das wäre nun erst recht auffallend und anstössig herausgekommen und hätte das Uebel ärger machen, ihn und seinen Freund *zugleich* compromittiren müssen. Jetzt erst wäre es ausgesprochen gewesen, dass Malthinus *Mäcenas* sey; jetzt erst hätte er laut deklarirt, er habe den Mäcenas anzapfen und beleidigen wollen; jetzt erst hätte Mäcenas kund gegeben, dass er den Stich gefühlt habe und von demselben verwundet worden sey. Das Beste und einzig Rechte thaten sie, was sie thaten; und darin zeigen sich grosse Gemüther, dass nicht das, was sie thun, *schicklich* ist, sondern dass *das* das Schickliche selbst ist, was *sie* thun. Meiner Ueberzeugung nach ist derjenige, welcher uns die zweyte Satire mitsammt jener anstössigen Invektive gerettet und unversehrt erhalten hat, kein andrer als Mäcenas selber gewesen.

Wenn übrigens der auffallende Umstand, dass in dieser

zweyten Satire fast alle namhaft angegriffenen Individuen der Partei des Cäsar Oktavianus zugehören, allerdings unverkennbar macht, dass Horaz damals in seiner Gesinnungsopposition gegen diesen Machthaber und überhaupt gegen die Sache der Triumvirn verharrte, so würde es doch ein voreiliger Schluss seyn, eben diese zahlreichen Anzapfungen für eine politische Demonstration, und die Satire selbst für einen Ausfluss politischer Oppositionslust zu halten. Eine Tendenz dieser Art, eine Absicht, dem Staatsoberhaupte in der Person seiner Anhänger wehe zu thun, ist aus der Dichtung selbst nirgends ersichtlich; seit jenem Wehrufe über den Perusinischen Krieg (*Epode* XVI) lässt Horaz die politischen Dinge für's Erste ganz unberührt. Die Ursache, dass jene persönlichen Anspielungen gerade Personen aus der Nähe des Machthabers betreffen, ist daher lediglich darin zu suchen, dass einestheils die im öffentlichen Leben, in der Aufmerksamkeit des Tages, im Gerede der Menschen den Vordergrund einnehmenden Charaktere natürlicherweise der herrschenden Partei zugehörten, während die Besiegten schon aus Klugheit sich eingezogen hielten und Aufsehen zu erregen vermieden; andrestheils Horaz gleichsam in sein eignes Fleisch würde gewüthet haben, wenn er nicht schon instinktmässig die Gegenstände seiner Verspottung in den Reihen seiner politischen Gegner erkoren hätte. Dass den Angriffen auf diese Gegner keine politische Tendenz weiter zum Grunde lag, davon ist der schlagendste Beweis der, dass dieselben theilweise auch noch in Satiren vorkommen, welche entschieden nach der Aufnahme in den Mäcenatischen Kreis geschrieben sind, wie der auf *Petillius:* von sich selbst einleuchtend ist aber zugleich, dass seit dieser Aufnahme diese Angriffe überhaupt seltner, wie zugleich an sich selbst der Ton der persönlichen Satire milder und humaner wird.

Es ist ein Argument für die verhältnissmässig frühe Entstehung der zweyten Satire, dass wir die persönlichen Erwähnungen und Anspielungen, wie die Erläuterung im Einzelnen nachweist, zu einem guten Theile noch aus *Cicero* herholen können. Ueberdiess ist der Ton fesselloser Derbheit und unumwundener Schärfe, sowohl was das Hauptthema des

Gedichtes selbst als die Form der Behandlung betrifft, unter scheinbar gänzlicher Vernachlässigung einer Fürsorge, ob auch nicht das Zartgefühl der Leser mehr, als dem Dichter erwünscht seyn kann, verletzt werde, in keiner der übrigen Satiren dermassen auf die Spitze getrieben, wenn schon sich die angeborne Grazie der Horazischen Muse auch hier noch zu enthalten gewusst hat, uns etwa die kolossalen Nacktheiten der Juvenalischen darzubieten.

Der Umstand, dass in dieser zweyten Satire nirgends eine Spur kriegerischer Zustände zum Vorschein kommt und vielmehr die Laster, deren sarkastische Heimsuchung sich in derselben der Dichter zum Geschäfte gemacht hat, mit *Shakspeare* zu reden, zum „Ueberflusse des Friedens“ gehören; desgleichen dass die Stimmung des Dichters selbst eine gelassene, gewissermassen behagliche und schadenfrohe, üppigen Ruhezeiten für den Zuschauer angemessene Haltung bethätigt, machen mir es wahrscheinlich, diese Satire nicht während des Perusinischen Kriegs, aber eben so wenig vor demselben, als die Zeit noch bedrohlich und das Gemüth Horazens noch selbst in zu stürmischer Verfassung war, um sich an längere und aushaltendere Arbeiten dahingeben zu können, verfertigt zu achten. Sie scheint mir zugleich mit dem Gedanken, von nun an seinen sittlichen Zorn keineswegs bloss in gelegentlichen und speciellen Expektorationen über Individuen (*Epoden*), sondern in allgemeinen und generellen satirischen Sittenschilderungen (eigentlichen *Satiren*) zu ergiessen, nach im Frühling 714 eingetretenen Frieden und während einer wenigstens in der Hauptstadt sich mehr und mehr bevestigenden Musse entsprungen zu seyn. Ihr in der Zeitfolge am Nächsten scheint mir Satire 4 zu stehen, theils weil sich der Dichter in dieser (*Vers* 91 fg.) ausdrücklich auf jene bezieht, theils weil auch hier noch keine Erwähnung des Mäcenas im Guten vorkommt, zu welcher sich, wenn die Bekanntschaft bereits vollzogen gewesen wäre, der Anlass eben so leicht hätte ergeben müssen, als diess Satire 3, 64 der Fall ist: ja man wird mir nicht viel einwenden können, wenn ich behaupte, dass Horaz ästhetisch und moralisch verpflichtet war, in der ersten Satire, die er seit Anknüpfung jenes Verhältnisses

dichtete, auf irgend eine Weise die Anzüglichkeit, welche er dem nunmehrigen Gönner in der zweyten Satire hatte widerfahren lassen, ipso facto zurückzunehmen; was nicht einfacher zugleich und entschiedener, als durch eine verbindliche Einflechtung des jetzt verehrten Namens, geschehen konnte. Da nun diess eben 3, 64 in einer Weise geschieht, dass man gar wohl den Ton einer noch etwas befangenen und zurückhaltenden Annäherung inne wird, so hat man ohne Frage richtig geurtheilt, dass diese *dritte* Satire das erste Lebenszeichen der frisch eingegangenen Bekanntschaft sey, und dieselbe Ausgangs 716 oder Anfangs 717 gesetzt, so dass für die vorangehende *vierte* Satire sich von selbst das Jahr 716 oder 715 auf 716 als Abfassungszeitraum herausstellt. Ob indessen zwischen Satire 2 und 3 Horaz auch noch Satire 7 und 8 seines *ersten* Buchs abgefasst habe, oder diese beyden ebenfalls bereits in die Bekanntschaftszeit mit Mäcenas gehören, das bleibt eine obschwebende Frage. Satire 7 hielt man früher insgemein für die Erstlingsfrucht von Horazens satirischer, ja überhaupt seiner Muse. Man muss jedoch eingestehen, dass die objektive, beinahe ironische Kaltblütigkeit, mit welcher der Name *Brutus* diesem dichterischen Anekdötchen eingewebt ist, eine solche Voraussetzung wenig begünstigt, da sich Horazens Gemüth bei der noch neuen Beschwichtigung seines republikanischen Kampfmuthes gewiss eben so wenig überwand, irgend eine seiner kriegerischen Erinnerungen in poetischer Form auf eine solche Weise darzustellen, die man auch nur entfernt ihm hätte als eine bereits eingetretene Gleichgültigkeit gegen diese Erinnerungen auslegen können, als er seine individuell gemeinten satirischen Ausfälle auf die eigne besiegte Partei ausdehnte. Erst als diese Erinnerungen durch die Zeit auch ihm rein historisch geworden waren, und die poetische Bearbeitung einer an sich harmlosen Geschichte, bei der auch des Brutus eigner Antheil diesem edlen, dem Dichter bis in sein spätestes Leben theuren und heiligen Namen nicht im Mindesten präjudicirlich erschien, der Liebe und dem Hass der Parteien gleich sehr entrückt blieb, konnte ihm diese Mittheilung absolut unverfänglich bedünken. Sie trägt ganz das Gepräge einer in gemüthlicher Stunde ausgebornen

Ergötzung eines die menschliche Thorheit in allen Gestalten und an allen Parteien einem anständigen Scherze zu unterziehen gleich sehr geneigten und bereiten geistreichen Kreises. Insoweit also ist Herrn *Franke* in seiner Erörterung Fasti S. 101 fgg. unstreitig Recht zu geben, wenn er diese *siebente* Satire keineswegs für eine in der noch frischen Aufregung der Philippischen Lagereindrücke zu Stande gekommene Produktion hält: geht er aber weiter, und glaubt in der Parallelisirung des Hektor und Achilles *Vers* 11 fgg. eine Anspielung auf die Collision des Jahrs 718 zwischen *Sextus Pompejus* und *Cäsar Oktavianus* zu finden, so würde diess eine scharfsinnige Vermuthung genannt werden müssen, wenn in irgend einer Weise von einer Parallelisirung des *Antonius* und Oktavianus die Rede seyn könnte: für den Sextus Pompejus zeigt sich von Seiten Horazens nirgendwo eine Sympathie, welche in Betreff seiner zu einer solchen Vermuthung berechtigen könnte, und die Assertion *Vers* 14 fg. nisi quod *virtus in utroque Summa fuit* steht in so grellem Gegensatze mit der unverhaltenen Freude über die Besiegung jenes seeräuberischen Abenteurers *Epode* IX, 7 fgg., dass eine reifliche Erwägung der sittlichen und politischen Motive, welche wir Horazens Grundsätzen unterzulegen haben, von gedachter Vermuthung unbedingt abstehen muss. Ob dessenungeachtet die siebente Satire dem Kampfjahre zwischen Sextus und Oktavianus 718 gleichwohl angehöre, bleibt hienach unausgemacht, ist auch in sich selbst eine gleichgültige Sache: müssen wir aber dem Stücke durchaus eine Zeit anweisen, so dient gedachtes Jahr so gut als jedes andre; ein spätres immer minder, als ein früheres. Aehnliche Unsicherheit wird zunächst noch über Satire 8 ruhen bleiben. Wenn schon auch sie den Namen des Mäcenas nicht enthält, so scheint doch allerdings die Anpreisung der jetzigen gesunden Luft und anmuthigen Kommlichkeit auf dem Esquilinischen Stadtbezirke, wo vorher ein unheilvolle Dünste ausathmender Kirchhof gewesen (*Vers* 8 fgg.), als ein Kompliment für Mäcenas, den Schöpfer dieser Umgestaltung, gefasst werden zu sollen. Mit Recht aber bemerkt *Franke* S. 103 fgg. dass zur Zeit nur erst von dem dort frisch angelegten Parke (*Vers* 7), noch keineswegs auch

von dem zugefügten berühmten Wohnpalais des Mäcenas die Rede sey, wir also von *diesem* Punkte her keine Veranlassung haben, die Abfassung dieser Satire mit *Kirchner* Quaest. S. 16 in das Jahr 721 hinauszuschieben, wo allem Anscheine nach Mäcenas im Baue dieses Pallastes begriffen war [101]. Vielmehr, da die Haupttendenz der fraglichen Satire auf eine Verspottung der famosen *Canidia* hinausläuft, werden wir jenes Gedicht so ziemlich als mit den diese Person betreffenden Epoden V und XVII gleichzeitig zu denken haben. Nun lässt die Erwähnung *Neapels* Epode V, 43 keinen Zweifel, dass Horaz damit auf einen nicht lange vorhergegangenen Aufenthalt in dieser Stadt zurückdeutet, welcher in dieser jetzigen Lebensperiode des Dichters lediglich entweder vom Jahre 712 auf 713 bei der Heimkehr von Philippi, oder im Frühjahr 717, bei der von der Brundisinischen in Gesellschaft des Mäcenas gemachten Reise (Satire 5), stattgefunden haben kann [102]. Der erste dieser möglichen Fälle würde der Zeit nach für Satire 8 gar zu weit zurückliegen, die wir am sichersten und evidentesten mit *Franke* in das Jahr 718 setzen; so dass derselben *Epode* V in einem verhältnissmässig nicht gar langen, gewiss nicht Jahre einnehmenden Zeitraume vorangegangen, *Epode* XVII aber nachgefolgt wäre [103]: es bleibt daher nur der zweyte übrig, die Epoche der Brundisinischen Reise, bei der heimwärts Horatius gar wohl Neapel berühren konnte.

Diese Brundisinische Reise, deren Zeitabschnitt auf das Frühjahr 717 durch *Kirchner's* unwiderlegliche Argumentation Quaestiones Seite 54 fgg. ein für allemal bestimmt ist, zog offenbar das Band zwischen Mäcenas und dem Dichter zur

101) Die Hauptstellen über diese berühmte turris Maecenatiana s. bei den Ausll. zu *Oden* III, 29. *Kirchner's* Vermuthung beruht auf *Satiren* II, 3, 308 fgg. Fertig war der Pallast 723; s. *Epoden* IX, 3.

102) Die fragliche Epode ist desswegen dennoch ihrem Schauplatze nach auf Rom selbst und nicht auf Neapel zu beziehen, was die *Suburanischen Hunde* Vers 58, die *Esquilinischen Vögel* Vers 100, und gewiss auch der vornehme Knabe selbst, beweisen.

103) Diese Reihenfolge ergiebt sich aus dem Zusammenhange und Inhalte der fraglichen Gedichte selbst. Vgl. *Franke* S. 129 fg.

innigsten Vertraulichkeit zusammen, und macht daher in des letztern Leben ganz eigentlich Epoche: wie denn auch deren elegante und genialische Schilderung Satire 5 das Meisterstück dieses ersten Buchs, das objektivste und poetischeste Blüthenwerk desselben ist, wenn schon es dem subjektiven Urtheile allerdings an Motiven nicht fehlen möchte, die tiefe Gemüthlichkeit und das edle Selbstbewusstseyn in Satire 6, oder die dramatische Lebendigkeit und psychologisch scharfe Charakteristik in Satire 9 dermassen geltend zu machen, dass man überdie Preiswürdigkeit dieser drei Stücke zu rechten versucht würde. Von der Zeit dieser engeren Intimität mit Mäcenas an mehrte sich ohne Zweifel die Zahl derjenigen, welche nach dem ersten Auftauchen der Horazischen Satire, als einer seit *Lucilius*, der einer kühnen und freimüthigen Zeit angehört hatte, schlummernden Gattung, diese Neuerung unter allerlei Vorwänden, besonders aber dem einer muthwilligen Störung des privatbürgerlichen Anstandes und Friedens (*Satire* 4, 34 fgg.), verdächtig und gehässig zu machen suchten: zu dem kleinen Neide, den das zuversichtliche Ergreifen einer ungewöhnlichen Aeusserungsweise des Dichterberufs schon ästhetisch erregte, kam nun der grössere, ein so dreistes und, wie man vorauszusetzen ein Recht zu haben glaubte, medisantes Talent hervorgezogen und eines vornehmen Umganges gewürdigt zu sehen. Hatten vorher wohl bereits einzelne Nachfragen stattgefunden: „Wer *ist* denn der Vorlaute, welcher es wagt, uns unsre Schwächen, Inconsequenzen, Unlauterkeiten und *unter dem Brustriemen verborgenen Geschwüre* [104]) aufzudecken und vorzurücken?“ eine Nachfrage, die bei dem, trotz althergebrachter republikanischer Freiheit und Gleichheit, in Examinirung der Stammbäume, gleich allen Republikanern, lächerlich vorurtheilsvollen und kindisch eitlen römischen Volke sehr an der Tagesordnung war — so gesellte sich nunmehr der gemeine Verdruss der lungernden, dem öffentlichen Dünkel nach dem Munde redenden, ihren Weg auf ausgetretenen Pfaden suchenden Schöngeister hinzu, der die Aufmunterung von oben nicht nur seinen eignen vermeintlich

104) *Persius* IV, 44.

nationalen und patriotischen Bestrebungen entzogen, sondern gar nach einer Seite hin gewendet hielt, die vielmehr Strafe als Lohn zu erwarten gehabt hätte. Dieser Verdruss musste daher alle Waffen hämischer Nachrede und herabsetzender Verunglimpfung wider die Person des Dichters in Bewegung setzen. Er lehnte sich dabei auf Horazens sichtbare Neigung, den Werth der *Ennianischen* Dichterperiode, an welchem das Zeitalter aus von den Vätern überlieferter ununtersuchter Ehrfurcht hinanstaunte, wo nicht herabzudrücken, doch auf ein kritisches Maass zurückzuführen, das der Möglichkeit, diesen Werth einer älteren Zeit überbieten und die lateinische Poesie in zeitgemässer Weise neu beleben und höher steigern zu können, Raum gäbe: solch ein Unterfangen musste den Altgläubigen, dem biedern römischen Spiessbürger, der vor nichts grösseren Respekt empfand, als eben vor dem, was seinen Vätern gut geschienen hatte, eine Verwegenheit, eine Blasphemie dünken, und eben jene, wie es scheint, der Menge, dem Spiessbürgerthum selbst angehörenden Schöngeister wussten da den römischen John Bull an seiner kitzlichen Seite zu fassen, um ihm den jugendlichen, keck emporstrebenden *Neuling* (in Abkunft und poetischer Tendenz) als einen erzgefährlichen Höllenbrand abzumahlen. Was die ästhetische Seite dieses Parteizwistes betrifft, so dürfen wir hier auf das schon oben bei Gelegenheit des Verhältnisses, welches Horatius gegen seinen Lehrer *Orbilius* einnahm, Bemerkte verweisen: die einzelnen Spuren der Anfechtungen, welche Horaz zu erleiden hatte, so weit sie aus Aeusserungen seiner Gedichte und aus der dürftigen Nachhülfe der Scholiasten erkennbar sind, hat *Weichert* in einer eignen Abhandlung de Horatii Obtrectatoribus vom September 1821, wieder abgedruckt in seinen Poetarum latinorum Vitae et Reliquiae Seite 270 fgg. verfolgt. Indess ist das Resultat insofern gering zu nennen, als wir ausser den Namen dieser Neider, *Pantilius*, *Demetrius*, *Fannius*, den beyden *Tigellius* und schliesslich *Mävius* (*Epode* X), die uns der Dichter selber überliefert hat, über ihre Persönlichkeiten doch nichts Charakteristisches erfahren können. Wie sollte diess auch zugehen? Der Charakter aller Gemeinheit ist eben die Charakterlosigkeit; und wüssten wir auch das

Leben eines jeden feigen und gesinnungslosen Wichtes, der eine Zeitlang in die Welt- und Gemüthsanliegen einer bedeutenden Epoche mit hineingebelfert hat, von der Wiege bis zum Grabe nach jedem einzelnen Momente herzuerzählen, so würde gleichwohl das Facit ein für allemal auf ein Nichts herauskommen, in welches einen Zusammenhang bringen zu wollen von vornherein verlorne Mühe bleibt. Die interessanten Einzelheiten, welche bei solchen Untersuchungen sich über antikes Leben und Verhältnisse überhaupt gleichsam als opus supererogationis ergeben, sind daher meist dasjenige, um dessentwillen es gleichwohl ganz eigentlich der Mühe lohnt, dergleichen Untersuchungen anzustellen; und man kann dabei dem Philologen, wenn er seiner Arbeit aller Nichtigkeit der Hauptsache zum Trotz einen wissenschaftlichen Werth mitzutheilen gewusst hat, zurufen, wie es am Schlusse des *Wilhelm Meister* heisst: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand!"

Die Verkleinerungen, welche dem Horatius wegen seiner Herkunft von einem freigelassenen Vater zu Theil wurden, hat der Dichter *Satire* 6 mit grosser Würde und hohem Gesinnungsadel in ihr wahres Licht gesetzt; seine ästhetischen Grundsätze hat er *Satire* 10, in Fortsetzung und näherer Begründung von *Satire* 4, nachdrücklich vertheidigt. Beyde Werke können chronologisch nicht weit aus einander liegen, und namentlich darf man sich Satire 10 wegen des Bezugs auf Satire 4 in Betreff des *Lucilius* nicht durch einen gar zu langen Zwischenraum getrennt denken. Vielmehr würde man diese Dichtung als unmittelbar auf die *vierte* Satire folgend anzunehmen haben, wenn nicht zwischen beyde die auf die mit Mäcenas eingegangene Bekanntschaft deutenden, wenigstens nämlich 3 und 5, nothwendig eingeschoben werden müssten, da 10, 81 diese Bekanntschaft bereits in aller Form der Vertraulichkeit eingeführt wird. Beyde Stücke, Satire 6 und 10, sind daher mit vollster Wahrscheinlichkeit den Jahren 717 und 718 zuzuweisen; und ich stimme nur insofern dafür, Satire 6 als die frühere anzusehen und noch Ausgangs 717 zu verlegen, als die *Verse* 34 fgg. allerdings auf eine unverkenn-

bare Weise Funktionen umschreiben, die mit denjenigen die grösste Verwandtschaft zeigen, welche dem Mäcenas im Jahre 718, als Cäsar Oktavianus wider den Sextus Pompejus auszog, unter dem Titel eines *Stadtpräfekten* übertragen wurden; obgleich Horaz eigentlich die eines *Volkstribunen* bezeichnen will. Wäre Mäcenas mit dieser ausserordentlichen Gewalt schon damals bekleidet gewesen, so hätte Horaz an jener Stelle sich ohne die grösste Unschicklichkeit gegen seinen Gönner nicht so ausdrücken können, wie er thut, ja er musste eine Erörterung über diese Art Gewalt gar nicht herbeiführen; und auch späterhin konnte es sich nicht sonderlich ziemen, sie im Wege der Volkswahl mit einem Emporkömmling vereinigt zu denken, nachdem dieselbe als ein Amt des Vertrauens von Seiten des höchsten Machthabers auf des Mäcenas Schultern geruht hatte [105]. Daher hat *Franke* (Fasti S. 100) Recht gethan, diese Gründe geltend zu machen, um mit *Wieland* die *sechste* Satire in das Jahr 717 zu setzen; wie ihm denn gewiss auch bei der *zehnten* wenigstens in so weit beizupflichten ist, wenn er dieselbe (Seite 106) in's Jahr 719 zurückverlegt, gegen *Spohn*, *Weichert* und *Kirchner*, die sie auf 723 hinausschieben: unsrer Ueberzeugung nach reicht aber ihre Abfassung gewiss nicht über 718.

Von denen, welche sich darüber nicht zufrieden geben konnten, den Horatius einen Weg der Ehre und Gunst bei den Vornehmen machen zu sehen, bewiesen sich unstreitig diejenigen als die Klügsten, welche ihm diese Kunst nachzumachen sich vorsetzten: sie begriffen nur nicht, dass es eine solche Kunst ausser dem Genius des Glückes und des Geistes

105) Es darf uns wenig wundern, dass Horaz, in jenen früheren Satiren noch ganz die republikanischen Verhältnisse im Auge habend, obgleich er selbst noch in jener Epoche damit eigentlich die Geschichtszustände zurückdatirt, diejenige vollständige Majestätsvollkommenheit an die Person des Volkstribunen anknüpft, welche Oktavian gleich darauf mit so unbegränzter Vollmacht seines Zutrauens dem privatus Mäcenas, *als seinem Stellvertreter*, übertrug: die ganze Kaisergewalt war ja nichts, als das Involut des republikanischen Tribunenamtes, und die Majestät der Cäsaren schrieb ihr Recht her aus der von fünf zu fünf Jahren durch August klug erneueten potestas tribunicia.

nicht giebt; dass Ungeschick und Plumpheit selbst bei der besten Laune des Geschicks nicht vorwärts zu bringen sind; dass, wenn manchmal der Himmel allzu nachsichtig scheint, das Unverdienst, welches sich den Schein des Verdienstes zu geben weiss, über Gebühr zu fördern, während das wirkliche Verdienst, weil es den Schein verachtet, zurückbleibt: diese Ungleichheit doch niemals so alles Maass überschreitet, dass sie auch das baare Unverdienst in seiner nackten Roheit zu Ehren brächte. Den Leuten nun, welche ihn in Verdacht hatten, er sey durch niedrige Schmeichelei und schlaue Künste zu des Mäcenas Freundschaft emporgestiegen, ertheilt Horaz in seiner *neunten* Satire eine geistreich nachdrückliche, ihn selbst abermals in ein würdiges Licht sittliches Adels stellende Lektion: diess in einem Herbste (s. unsren Commentar zu *Vers* 69) verfasste Gedicht haben wir die Wahl, ebenfalls noch dem Jahre 718, oder wenn dann auf dieses Jahr dieser zierlich ausgearbeiteten und geistvollen Dichtungen zu viele kommen, dem Jahre 719 zuzuschreiben: denn im letzteren ist nach wahrscheinlicher Vermuthung die chronologisch letzte Satire des gesammten ersten Buchs, nämlich die erste selber, verfasst, und darauf ohne Zweifel dieses *erste* Buch als ein Ganzes entweder sofort, oder doch gewiss nicht später als 720 herausgegeben [106]).

106) Der Hauptgrund, dass *Satiren* I, 1 im Jahre 719 verfasst worden, ist *Vers* 114 fgg. als deutliche Nachahmung von *Virgil's* Georgica I, 512 fgg. (s. zu der *Horazischen* Stelle). Das erste Buch der Georgica nämlich erschien zum erstenmale 719: s. *Voss* zu III, 27, S. 529; eine öffentliche Anspielung auf eine Stelle desselben *vor* dessen Bekanntmachung lässt sich von Seiten des Horatius nicht voraussetzen; eben so wenig aber, dass nach Vollendung dieser *ersten* Satire, die dem ganzen Buche deutlich als Prolog dient, die Herausgabe des Ganzen sich lange verzögert habe. *Kirchner* hat zwar in seinen Quaestionibus S. 12 fgg. nachzuweisen gesucht, dass *beyde* Bücher der Satiren im Jahre 726 *zusammen* herausgegeben seyen: da indess seine *äussern* Gründe hier der sonst an diesem Kritiker zu findenden schlagenden Treffkraft entbehren, so halten wir uns an den von *Franke* Fasti S. 21 fgg. vorzugsweise geltend gemachten *innern*, dass ein zu wesentlicher Unterschied im Charakter des Inhalts beyder Bücher stattfindet, um eine solche Herausgabe beyder zusammen evident zu machen.

Wir haben diese Erörterung über die Zeitbestimmung der einzelnen Satiren in Horazens erstem Buche noch über die Zeit seiner Einführung bei Mäcenas und bis zum Schlusse selber hinausgeführt, um so das Zusammengehörige gruppenweise beisammen zu erhalten. Denn es ist keine Frage, dass diess erste Buch der Satiren nicht bloss äusserlich ein Ganzes für sich bildet, sondern auch innerlich und seinem specifischen Gehalte nach sich von dem zweyten charakteristisch unterscheidet. Die Bestandtheile dieses ersten Buchs sind sporadischer Natur, sie bewegen sich noch nach den Extremen der Ansichten hin, sie setzen den Kampf wider die Wirklichkeit, welchen der Dichter mit den Waffen in der Hand zu führen hatte aufgeben müssen, mittelst des Griffels fort, er erringt sich in ihnen gleichsam erst den Boden für ein seiner innersten Subjektivität angemessenes Bestreben, obwohl ihm zur Zeit noch keine grosse Sorge erwächst, diesen Boden eigentlich und zu bleibendem Besitze zu gewinnen. Es ist vielmehr noch ein gänzliches Indentaghineinleben zu gewahren: durch das ganze Buch weht ein Athem jugendlicher Keckheit und naiver Harmlosigkeit, bei entschiedener Superiorität des Geistes und des gestaltenden Vermögens; der junge Löwe zeigt die Klaue, braucht sie aber, wo man sich erdreistet, mit ihm übermüthig zu spassen, dass dem Herausforderer der Scherz vergeht. Durchaus ist es noch das Subjekt, welches sich hier auf seinem Tummelplatze vor uns entfaltet: dagegen das zweyte Buch den reifenden Mann zeigt auf der Höhe seines künstlerischen Bewusstseyns: er weiss sich der persönlichen Affektionen humoristisch zu entäussern: er meistert die Welt nicht mehr, er erklärt sie ihr selber: sein subjektives Streben ist beruhigt; und wenn er der angebornen Mittheilungslust aus geselligem Bedürfniss huldigt, so ist es, um auf einem jetzt unbestrittenen Felde sich selbst und andern einen reinen Genuss zu bereiten. Es ist daher allerdings die grösste innere Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass Horatius nicht zwey so heterogene Partieen eines gemeinschaftlich betitelten Werkes zu gleicher Zeit veröffentlicht habe. Das *erste* Buch trägt den Stempel seiner Entstehung zwischen den durch einander gährenden Aufregungen der erlöschenden Republik, eines pro-

testirenden, polemisirenden, sich isolirenden Princips: ein mit zerbrechlichem Fahrzeuge im Sturm von seinem Pfade abgeschlagener Schiffer sucht ohne andern Leitstern, als seinen frischen Muth und entschlossenen Sinn, durch die schwankenden Wogen auf gut Glück einen Hafen; er hat alles unnöthige Reisegeräth über Bord geworfen und fühlt, dass er Alles, was ihm das Leben noch reichen kann, in seiner Brust trägt. Das zweyte Buch beurkundet die Einflüsse der Monarchie, die Anerkennuug, die Sympathieen, den Mitgenuss eines vornehm behaglichen Daseyns, das der Menschheit nicht grollt, wenn es auch deren Mängel klarer als je durchschaut; dem das bunte Treiben der sittlich gesellschaftlichen Elemente zum Schauspiele geworden ist; das aber gleichwohl eines treugesinnten Antheils an demselben sich nicht erwehrt. Zu den Füssen des auf sichres Land Geretteten plätschern, für ihn gefahrlos, die noch immer beunruhigten Wellen, und menschenfreundlich steckt er den fortwährend umirrenden Genossen seines Schicksals ein Bergungszeichen am Ufer aus.

Ehe wir jetzt in Horazens Lebensgeschichte weiter schreiten, gebührt es, die Frage nochmals aufzunehmen, ob denn nicht auch unter den *Oden* unsres Dichters eine und die andre seyn möge, welche wir in eine verhältnissmässig frühere Zeit zu setzen haben möchten, als man insgemein, zufolge der universell ausgedrückten Annahme, dass die Horazischen Oden erst nach den Epoden und Satiren entstanden seyen, vorauszusetzen pflegt. Man hat hiebei mehr äussere Geschichtsdata, als, wie man hätte thun müssen, die Gesetze, welche aus der Natur einer jeden Dichtart von selbst fliessen, zu Rathe gezogen. Wir haben es bereits angedeutet: glücklichen Liebesgenuss, positive Güter der Freundschaft und Herzensgenüge, konnte Horatius nicht in *Epoden* oder *Satiren*, als ablehnenden und polemischen Dichtarten, verherrlichen wollen: haben wir also in den lyrischen Gedichten überhaupt Spuren einer frühen Zeit, so muss uns das, dass man die Herausgabe der *Oden* später als die der *Epoden* und *Satiren* setzt, nicht abhalten, diese Spuren zu verfolgen. Was die Liebesoden betrifft, so ist das Hiehergehörige bereits oben angeführt: aber sicherlich sind auch in anderweitigen Argu-

menten einzelne Oden frühzeitig gedichtet, und Horaz hat nicht, der Bannalregel, die man darüber aufgestellt hat, zufolge, sein dreiunddreissigstes Jahr herankommen lassen, ehe er, der so stolz darauf ist, des Alcäus und der Sappho Weisen Italischen Saiten anbequemt zu haben, sich dem höchsten Fluge der Lyrik überliess. So halte ich vor allen andern die Ode *an Septimius* II, 6 für die Frucht einer verhältnissmässig frühen und über die ersten Jahre seiner Rückkehr nach Rom nicht hinausgehenden Zeit [107]): die *Vers* 5 fgg. ausgesprochne Sehnsucht, dereinst Tibur als Sitz des Alters bewohnen zu können, wäre *nach* erlangtem Sabinum eine Absurdität gewesen; das Argument daher, dass die Ode *vor* diese Erlangung zurückgehen müsse, ist unwiderleglich. Also hatte *Kirchner* (Quaestiones S. 5, 8 und 31) ganz recht, einen chronologischen Anhaltepunkt vor der Epoche 721 aufzusuchen, den er in den frischen Eindrücken von Tarent, die *Vers* 10 fgg. so appetitlich geschildert werden, auf der Brundisinischen Reise fand, und daher die Ode mit vollem Recht 718 setzte [108]).

107) Wenn aus *Vers* 6 und 22 dieser Ode *Franke* Fasti S. 176 auf ein vorgerückteres Alter des Dichters schliessen will, so finde ich das etwas spitzfindig. Wie oft preisen Jünglinge die idyllische Ruhe des Alters, Greise die Blüthenfrische der Jugend; wie oft denken sich jene einen frühen, durch die Thränen der Geliebten verschönten Tod, während diese nicht lange genug leben können! Was aber *Vers* 2, Cantabrum indoctum juga ferre nostra, betrifft, so ist klar, dass diese Bezeichnung eben so gut von einem Volke gelten kann, das, mit den Römern so eben im Kriege begriffen, mühsam besiegt wird, als von einem, das, *noch gar nicht angegriffen*, nur im Rufe unbändiger Freiheitsliebe steht. Es kommt also nur darauf an, zu wissen, ob meinetwegen bereits 713 fgg. von Cantabrern überhaupt die Rede seyn konnte; und davon werden wir uns unten überzeugen (s. gegen Anmerkung 193 zu), da zwar die Unterwerfungskriege mit diesem Volke erst 725 begannen, die Verwicklungen mit demselben aber bereits in Cäsar's Gallischem Kriege eintraten.

108) Ich setze sie noch lieber 717 gleich nach der Heimkehr, wo die Erinnerungen an schöne Gegenden, die man gesehen hat, aber auch an die Reisestrapatzen ein doppeltes Gefühl erregen; letztere, des behaglichen Zuhausesitzens an Ort und Stelle, erstere der wählerischen Lust, wo man denn, wenn es gölte, dereinst seinen Pilgerstab am liebsten niederlegen möchte.

Nächst der Ode an Septimius dürfte die kameradschaftliche Begrüssung des *Pompejus Varus* [109]) II, 7 in die frühste Periode von Horazens Rückkehr aus der Schlacht von Philippi zu setzen und gegen *Masson's* Annahme, der sie 715 datirt, wo kraft des Misenischen Friedens allen Geächteten die Heimkehr freigestellt wurde, nicht Allzuerhebliches einzuwenden seyn. Die laurus mea *Vers* 19 will mir durchaus so wichtig nicht scheinen; wenigstens sollten die, welche diesen Lorbeer schlechterdings an das Sabinum knüpfen, sich erinnern, dass sie dann mindestens auch die Consequenz, dass der Besitzer des Sabinums sich nicht nach Tibur sehnen durfte, für die vorhergehende Ode einräumen mussten. Hätte denn Horaz nicht im cavaedium oder impluvium seiner städtischen Wohnung einen Lorbeerbaum haben können, wo er mit seinem Freunde im Schatten hätte ein Glas auf die alten Zeiten leeren mögen? Triftiger dürften *Grotefend's* Einwendungen seyn, dass Leute mit dem Namen *Pompejus* nicht zu den frühe Zurückgekehrten gehört haben möchten (weil sie unstreitig mit dem Patrone ihres Namens, *Sextus Pompejus*, bis zu dessen Ende aushielten), und weil dem Pompejus Varus *Vers* 18 ausdrücklich eine militia longa zugetheilt wird; daher er wohl, wie sein Namensvetter *Grosphus*, erst nach der Niederlage von 718 zurückgekehrt seyn möge. Auch so dürfen wir die Ode immer noch jedesfalls 718 oder 719 anberaumen.

Bei diesen beyden Oden an persönlich Befreundete hat bereits frühern Bearbeitern eine Ahnung des Richtigen vorgeleuchtet. Nun aber scheint mir keinen Augenblick zu zweifeln, dass *Kirchner* auch mit vollem Rechte *Oden* I, 28 *an den Archytas*, und III, 13 *an den Quell Bandusia*, in jene jugendlichere Periode, in die Zeit vor Erlangung des Sabinums, vorrückt, und diese Oden 717 auf der Brundisinischen Reise gedichtet hält; womit allen Quälereien der Interpreten, die besonders in Betreff besagter Quelle ingeniös ausgefallen sind, ein Ende gemacht wird. Wir dürfen aber getrost in

109) Dass nämlich dieser, nicht *Pompejus Grosphus*, Gegenstand der Ode, und beyde zweyerlei Personen seyen, muss hier aus Anmerkung 28 nochmals erinnert werden.

dieser Zurückstellung der Odenchronologie noch weiter gehen. Jener jugendlich resolute Aufruf, lustig und guter Dinge zu seyn, so lange es die Parce vergönnt, jenes antike: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht," welches, wie diess modern gemüthliche Volkslied, nicht ohne einen Anstrich melancholischer Unheimlichkeit ist, jene *Ode an Sextius* I, 4, entspricht frappant eben jener ersten lyrischen Periode, wo Horaz noch zwischen dem Epoden- und dem Odentone schwankte; das Gedicht hat noch die epodische Form, es spricht mit dreister Entschlossenheit, ohne Linderung und Reserve, aber eben drum so recht im Geiste eines augenblicklichen Extrems, den resignirten Abschluss mit jeglichem ernsten Lebenszwecke aus, welcher nur den aus dem Schiffbruche höherer Bestrebungen so eben entkommenen Republikaner kleiden konnte. Ich würde gar nichts einwenden, wenn jemand diess Lied geradezu 714 oder 715 setzte. Dessgleichen scheint mir eher wahrscheinlich als nicht, dass die Ode *an Agrippa* I, 6 nicht erst 723 oder später, sondern auch etwa 718 gedichtet seyn müsse; worüber ich meine Gründe noch weiter entwickeln werde. Die lebhafte Heraushebung der Liebeslust spricht dafür, und die Bekanntschaft mit *Agrippa* war ohne Zweifel der mit *Mäcenas* sehr bald nachgefolgt. Die Ode *an Munatius Plankus* I, 7 kann in wenig andrer Zeit als die an Septimius gedichtet seyn, wie die Anpreisung *Tiburs* Vers 13 fg. in einer der ähnlichen Stelle jener Ode sinngleichen Wendung lehrt. Sie gehört jedesfalls eben so gut, wie jene, vor 721, wo die Besitznahme des Sabinums erfolgte. Auch *Ode* 9 *an Thaliarchus* hat jene kurzgefasste Resignation der ersten Zeit nach der Rückkehr von Philippi: der Berg *Sorakte*, im Gebiete der Falisker, auf dem rechten Tiberufer, war schwerlich aus dem Winkel des Sabinums, wohl aber von den Höhen Roms zu sehen. Auch wäre es abgeschmackt gewesen, auf dem Sabinum des Sabinerweins zu gedenken. Dass der *Thaliarchus* der Symposiarch oder Zechmeister, nicht ein bestimmtes befreundetes Individuum sey, lehnt der Zusammenhang des Gedichtes gänzlich ab. Dagegen ist die Aehnlichkeit des Inhalts mit *Epode* XIII, auf welche *Dillenburger* aufmerksam macht (der nämliche, der den thaliarchus klein

schreibt), nicht zu verkennen und bestätigt die chronologische Gleichzeitigkeit beyder Stücke.

Die Palinodie *Oden* I, 16 gehört unfehlbar einer Periode zu, wo die Verfertigung bissiger und schmähsüchtiger Epoden, dergleichen, wie wir gesehen haben, am Meisten die ersten und früheston des Dichters gewesen sind, in nicht zu gar langem Zeitraume zurücklag: es ist also unfehlbar, dass, wenn man mit diesem Gedichte nach 724, 725 oder 726 vorwärts will (vgl. *Franke* S. 153), diese Jahre eine Verspätung mit sich führen. Obwohl nun, wie wir gezeigt haben, an einen Zusammenhang dieses Gedichtes mit dem Namen *Canidia* nur fälschlich gedacht wird, so steht doch nichts im Wege, dass wir dasselbe gleichzeitig mit den Händeln setzen, in die der Dichter gegen diese böse Zauberin sich verflochten sah; ja, der Gegenstand der Ode konnte allerdings auch wohl persönlich *ein Ziel der Verfolgungen* Canidia's seyn, und sich Horaz um des Hasses gegen diese willen desto mehr gedrungen fühlen, jenem diese poetische Genugthuung zu geben. Kurz, ich setze das Gedicht 717 oder 718. Das *Trinkgedicht* I, 27, in seiner ganzen Fassung künstlerisch nicht zum Besten gerathen, wird keinem späteren Zeitraume anheimfallen können. *Oden* III, 24 endlich gedenke ich unten als gleichfalls in diese erste Epoche der Horazischen Lyrik gehörig nachzuweisen.

Indem wir nun uns zu des Horatius Vorstellung bei *Cajus Cilnius Mäcenas* [110]) zurückwenden, sind einige Worte über diesen bis in die neuste Zeit ungleich beurtheilten [111]) Charakter an ihrer Stelle. Das Alterthum nach des Mäcenas Lebzeiten gedenkt desselben sprüchwörtlich als eines Urbilds weichlicher Verzärtelung und fassungsloser Unmännlichkeit [112]),

110) Ueber die Namen des Mannes s. unsre Erörterungen zu Anfang von *Satiren* I, 6.

111) So muss man sich wundern, dass *Drumann* in seinem bekannten Werke desselben Einflüsse auf Oktavianus nirgends einer näheren Erörterung würdig befunden hat, und den Stifter der römischen Monarchie durch und durch bloss aus eignen Eingebungen handeln lässt. Was in dieser Beziehung Theil IV, Seite 297 fgg. auseinandergesetzt wird, ist von Einseitigkeit nicht frei.

112) *Juvenal* I, 66; XII, 39. Vor allen *Seneca* in wohl ein Du-

und *Wieland* [113]), welcher unter den Neueren für seine Pflicht gehalten hat, dieser berühmten Persönlichkeit eine psychologische Zergliederung zu widmen, ist dabei nicht minder einseitig verfahren, indem er, nach seiner skeptischen und negativen Weise, mit dem Witze des Hofmannes an den Schwächen seines Gegenstandes herumnäselt, ohne diejenige Seite ausfinden zu können oder zu wollen, von welcher aus derselbe denn doch auch imposant, ja grossartig erscheinen muss. Diess ist unstreitig die Selbstverleugnung, mit welcher Mäcenas, unter nicht gemeinen persönlichen Opfern, sein ganzes Leben an die Idee gesetzt hat, die Alleinherrschaft über Rom an die Person des Cäsar Oktavianus zu fesseln. Es ist nicht die Entsagung, mit welcher er bis an sein Ende dem Vorsatze, im Privatstande zu verharren, da er Ehren und Würden aller Art hätte haben können, treu geblieben ist, welche uns für Mäcenas mit Bewunderung erfüllen muss; denn an dieser Entsagung konnte die Bequemlichkeitsliebe, die man ihm nur zu sehr vorzurücken beflissen gewesen ist, eben so grossen Antheil haben, als die Staatsklugheit oder Bescheidenheit; nein, keine Tugend, über die sich rechten lässt, dürfen wir herausheben, wenn wir eine angefochtene Individualität in ein achtungswürdiges Licht zu stellen gesonnen sind: es ist die grosse, treue, bis zum Gipfel vollständigster Selbstvergessenheit vollendete Hingebung an den Freund, an den selbstsüchtigen, *undankbaren* Freund, der aber, weil er die Person des Schicksals war, nicht verlassen werden durfte, wenn das Werk dieses Lebens nicht halb bleiben sollte, wofür Mäcenas den Zoll der Bewunderung von uns zu fordern hat, und wenn wir nicht ungerecht seyn wollen, ihn erhalten muss. Mäcenas war kein Mann einer ersten Stellung in der Geschichte; er war einer jener seltenen Charaktere, die das vollkommen begreifen und danach ihre Stellung zu nehmen

tzend Stellen. Der Vf. der Elegie in obitum Maecenatis, welcher unleugbar noch ein Heide der Kaiserzeit, nur ein sehr dürftiger Poet gewesen ist, bestätigt die unverhehlbaren Extreme des Mäcenatischen Luxus, indem er sie entschuldigt. Auf *Seneca* scheinen die andern gefusst zu haben. Das billigste Urtheil fällt *Vellejus* II, 88, 2.

113) Die *Briefe des Horaz*, Einleitung zu I, 1.

wissen; ein Mann wie jener Attische *Antiphon* [114]), der hinter dem Vorhange zu spielen liebte, nur vielleicht redlicher, unbefangener, von persönlichem Ehrgeize, sofern derselbe darauf ausgeht, in welcher Gestalt es sey, eine Rolle zu spielen, entschiedener und vollständiger frei. Mäcenas wirkte lediglich, so weit es zu dem Zwecke seines Lebens, Cäsar's Oktavianus Alleinherrschaft zu begründen, nothwendig war: darüber hinauszugehen und zu handeln, weil er gern etwas zu thun gehabt hätte, lag ihm fern. Von dieser Gränze fing sein Luxus an. Dass er ein Mann war, bewies er damit, dass er, wo jener Zweck eintrat, keine Weichlichkeit, keine Ermüdung, keine Krankheit kannte (viel bei einem Manne, dessen Körperbeschaffenheit der Art war, dass er Zeit seines Lebens das Fieber hatte und die drei letzten Jahre desselben es zu keiner Minute Schlafs bringen [115]) konnte!); dass er die Staatsweisheit in ihrer innersten Consequenz aufgefasst hatte, damit, dass er jene Mässigung seines Einflusses niemals überschritten hat; dass er ein edler, grossdenkender Mensch war, damit, dass er kein Verbrechen seines Freundes getheilt, keine Ungerechtigkeiten (er, der ihrer so unzählige straflos, ja mit Belohnung, hätte begehen dürfen!) auf sein Gewissen geladen, seinen Freund, so weit er konnte, von solchen abgehalten [116]), Niemandem je geschadet, aber unermesslich Vielen wohlgethan hat! Ob er die richtige Maxime ergriffen hatte, dass er, was sein Theil anbelangt, dem

114) *Thucydides* VIII, 68. Auch *Sieyes* gehört in diese Reihe.

115) Plinius *Naturgeschichte* VII, 52, 53.

116) Das berühmte: Surge tandem, carnifex, was in der neueren Geschichte kein Echo hat, redet hier laut genug. Ueber so etwas trippelt aber ein deutscher Hofrath wie über das nächste beste Bonmot über den gelben Teint oder den kolossalen Fuss einer alten Hofdame weg. Dass Oktavian solche Freimüthigkeit nicht bloss ertrug, sondern auch vor ihr sofort aus dem Wolfe zum Lamm ward: das ist das Geheimniss der Grösse eines solchen, wenn man will, *Ministers.* Denn ehrerbietigst-unterthänigste Vorstellungen, dass Se. Durchlaucht oder allenfalls Se. Majestät, doch gnädigst geruhen wollen, kein Räuber oder Mörder zu werden, machen allerdings auch wohl einmal moderne Minister; nur die Kunst, dass Se. Durchl. oder Maj. ihnen auch folge, besitzen sie nicht.

freien Römerstaate einen Herrscher, und dass er ihm den Oktavianus als diesen Herrscher gab, geht uns eigentlich nichts an: es war *seine* Ueberzeugung, *sein* Glaube; wir haben nicht das Faktum, zu welchem die Geschichte ihr Amen gesprochen hat, zu richten, sondern die Consequenz, mit welcher Mäcenas dieses Faktum zu *seiner* That machte. Von dieser Seite müssen wir sein Verfahren als durchaus musterhaft und *des* Gelingens, dessen es sich zu erfreuen hatte, vollkommen würdig erklären. Mäcenas zeigt sich als das Muster eines hingebenden Freundes, als das Vorbild eines edlen, weisen, zuverlässigen und nur Rechtes und Löbliches eingebenden *Vertrauten*. Aber es kann zugleich Niemand auftreten, der aus den geschichtlichen Verhältnissen der damaligen Zeit nachwiese, dass Mäcenas diese Verhältnisse falsch beurtheilt; dass es unrecht gewesen sey, Rom einen Herrscher zu geben; dass ein Besserer, ein Tauglicherer vorhanden gewesen sey, welchen er dem Oktavianus hätte vorziehen sollen. So ist das politische Leben des Mäcenas in jedem Sinne gerechtfertigt: das persönliche verdient mehr Lob als Tadel. Denn ist jedem Menschen darin, dass er meist durch eigne Schwäche, Gutmüthigkeit, Uebereilung und Inconsequenz in dem, was seiner Person zuträglich oder unheilsam ist, das Rechte verfehlt, seine Nemesis und die unvermeidliche Strafe stillschweigend bereitet, so hat eigentlich Niemand ein Recht, ihm auch noch durch üble Nachrede und liebloses Geurtheile eine ausserordentliche Busse aufzuerlegen: das Wahre, das Naturgemässe, das ächt Menschliche wäre, diesen ganzen persönlichen Jammer, für den ja jeder für sich selbst herhalten muss und unter dem kein andrer zu leiden hat, mit dem Schleier der Diskretion zu bedecken. Dem Mäcenas ist es so gut nicht geworden: was ihm die Welt in einer ungeheuren Katastrophe zu danken hat, schimmert in blassen, unbestimmten Zügen durch die Erwähnungen der Zeitgenossen hindurch; die Unstatten seines persönlichen Schicksals sind mit schadenfroher Beflissenheit aufgezeichnet worden. Niemand hat in dieser Beziehung seinem Andenken grausamer mitgespielt, als der Tugenddeklamator *Seneca*, gerade *der* Mann, dessen Competenz in einer solchen Frage usurpatorischer er-

scheint, als irgend eines Sterblichen. Er war der Mentor eines Weltbeherrschers, wie es Mäcenas gewesen; und sein Zögling war ihm als Knabe übergeben, während der des Mäcenas bereits dem Manne zureifte. Aber mag man so unbillig, als man wolle, über Oktavianus urtheilen, so schnöde wird von ihm Niemand denken, um ihn mit Nero in eine Vergleichung zu bringen! Und noch eine grössere Kluft, kann man sagen, als zwischen dem Regentenwerthe der Zöglinge, ist zwischen dem sittlichen Werthe der Hofmeister! Hatte wohl der im Stande eines Ehegatten und Vaters vom Senate als Ehrenschänder einer kaiserlichen Prinzessin öffentlich Verurtheilte und an seinen Strafort Corsika eben so öffentlich Abgeführte, hatte der, abermals als Gatte, einer *zweyten* Frau, in Ehebruch mit der Gattin und Mutter seiner Kaiser Lebende [117]) wohl ein Recht, über die Herzensängste des Mäcenas zu spotten, wenn der unenthaltsame, den Frauen überall gefährliche Herrscher ihm seine treuen Dienste durch verbrecherischen Liebesgenuss in den Armen der jungen, eben so schönen als frivolen *Terentia* vergalt [118])? Unter den

117) Es ist Schade, dass wir den skandalösen Process des Seneca nicht mehr in der Darstellung des *Tacitus* lesen können. Die Ueberführung kann nicht bezweifelt werden, da sich *Publius Suilius* so schlankweg als auf eine notorische Thatsache bezieht (*Annalen* XIII, 42). Was den zweyten Fall betrifft, so würdigt diesen *Dio* LXI, 10 ganz richtig. Es ist lediglich die orthodoxe Ehrfurcht vor Allem, was im Alterthum eine Feder geführt hat, was die Philologen und in erster Linie den wunderlichen *Lipsius*, der vor Devotion gegen Seneca sich nicht zu lassen weiss, veranlasst, diese Enormitäten an einem solchen Philosophen für unmöglich zu halten. Als ob wir der litterarischen Aretalogen nicht mehrere hätten!

118) *Seneca* de Providentia 3: „Hältst du demnach den Mäcenas für glücklicher (als Regulus, den steten Bravourhelden dieses philosophischen Gleisners), der von Liebesqualen gepeinigt und die täglichen Zurücksetzungen von Seiten seiner eigensinnigen Gattin beweinend, sich den Schlaf durch aus der Ferne sanft widerhallende Symphonieen zuwege bringt? Mag er sich mit Wein einschläfern und durch das Geplätscher der Wasserfälle (in seinem Schlafzimmer) zerstreuen und durch tausend Wollüste sein geängstetes Gemüth betrügen, er wird auf seinem Flaume so wach bleiben, als jener am Kreuze." Eine höchst alberne Aufschneiderei ist aber das Folgende: „So weit sind die Laster noch nicht in dem Besitze des Menschengeschlechts

Ausgelassenheiten des Augustischen Hofes würde es nicht vergessen worden seyn, wenn auch Mäcenas unter den Modegalanen vornehmer Weiber, unter den geschichtlich berühmten Ehebrechern, wie der gespreizte Sokrates der Neronischen Periode, eine Rolle gespielt hätte: von Allem, was dieser forcirte Stoiker gegen ihn vorbringen kann, ist immer das Aergste seine weibische Tracht und sein entnervter Stil! Dass es den Mäcenas tief verwundete, vor den Lüsten seines Zöglings das Heiligthum des ehelichen Gemachs, des Hauses, in dem jener so oft wegen der gesunden Lage Erheiterung und Genesung suchte [119]), nicht schützen zu können, wird ihm

gekommen, dass man zweifeln dürfte, ob, wenn das Schicksal die Wahl liesse, mehrere als Regulusse denn als Mäcenaten geboren seyn wollten!" *Epistel* CXIV wird sodann des Mäcenas gezierte Ausdrucksweise an Beispielen getadelt, worauf es heisst: „Liesest du das, wird dir nicht sogleich beifallen, das sey der, der stets mit gelösten Leibröcken (zu *Satiren* I, 2, 25) in der Stadt einhergegangen? Denn selbst wenn er die Stelle des abwesenden Cäsar versah, ward die Parole bei dem Entgürteten geholt! Das sey der, der auf der Richterestrade, auf der Rednerbühne, bei jedem öffentlichen Erscheinen sich so dargestellt, dass mit dem griechischen Mantel sein Haupt verhüllt war (wie eine Frau mit der Zendále), wobei die Ohren auf beyden Seiten herausstanden, gerade wie auf dem Theater die ausgerissenen Sklaven thun? Das sey der, welchem im ärgsten Geräusch der Bürgerkriege und in geängsteter und bewaffneter Stadt zum einzigen Geleite im Publicum zwey Verschnittene dienten (zu *Satiren* I, 2, 98), gleichwohl mehr Männer als er (doch wohl gerade ein Beweis, welches gute Gewissen dieser Weichling hatte und in welcher Achtung er in der grossen Stadt stehen musste)? Das sey der, welcher sein Weib tausendmal nahm, wenn schon er nur eines hatte?" Der Curiosität wegen füge ich übrigens einige Verse des Mäcenas hier (aus *Epistel* CI) bei, welche seine allerdings bekannte grosse Liebe zum Leben in humoristischer Hyperbolik mahlen:

„Mache (Schicksal?) lahm mich an meiner Hand,
Lahm am Fusse, der Hüfte:
Thürme bucklich den Höcker auf,
Lass ausfallen die Zähne:
Bleibt das Leben nur, ist es gut,
Diess erhalte mir, huckt' ich
Auf dem Kreuze sogar gepflöckt."

119) *Sueton* Vita Augusti 72. Die Sitte, leidenden Freunden in solcher Art gefällig zu seyn (vgl. Plinius *Briefe* VII, 16), gehörte

doch Niemand als einen Mangel an philosophischem Gleichmuthe anrechnen wollen? Mäcenas hatte vielleicht ein Versehen begangen, mehr auf die Lockungen vollendeter Anmuth und Jugendblüthe als auf das Misverhältniss der Jahre zu sehen, als er das von ihm angebetete Weib heimführte [120]:

zum antiken Gastrechte gerade so wie die, deren wir bei *Plinius* ebenfalls und mehrmals gedacht finden, gewisse Vermögenssummen der Freunde, z. B. zur Behauptung des Ritterstandes oder zu Ausstattung der Töchter, freigebig zu ergänzen.

120) *Terentia* war die Tochter des Aulus Terentius Varro, wahrscheinlich eines Bruders des bekannten Schriftstellers Marcus Varro, und als solche Schwester des von ihrem Vater adoptirten *Lucius*, oder wie er sich nach dieser Adoption nennen musste, *Aulus Licinius Varro Murena* (s. oben Anmerkung 12), natürlichen, d. h. in eigentlicher Ehe erzeugten, Sohnes des Lucius Licinius Murena, für welchen wir die bekannte Vertheidigungsrede des Cicero haben; ihre Schönheit und feine Bildung lässt sich aus Horazens *Oden* II, 12 entnehmen. *Epode* XIV, 13 fg. wird sie mit der *Helena* verglichen. Ersteres Gedicht muss entstanden seyn, als sie erst kürzlich verheirathet war; zur Zeit des letztern war sie wohl gar noch Braut. Ich halte dafür, jenes sey entstanden 723 oder 724, indem Mäcenas nach der Schlacht von Aktium den Dichter aufgefordert haben mochte, den heimkehrenden Oktavian mit einem Siegesgedicht zu bewillkommen; das letztere mag 720 gehören. Denn in diesem Jahre aller Wahrscheinlichkeit nach fand die Hochzeit statt. Der famose Brief des Antonius bei *Sueton* Vita Octaviani 69 gehört in's Jahr 721; denn er sagt darin, sein Verhältniss zu Kleopatra habe vor *neun* Jahren begonnen, und die erste Entrevue dieser beyden Personen, von welcher an sie sogleich unzertrennlich blieben, fand 713 in Tarsus statt. Soll nun Oktavian die Terentia nicht gar schon als Mädchen geschändet haben, so müssen wir die Thatsachen so berechnen, wie hier geschieht. Unmöglich freilich wäre auch jenes Aeusserste nicht. Durch des Herrschers Abwesenheit im Aktischen Kriege mag das Verhältniss beyder Eheleute wieder einige Innigkeit gewonnen haben, da Mäcenas wenigstens es an zuvorkommender Zärtlichkeit gewiss nicht fehlen liess. Um so wohlwollender mag Horaz die Gelegenheit ergriffen haben, seinen Antheil an des Freundes Glücke mit obgedachter Ode zu bethätigen. Wer aber *Weichert's* Auslegungskünste (Poetar. Vitae S. 471 fgg.) verdauen kann, dass Horaz durch jene Ode sich einen Stein im Bret zugleich bei dem Gatten und bei dem Galane habe erwerben wollen, dem wünschen wir Glück zu seinem Magen. Die einzige Entschuldigung für Terentia's Leichtsinn mag wohl allerdings ihre Jugend seyn; denn wenn sie noch 738 den Herrscher so fesselte, dass er ob des

aber gehört auch der Traum des Staatsmannes, sich für die öffentlichen Sorgen und Anstrengungen durch die Süssigkeit häuslicher Freuden entschädigen zu dürfen, vor das Forum der Nachwelt? Und was lehrt deutlicher, wie sehr Augustus selbst die Nachwirkungen seiner Sünden gegen den Freund empfand, denn jener Seufzer, als er so viele Schande und Kummer an seiner Tochter Julia, die ihm die Götter zur Zuchtruthe für seine eignen Frevel an den heiligen Rechten der Sitte und Keuschheit bereitet hatten, erleben musste: „Das wäre mir nicht begegnet, wenn Mäcenas noch lebte[121])!"

Wenn *Wieland* das Verdienst des Mäcenas, den Cäsar Oktavianus zu Begünstigung der Künste und Wissenschaften und zu Heranziehung sinnreicher Köpfe in seine nächsten Umgebungen aufgemuntert zu haben, herabzudrücken bemüht ist, indem er in diesem Rathe nichts als eine sehr natürliche Politik und kein höheres Verdienst erblickt, als „was sich bei jeder nicht ganz barbarischen Nation beinahe von jedem Manne von seinem Stande und Vermögen sagen lässt:" so hätte man von einem Gelehrten, der selbst seine ganze Stellung im Leben lediglich jener so über die Achsel angesehenen Politik, jener bei jeder nicht ganz barbarischen Nation vermeintlich so gemeinen Denkweise der Grossen verdankte, in der That ein tiefer gehendes Urtheil, eine edlere Auffassung solcher Verhältnisse erwarten sollen. Uns scheinen die Staaten und Höfe, wo es zur Politik gehört, die Geister aufzumuntern und Prämien der Kunst und Weisheit auszutheilen, noch jetzt nicht häufig zu seyn; minder häufig vollends die, wo diess nicht nach Grundsätzen bewirkt wird, als gedenke man eine

üblen Geredes ihretwegen nach Gallien ging (*Dio* LIV, 19), so mag sie 720 wohl kaum über vierzehn oder funfzehn Jahre gewesen seyn, während Mäcenas doch wohl den Vierzigen nahe stand. Uebrigens ist *Dio's* Erzählung confus, und wenigstens die Terentia nach Gallien mitnehmen konnte August unmöglich, ohne noch viel grösseren Skandal zu erregen, als welchem er aus dem Wege gehen wollte.

121) *Seneca* de Beneficiis VI, 32. Ob August gesagt habe: „wenn *Agrippa oder Mäcenas* noch lebte," möchte ich bezweifeln, da es sich von selbst verstand, dass, wenn Julia's Gatte leben geblieben und sie nicht an den sie hassenden Tiberius gekommen wäre, sie so tief nicht gesunken seyn würde.

Menagerie anzulegen, um sagen zu können, man habe Löwen, Elephanten, Rhinocerosse oder Leoparden im Lande (versteht sich, mit Schlössern am Rachen oder Ringen in der Nase), sondern wo, wie diess bei Mäcenas und selbst bei Cäsar Oktavianus *unbestreitbar* bleibt, wirklich die Veredlung des Lebens durch die Bildung, die Erhöhung des Sinnengenusses durch geistigen, die Verschönerung der Herrschaft durch den Zauber der Poësie angestrebt wird. Was den Hof der Medici, was den von Ferrara, was Amalia und Carl August von Weimar wahrhaft gross gemacht hat, der zarte tiefe Sinn eines genialischen Bedürfnisses, eine Empfindug und ein Geschmack, denen das Schöne der angeborne wirkliche Lebensäther war, so dass, was an jenen Höfen geschah, wenn auch von der Rücksicht auf geschichtlichen Ruhm, ja, wie in Florenz gewiss und in Rom nicht minder, von der Hoffnung, damit Vergangenes vergessen zu machen und die Freiheit einzuschläfern, nicht ganz frei — davon war des Mäcenas, und durch ihn, im Lichte seiner Ansichten, aber zugleich durch häusliche Gewöhnung vom Oheim Cäsar her, Oktavian's Gesinnung wirklich das Urbild und keine sorgfältige und gerechte historische Betrachtung wird im Stande seyn, beyden Männern diesen Werth, man mag ihn unter den Momenten der Humanität anschlagen, wie man will, zu entreissen. Dass die Individuen, welche zu dem Kreise, den wir hier im Auge haben, zugelassen seyn wollten, sich durch achtbares persönliches Wesen, durch ehrenhaftes Leben, feine Sitte, guten Ton, der Verhältnisse würdig zeigen mussten, war eine sich sehr von selbst verstehende Forderung: welcher auch nur Gebildete, geschweige denn in den höchsten Regionen Stehende, verträgt in seiner Nähe die scheinbar noch so genialische Niaiserie, Etourderie und Badauderie, welche hinterher, wie wir es in den neusten Tagen erlebt haben, Expostulationen, öffentliches Skandal und, was für beyde Theile unausbleiblich, die Beschämung, sich compromittirt zu haben, fast immer mit sich führt! Der Geist, welcher die Geselligkeit des fraglichen Kreises beseelte, ist von Horaz *Satiren* I, 9, 48 fgg. zu bestimmt bezeichnet worden, als dass wir nicht über dessen Würdigkeit und ächten Adel vollkommen im Klaren seyn sollten; und ein Verein

von Capacitäten, wie sie 10, 81 fgg. sich zusammengestellt finden, kann nicht anders als die Blüthe eines, bei aller Ungezwungenheit, ja nach antiker Art grossartigen Freiheit und Freimüthigkeit des Scherzes und Humors, im grossen Stile vornehmen, gehaltvollen, geistig anregenden und fördernden Daseyns dargestellt haben.

Das erste Wort für Horatius, wie er selbst *Satiren* I, 6, 55 erzählt, hatte *Virgil*, dann *Varius*, bei Mäcenas gesprochen. Jener hielt sich seit dem Frühjahr 713 in Rom auf, wo er durch Mäcenas, an welchen ihn Asinius Pollio von Venetia aus empfohlen hatte, die Sicherstellung seines väterlichen Gutes wider die um sich greifenden Veteranen erlangte (*Voss* zu Ecloga I Inhalt, S. 13; die Gründe, aus welchem *Jahn* Introductio zu Virgil S. XV des letztern Bekanntschaft mit Mäcenas erst 714 setzen will, scheinen doch nicht ganz evident); dieser hatte als ein alter Anhänger schon des Diktators *Julius Cäsar* in Rom seinen beständigen Aufenthalt (über ihn zu *Satiren* I, 5, 40). Beyder Bekanntschaft hatte ohne Zweifel Horaz eben durch sein Dichtertalent, durch die Verwandtschaft des Berufs und Geistes, vielleicht auch durch Vermittlung alter Kriegskameraden gemacht. Nun heisst es *Satiren* II, 6, 40 fgg., es sey reichlich in das *siebente* Jahr hinein (Septimus octavo propior annus), seit Mäcen den Dichter in der Zahl seiner Freunde zu halten begonnen: diess ist also die Epoche nach Verfluss jener *neun* Monate, welche zufolge I, 6, 61 fg. auf jene erste Audienz verronnen waren, ehe der Staatsmann unsern Dichter wieder zu sich beschied, um ihm ein Zeichen näher einzugehendes Umganges zu gewähren. Nun hat *Kirchner* Quaestiones S. 19 aus richtigem Verständniss des Verses 55 unwiderleglich dargethan, dass *Satiren* II, 6 im Jahre der Aktischen Schlacht, 723, und zwar allem Anscheine nach im Monate December (denn es war kurz vor dem siebenundzwanzigtägigen Aufenthalte, den Oktavian von Samos aus, wo er am 1. Januar 724 sein viertes Consulat angetreten hatte[122]), in Brundisium

122) *Drumann* Theil I, S. 485 und 487. Oktavian hatte dem bedrängten Mäcenas den Agrippa zu Hülfe geschickt, und beyde hielten

nahm, um die nach Italien zurückgeschickten und jetzt in Rom tumultuirenden Veteranen durch Geld und Landverheissungen zu beschwichtigen), entstanden seyn müsse: rechnen wir nun oberwähnte bald vollen sieben Jahre von diesem Zeitpunkte ab, so gelangen wir an den Schluss des Jahrs 716 oder den Anfang 717 zurück (*Kirchner* S. 50); die allererste Vorlassung bei Mäcenas fällt also in die Frühlingsmonate von 716, ungefähr Ein Jahr vor der Brundisinischen Reise; der engere Zutritt datirt seit Winter 716 auf 717; und zu vollster Seelenbrüderschaft (*Oden* II, 17, 5 fgg.) erstarkt das Band offenbar auf jener Reise: wie denn die Erfahrung lehrt, dass eben nichts die Menschen einander näher bringt als das gemeinsame Aushalten von Glücksfällen oder Unstatten eines mit einander gemachten Stück Weges. Aus welchem Grunde Mäcenas dreiviertel Jahr vergehen lassen, ehe er den Dichter zum zweytenmale bei sich empfing, haben sich Manche den Kopf zerbrochen. Ob ihm die malitiöse Anspielung der zweyten Satire noch im Sinne gelegen, er zuvörderst den Mann einmal habe sehen, dann noch nähere Erkundigungen und Beobachtungen seiner Sitten und seiner Denkart anstellen wollen? Was sind nicht in solch einer historisch unbedeutenden Begebenheit gleichwohl für mancherlei Fälle möglich! Indess würde uns wenig fruchten, auf die einzelnen bereits oben angedeuteten Denkbarkeiten zurückzukommen; genug, die nähere Bekanntschaft hat sich nach dem ersten Zutritte noch eine Zeitlang verzögert. Am Allermeisten müsste man sich wohl, wenn man den Charakteren ihr persönliches Recht erhalten will, davor hüten, als habe Mäcenas den empfehlenden Freunden oder seiner eignen Fähigkeit, ein Verhältniss mit dem jungen Manne nicht gehörig in der Hand behalten zu können, gemistraut. Horaz lehrt uns *Satiren* I, 9, 55 fg. selber, wie es Mäcenas hielt: er ergab sich nicht auf den ersten Anlauf;

natürlich die Soldaten mit Versprechungen nach Kräften bestens hin. Daher fragte man den Horaz, als angeblichen Vertrauten Mäcens, praedia militibus Caesar Triquetra an Itala tellure daturus esset? Die Entscheidung in Brundisium bestimmte die der Antonianischen Anhänger in Itala tellure.

er nahm sich die Sachen in Ueberlegung. Leicht möglich, dass der Dichter, wider den ihm Satire 2 doch wohl einiges Vorurtheil eingeflösst hatte, bei dem ersten Erscheinen ihm misfiel: nichts ist gewöhnlicher, als dass Freundschaften, welche im späteren Verlaufe die stärksten Sympathieen entwickeln, zwischen Personen erwachsen, die sich im Anfange einander abgestossen, ja angefeindet haben. Besonders aber muss man auch die augenblickliche äussere Lage der Dinge in ein Augenmerk nehmen. Das Jahr 716 war für die Angelegenheiten Oktavian's eins der ungünstigsten; da der Scheinfriede von Misenum (715) bereits wieder untergraben war, er aber ernstlich daran dachte, sich seiner ihm durch das Triumvirat mit zugefallenen Provinz Sicilien, der Kornkammer Roms, von welcher her Sextus Pompejus die Hauptstadt fortwährend mit dem ärgsten Feinde, dem Hunger, zu bedrohen in Stand gesetzt war und unablässig bedrohte, zu bemächtigen, liessen ihn seine triumviralischen Collegen, Lepidus und Antonius, im Stich und er erlitt, zugleich durch die Elemente und die Ueberlegenheit des Feindes, dermassen Unfälle zur See, dass er, bis ihm Agrippa jene mächtige und geübte Flotte geschaffen, welche nachmals die Entscheidungen des Jahrs 718 brachte, sich des Meers gänzlich enthalten musste. Es ist wahrscheinlich, dass der berufene Frosch des Mäcenas [123]) in diesem Jahre der Verlegenheiten vorzüglich thätig war, Geld herbeizuschaffen, und der treue Helfer seines Herrn mehr zu thun hatte, als sich in einem sorgfältigeren Grade um den ihm für's Erste noch gleichgültigen Dichter zu bekümmern.

Unterdess vermittelte Oktavia im Laufe des Jahrs 717 zwischen den Triumvirn das Bündniss von Tarent, welches eine gemeinsame Bekämpfung des Sextus Pompejus zum Zweck, und in seinem Gefolge die berühmte Schlacht von Naulochus [124]) hatte, welche der Herrschaft jenes Condottiere

123) Sein Privatinsiegel. Plinius *Naturgeschichte* XXXVII, 4. Im Namen August's siegelte er mit der eben so berüchtigten Sphinx.

124) Zwischen Mylae und Pelorum am 3. September 718, worauf Oktavian am 13. November mit einer Ovation in Rom einzog (*Drumann* IV, S. 584 fgg. vgl. mit 267 fg.) und den Mäcenas von seiner

im Sicilischen Meere ein Ende machte und ihn zur Flucht nach Asien nöthigte. Diesem Tarentinischen Bündnisse ist es, welchem die von Horaz in der Gesellschaft, welche *Satiren* I, 5 sich nach und nach zusammenfindend geschildert wird, mitgemachte Reise nach Brundisium im Frühlinge gedachtes Jahres, wie die stechenden Mücken und quakenden Frösche der Satire (*Vers* 14) und eine entschiedene Andeutung des *Appian* (Bella civilia V, 93) lehren, vorherging [125]. Okta-

damaligen ersten Stadtpräfektur erlöste. Denn wenn schon Tacitus *Annalen* VI, 11 im Allgemeinen sagt, Mäcenas habe in Cäsar's Abwesenheit „während der Bürgerkriege" die Stadtpräfektur geführt, so scheint doch 718 zuerst die wirkliche Benennung gebraucht worden zu seyn, da *Dio* XLIX, 16 ausdrücklich erst bei dieser Epoche diese Funktionen heraushebt. Auch stimmt damit die Argumentation, die wir oben bei Anmerkung 108 wegen *Satiren* I, 6 beigebracht haben. Diess hindert aber nicht, dass Mäcenas auch schon früher, und namentlich wohl in der Periode von Philippi, für den abwesenden Oktavian eintrat und siegelte.

125) *Drumann* Theil I, Seite 448 und *Zumpt* Annales S. 108 der frühern Ausgabe haben den Bund von Tarent bei dem Jahre 718: daher nimmt sich Zumpt's Artikel bei dem Jahre 717 in dieser ereignissreichen Periode so kahl aus, und *Drumann* schreibt S. 447 die befremdende Stelle nieder: „Uebrigens sucht man für dieses Jahr (717) vergebens Nachrichten über Antonius." Was diese beyden Forscher hier irre geführt habe, ist schwer zu errathen, da *Dio* den ganzen Hergang des Tarentischen Bundes XLVIII, 54 als Schlusserzählung des Jahrs 717 hat, und *Appian*, nachdem er V, 92 die Relation der Seeunfälle des Jahrs 716 beendet hat, Kapitel 93 sogleich anfängt: „Mit beginnendem Frühling schiffte Antonius von Athen nach Tarent über u. s. w." dann den Tarentischen Vertrag berichtet, und endlich Kapitel 95 ausdrücklich mit den Worten beginnt: „Den Zug gegen Pompejus nun zwar verschob Cäsar *auf das neue Jahr;*" worauf die Ereignisse dieses Jahrs (718) folgen. Ich fürchte fast, die Randzahlen der *Schweighäuserschen* Ausgabe haben hier gelehrten Leuten einen Streich gespielt und sie haben das *ἐς νέωτα* Kap. 95 übersehen: denn Kap. 92 bei der Gesandtschaftsreise des Mäcenas steht dort 717, gleich zu Anfange des folgenden Kapitels aber 718, was ohne Zweifel durch den Setzer verschuldet worden. Wie schon gesagt, hat *Kirchner* die historischen Details der Reise nach Brundisium und der Verlegung der Unterhandlungen nach Tarent sehr genau aus einander gesetzt; seine Schrift scheint aber nicht bis zu allen Historikern gedrungen zu seyn.

vianus, verdrossen, dass ihn Antonius bei seinen Rüstungen wider den Sextus Pompejus so wenig unterstützt hatte, verschmähend, eine jener nun fast alljährigen persönlichen Zusammenkünfte zu erneuen, den *Mäcenas* und *Coccejus* (s. zu *Satiren* I, 5, 28), welche bereits als Unterhändler des eigentlich sogenannten *Friedens* oder *Vertrags von Brundisium* im Jahre 714 gedient hatten (daher aversos soliti componere amicos *Vers* 29), nach dieser Stadt gesendet, um den Antonius, welcher ihm ohne Zweifel eine solche Zusammenkunft dahin angesagt hatte, zu empfangen und in seinem Namen die Geschäfte zu verhandeln. Antonius war in Gesellschaft der Oktavia, die, wenn er sie bei sich hatte, immer den Sieg über die Aegyptische Buhlerin behauptete, sammt einer Flotte von dreihundert Schiffen auch wirklich aus Athen herübergekommen, die Brundisiner aber wollten eine solche Seemacht in ihrem Hafen nicht zulassen und er musste sich entschliessen, um die Südostspitze Italiens (das Vorgebirge Iapygion) herumzusegeln und in Tarent zu landen. Den eigentlichen Zusammenhang einer solchen Zurückweisung von Seiten der Brundisiner kennen wir allerdings nicht genau; eben so wenig, wie sich hierauf die Gesandtschaft Oktavian's, der auf jene Zurückweisung nicht gefasst seyn mochte, in Tarent mit Antonius und Oktavia zusammengefunden: genug, Oktavia reist in Begleitung und auf Anrathen des *Agrippa und Mäcenas* (so *Plutarch* vita Antonii 35, für diess Detail die eigentliche Quelle; er meinte aber wohl des *Coccejus und Mäcenas*) ihrem unterdess wahrscheinlich neuunterrichteten Bruder entgegen; am Galäsus, zwischen Tarent und Metapont, haben die Schwäger eine erste Unterredung [126]), und Alles gleicht sich unter Zuspruch und Beschwichtigung der Oktavia und der beyden Unterhändler für jetzt zu beyderseitiger Zufriedenheit aus.

Von dieser Reise an bis zur Epoche der Schlacht von Aktium haben wir das Leben unsres Dichters in soweit bereits anticipirt, als wir ein Hauptanliegen dieses, wie aller

126) *Drumann* I, S. 449 Anmerkung 21. Möglich, dass gerade von dieser Zusammenkunft her der Galäsus *Oden* II, 6, 10 dem Dichter im Gedächtniss liegt.

Dichterleben, die Geschichte seiner Liebeshändel, in einigen Zusammenhang zu bringen versucht; hierauf aber die fernere Entfaltung seiner politischen Gesinnung bis zur Aussöhnung derselben mit den bestehenden Verhältnissen beleuchtet haben. Es ist bei diesen Erörterungen seiner persönlichen Angelegenheiten eine stete Voraussetzung, dass wir lediglich eine Ergänzung des in seinen Gedichten zu Lesenden, als ein Hülfsmittel zu besserem Verständnisse der letztern selbst, und insonderheit der von uns zu bearbeitenden *Satiren* und *Episteln*, zu geben beabsichtigen können: denn um eine durch sich selbst bedeutende, mit historischer Kunst abgefasste Biographie aufzustellen, ist von einem solchen Dichterleben von zweytausend Jahren her zu wenig eigentlich und persönlich Thatsächliches auf die Nachwelt gebracht, da diese Meister der Vorzeit auf jenen glücklichen Ausweg noch nicht verfallen waren, gleich einem *Cellini* oder *Goethe*, die Gedanken über ihren Lebenslauf und die Zeiten, in welche derselbe gefallen, selbst aufzuschreiben. Indem wir also nur darauf hindeuten, dass Horaz von nun an als täglicher Tischgenoss des Mäcenas und Gesellschafter dessen müssiger Stunden (*Satiren* I, 6, 42 fgg.) zu betrachten ist, haben wir ohne Zweifel zugleich anzunehmen, dass jetzt seine neusten poetischen Hervorbringungen, und vorzugsweise die Satiren, zunächst diesem Kreise zur Ergötzung, so wie nebenbei zu Einholung seiner kritischen Meinung mitgetheilt werden. *Satiren* I, 5, 7, 8, 9 mussten da vorzugsweise einen heitren, geistreichen Effekt hervorbringen. Den Mäcenas mochte besonders der nächtliche Spuk der *Canidia* und der *Sagana*, insofern derselbe innerhalb der Räume seiner neuen Esquilinischen Gartenanlagen verlegt wurde, belustigen. Was die Person der *Canidia* anbelangt, so ist über dieselbe weiter nichts herauszubringen, als was uns die Scholiasten anvertrauen, dass sie eine Salbenhändlerin aus Neapel gewesen sey und eigentlich *Gratidia* [127]) geheissen habe. In irgend einem Sinne muss

127) Als solche demnach Freigelassene oder Klientin der bekannten Familie *Gratidius* aus Arpinum, die mit den Mariern und Ciceronen verschwägert war. *Canidia* nannte Horaz sie mit Anspielung auf

sie verhängnissvoll störend in die persönlichen Geschicke des Dichters eingegriffen haben, da es Horaz in ihrer Anfeindung keineswegs bei bloss poetischen Scherzen bewenden lässt. Denn die Vorwürfe der Hexenkunst und besonders die deutliche Beschuldigung eines an einem freigebornen römischen Knaben begangenen qualvollen Mordes (*Epode* V) waren keine bloss dichterisch zu nehmenden Kleinigkeiten: dergleichen Mordthaten zu abergläubisch magischen Zwecken ereigneten sich wirklich [128]); die Gesetze, namentlich das *Sempronische* und *Sullanische* über Giftzauber (de veneficiis), hatten dagegen Vorkehrung gethan und wenn schon in den Zeiten der Republik ein solcher Dinge überführter Bürger mit dem Exil davonkam, so wäre doch dergleichen einer Freigelassenen so gut wie einer Sklavin an's Leben gegangen. Dass Canidia selbst irgend einmal ein Gegenstand verliebter Leidenschaft für Horaz gewesen, davon findet sich in seinen Spottgedichten auf sie nirgends auch nicht die leiseste Andeutung; eher dürfte man das Gegentheil vermuthen, dass sie selbst den Dichter durch Liebeszauber an sich zu fesseln versucht hätte (*Epode* XVII). Aber für Alles dergleichen ist doch die Rache offenbar zu hart, welche wir durch drei besondre Gedichte, und wiederholte einzelne Ausfälle (*Epoden* III, 8; *Satiren* II, 1, 48; 8, 94 fg.) verhältnissmässig noch in später Zeit an ihr genommen sehen: hatte also der Groll des Horatius in irgend einer Liebesverwicklung seinen Grund, so mag sie ihn durch boshafte Ränke um ein Glück gebracht, mit einer Geliebten entzweyt oder seinem Namen einen Flecken angehängt haben, dessen Erinnerung das beleidigte Gefühl nicht wieder verwinden konnte. Die Anmerkung des *Cruquiussischen* Commentators, mit der berühmten Palinodie *Oden*

die canos, graue Haare, also etwa *Grauschimmelchen*. Die bekannte römische Familie *Canidius* (z. B. der Legat des Antonius, *Publius Canidius Crassus*, consul suffectus des Jahrs 740) hat wahrscheinlich das a ihres Namens kurz als von canis.

128) Man vergleiche im Allgemeinen meine Collektaneen bei *Juvenalis* I, 69 fgg. S. 265 fgg. Was die Kindermorde zum veneficium betrifft, zu VI, 548 fgg. S. 423 fg. und nachträglich die einzelne Stelle *Cicero* in Vatinium 6.

I, 16 habe *Gratidia* versöhnt werden sollen, empfängt zwar durch die mehrmalige Erwähnung jener „vorwurfsvollen Iamben" einigen Schein: allein bei näherer Erwägung muss dieser Schein verschwinden. Die Ausleger, da es doch zu unwahrscheinlich herauskommt, dass Horatius die so sehr und so beharrlich geschmähte Gratidia vollends gar nach diesen Schmähungen noch sollte als Geliebte gefeiert haben, nehmen an, das Gedicht sey an eine Tochter derselben gerichtet[129]; während doch der Zusammenhang und besonders der Schluss keinen Zweifel gestatten, dass es sich bei dieser Recantation von keinerlei andern Invektiven handelte, als welche die jetzt offenbar Heissgeliebte selbst betroffen hatten. Und wenn der Dichter dieser jetzt Heissgeliebten nicht log, so musste er die Verspottungen ihrer Person der That nach zurücknehmen, d. h. die über sie verfertigten Schmähgedichte vernichten, keineswegs zu dauernder Beschimpfung jener und überdiess zu niedriger Blossstellung seiner eignen Zweydeutigkeit in einer Sammlung seiner Werke der Nachwelt überliefern. Diejenigen, welche sich eine so einfache Wahrheit nicht selbst gesagt haben, verstehen sich nicht auf die Aechtheit jugendlicher und besonders dichterischer Empfindungs- und Handlungsweise und sollten sich billig bescheiden, über dergleichen zarte Anliegen keine Stimme haben zu wollen. *Die* Verunglimpfungen demnach, auf welche sich *Ode* I, 16 bezieht, dürfen wir in der vorhandnen kleinen Anzahl von *Epoden*, welche der

129) Nach dem Vorgange des *Torrentius*, der in zwey, wie er sagt, sehr alten Handschriften, die Ueberschrift fand: „Palinodia Gratidiae ad Tyndaridem amicam," und in Bezug *darauf* sehr verständig hinwarf: „quod quid sit, nescio; Tyndaris fortasse, cui etiam sequens carmen inscribitur, *Gratidiae* fuit filia." Ich wundre mich, dass *Orelli* von diesem Lemma der Torrentianischen Handschriften keine Notiz nimmt. Auffallen muss es, dass die so wohlfeile Beziehung unsrer Ode auf *Gratidia* sich erst bei dem barbarischen Kerl des *Cruquius*, und nicht schon bei *Akron* oder *Porphyrion* findet. In dieser Beziehung wäre nun eine Nachforschung wegen jener codd. des *Torrentius* der Mühe werth. Was Horazens *Epoden* betrifft, so wiederhole ich meine Ueberzeugung, dass die jetzt vorhandenen eine Auswahl aus vielen andern sind, und schwerlich hat der Dichter bloss die poetischen Objekte der fraglichen Palinodie unterdrückt.

Dichter auf Andringen des Mäcenas (XIV, 7 fg.) in ein Ganzes zusammengestellt hat, jetzt nicht mehr suchen; eben so ungewiss aber, als welche Kränkungen denn wohl Canidia dem Horaz angethan habe, wird es für uns bleiben, welches Frauenzimmer die wahre Addresse jener Ode gewesen seyn, und worin die *ihm* früherhin gewidmeten Vorwürfe bestanden haben mögen. Wie zart der Dichter in diesem Anliegen verfahren sey, liegt in dem Umstande, dass selbst die Palinodie keines Namens gedenkt, deutlich gegeben; um so mehr haben jetzt wir uns zu hüten, dass wir nicht den Dichter irgend einer Taktlosigkeit oder Tölpelei in dieser Sache verdächtig machen.

Da sich Horatius mit allen eleganten Geistern des Mäcenatischen Kreises und überhaupt mit den litterarischen Celebritäten seines Zeitalters befreundet zeigt, so muss es allerdings befremden, dass er des dem Mäcenas doch auch nahe stehenden *Propertius* so wenig gedenkt, als dieser seinerseits des Horatius. Dass ein Misverhältniss im Alter der beyden Dichter stattgefunden, indem der 689 geborne Horaz mindestens um zwölf Jahre älter war, als der, der wahrscheinlichsten Annahme nach 702 zur Welt gekommene Properz, kann hier nicht in die Wagschale gelegt werden, da wir den humanen Venusiner zufolge der *Oden* und *Episteln* auch mit so manchem andern an Jahren jüngeren Zeitgenossen in gemüthvollem Verkehr sehen: irgend eine Abstossung muss daher von der einen oder der andern Seite allerdings unterstellt werden[130]. Gleichwohl wird man die möglichen Folgerungen aus einer solchen wechselseitgen Untheilnahme nicht mit dem gelehrten Bearbeiter der drei so oft vergesellschafteten Dichter Catull, Tibull und Properz, *Johann Anton Volpi*, so weit treiben dürfen, dass man ohne anderweitige Angabe, z. B. von Seiten eines der alten Scholiasten, den zudringlichen Charakter, welcher *Satire* 9 geschildert wird, als ein Conterfey des

130) Nämlich dass eben beyde einander ignoriren, ist hier das Verdächtige; denn sonst kann man sich z. B. allerdings auch wundern, warum *Cicero* den ihn so ruhmvoll begrüssenden *Catullus* nirgends, namentlich nicht in den vielen Briefen, in Erwähnung bringt.

Propertius anspreche; wogegen jedesfalls schon die Thatsache, dass dieser talentvolle, ja genialische Elegiker in des Mäcenas Gunst wirklich aufgenommen war, dagegen dort von einem Individuum die Rede ist, das diese Gunst auf einem Wege erstürmen will, wo sie nun und nimmer zu erlangen stand, den entschiedensten Widerspruch einlegt. Erwägen wir, dass Propertius nicht wohl vor dem Jahre des Kampfs bei Aktium, wahrscheinlich sogar erst seit 725 zu des Mäcenas Hausfreunden gehörte[131]), dass in jener Periode Horaz vorzugsweise auf dem neuerworbenen Landgute verweilte, dass Propertius selbst allem Anscheine nach sehr jung vom Schauplatze des Lebens wieder abtrat, und denken uns eine von vornherein nicht grosse Neigung beyder Persönlichkeiten, sich einander näher kennen zu lernen, so ist das Räthsel auf eine einfache und beifallswürdige Weise gelöst, ohne dass wir nun offne Gehässigkeit oder boshafte Hinterlist noch als ausserordentliche Hülfe dazuzunehmen nöthig haben. Eine entschiedene Familiarität hingegen bethätigt Horatius durch *Oden* I, 33 und *Episteln* I, 4 mit dem, übrigens auch im Alter die Mitte zwischen Horaz und Properz haltenden *Tibullus* (geb. wahrscheinlich 695); und den Horaz noch seine lyrischen Gedichte recitiren gehört zu haben bekennt *Ovidius*, Tristia IV, 10, 49 fg. (geb. 711). Ob die Nachricht der von *Kirchner* zu Anfange seiner Quaestiones aus einer Berliner Handschrift mitgetheilten Vita, dass Horaz dem Ovidius bei Erwählung der Poesie als eines Lebensberufes gegen seinen Vater, der einen Juristen aus ihm machen wollte, beigestanden, sich anderweitig bestätigen lasse, wird wohl dahingestellt bleiben müssen.

In der letzten Zeit vor dem Kriege von Aktium ist es, dass wir den Horaz mit jenem Landgute im Gebiete der Sabiner beschenkt sehen, dessen Besitz in der zweyten Hälfte seines Lebens sein Glück und seine Zufriedenheit ausmachte, und wo er offenbar die hellsten Tage seines Daseyns im Ge-

131) Das erste Gedicht, wo er diesen Gönner und Protektor seiner jugendlichen Jahre anredet, II, 1, ist nach dem Triumphe von Aktium geschrieben und gehört wahrscheinlich 726. Den *Tibullus* hatte Horaz ohne Zweifel bei Messala kennen lernen; denn dass auch dieser ein Verhältniss zu Mäcenas gehabt habe, findet sich nicht.

fühle des weisen und ruhigen Zuschauers bei dem Schauspiele der irdischen Herrlichkeiten zugebracht hat. Die erste Spur eines solchen Besitzes findet sich *Satiren* II, 3, 5 und 10, welche Satire, da sie der im Jahre 721 von Agrippa, welcher als Consular die von jederman wegen der grossen Unkosten gemiedene Aedilität übernommen hatte, mit unerhörter Pracht ausgerichteten Spiele gedenkt (*Vers* 185), ohne Anstand in dieses Jahr, und zwar in den Monat der Saturnalien (*Vers* 5), den December, zu setzen ist[132]. Das Landhaus war damals verfallen; daher der Dichter scherzhafterweise sich seiner Bauwuth halber aufziehen lässt (*Vers* 307 fg.), und die Vermuthung mag nicht ungegründet seyn, dass er sich für's Erste eine Zeitlang daselbst mit Bequemlichkeit nicht aufhalten konnte. Desswegen scheint die so höchst liebliche, gemüthvolle und zugleich ästhetisch so vollendete *Satire* II, 6, von der wir bereits weiter oben ersehen haben, dass sie abermals in einen December, und zwar des Jahrs 723 gehört, allem Anscheine nach als das poetische Besitzergreifungsmanifest zu betrachten, indem Horaz nach vollendeten baulichen Reparaturen jetzt wieder die Saturnalien auf seinem ländlichen Asyle geniesst und nun der Erfüllung seiner Lebenswünsche so ganz im vollsten Sinne des Wortes froh wird[133].

132) Hier brauchte die chronologische Veststellung nicht zu schwanken und lieber praeter propter das Jahr 722, als jenes so evidente genaue Datum anzunehmen.

133) Nämlich unrichtig schliesst *Kirchner* S. 19, wo er auch mit sich selbst in Widerspruch geräth, wenn er die Erlangung des Sabinums Ende 722 oder Anfangs 723 setzt, während er S. 16 Satiren II, 3 in's Jahr 722 rangirt (non ante a. 722 scriptam esse), aus dem Wunsche *Vers* 60, diese *sechste* Satire sey nicht selbst auf dem Sabinum entstanden. *Orelli* schweigt über diesen Punkt; das muss aber kein Ausleger thun, wenn er in den Zusammenhang der Gedichte eindringen will, welche in die Kategorie fallen, wo man von jetzt an jedesmal zu fragen hat: sind sie in Rom oder auf dem Sabinum verfertigt? Horaz sitzt in seiner ländlichen Klause, bei einem Kaminfeuerchen, so zu sagen (tepido tecto in Satire 3): er weiht den Besitz mit einem würdig heitren Gelübde an den Mercurius ein (*Vers* 4 bis 15). „Nun sitzen wir denn vergnügt am eignen Heerde," fährt er fort: „was fangen wir da zunächst am Gescheidtesten an (quid prius illustrem satiris Musaque pedestri)?" „Was Andres, als wir

Zwischen beyde Satiren fällt die Erwähnung des jüngst erlangten Besitzes *Epoden* I, 25 und 31, wo wir zugleich in's Klare gesetzt werden, wem der Dichter diesen Segen seiner späteren Jahre zu verdanken hatte. Aus den Gütern so vieler proscribirten oder ausgestorbenen Familien, die dem Mäcenas, der selbst ein grosses Vermögen von Haus aus besass, theils durch Kauf, theilt auch wohl durch Erkenntlichkeit des Oktavian zugefallen waren [134], konnte es allerdings dem mächtigen Manne nicht schwer fallen, ein mässiges Stück Land mit einem Schlösschen für seinen Freund auszusondern, um diesem damit ein dem Maassstabe antiker Freigebigkeit nach durchaus und unverhehlbarermassen mitnichten seltnes oder übertrieben bedeutendes Geschenk zu machen. Auch hat man im Mindesten nicht zu verkennen, dass im Grunde genommen diese Gabe weiter nichts als ein Aequivalent war

preisen diesen Segen, den uns die Götter verliehen haben u. s. w." Nur statt sich in dieser Weise in logisch aufgestellter Frage und Antwort auszudrücken, vergegenwärtigt sich Horaz zunächst die ganze künftige Zeit, so oft ihm dieses ländliche Glück zu Theil werden wird (ergo, *ubi* me removi, für *quoties* in posterum me removero, da man es causal für *quum* me removerim nicht nehmen darf), und spricht unmittelbar das schon jetzt ihn beseelende Gefühl aus: „Hier bin ich sicher vor den Zudringlichkeiten und Inconvenienzen des Stadtlebens u. s. w." Die Aufzählung dieser Unstatten wird in einem lebhaften, die Scenen dramatisirenden Selbstgespräche von *Vers* 20 bis 64 durchgeführt. Die letzten, bei Empfindung dieser Unstatten als in Rom, aus dieser Empfindung, erwachsenden Wünsche *Vers* 60 bis 64 führen den Dichter auf den wirklichen Schauplatz seiner stillen Freuden zurück. „Wir sind ja nun am Ziele! Wir sind auf dem Lande; jene Unstatten fallen wie ein Traum hinter uns hinab!" O noctes coenaeque deum *Vers* 65 fgg. ist nach einer kurzen Pause Ausruf des jetzt in aller Wirklichkeit beginnenden, alle die nun bevorstehenden, nun nicht mehr zu vereitelnden Freuden in der Phantasie vorausnehmenden Glückes. Den Nachbar *Cervius* kannte der Dichter natürlich aus früheren Besuchen, aus dem Ab- und Zugehen bei seinem Baue. So, denke ich, haben wir uns die Situationen zurechtzulegen.

134) Mäcenas musste, als Sohn jenes *Ciceronischen* Hauptes der Ritterschaft (pro Cluentio 56) sehr reich seyn; dass er sich durch die Proscriptionen auf eine unrechtliche Weise nicht bereichert hatte, dürfen wir als gewiss annehmen: so etwas hätte ein *Seneca* sich nicht entgehen lassen.

für das unter denselben Auspicien, deren Einfluss jetzt die Entschädigung möglich machte, eingebüsste Vatererbe! Diess Alles kann und darf man anführen, wenn man die Last der Verbindlichkeit für den Empfänger mindern, die Grösse der Wohlthat für den Geber herabdrücken will. Aber giebt uns Horaz selber zu solchem Thun irgend ein Recht? macht er irgend eine dieser Beschränkungen geltend, um in welchem Sinne immer auch seinen Dank zu beschränken? spricht sich dieser nicht überall aus voller Seele, unbedingt, ganz so, als sey die Verpflichtung in jedem Umfange die reinste, vollständigste, bündigste, das Geschenk selber das denkbar wünschenswürdigste, aus? Enthalten wir uns demnach, mit *Wielandisch* ablehnender, herumnörgelnder, illiberaler Kritik in die Herzensverhältnisse zweyer für einander begeisterten Freunde zu dringen und dieselben auf Motive des Eigennutzes, der Eitelkeit, der Knauserei, und was es weiter für kleinliche Regungen in der enggebauten Menschenbrust giebt, zurückzuführen! Lassen wir vielmehr die schöne Frucht einer Gesinnungsfreude, welche einerseits zu geben, andrerseits zu empfangen nur ein gemeinsames Wohlwollen und den Wechselgenuss eines wahren: „amicorum omnia sunt communia“ empfindet, unangenagt, damit nicht der Verdacht auf uns komme, als dächten die Beurtheilenden gemeiner, als die Beurtheilten; wo natürlich jede Befugniss, in solche Dinge mitzureden, von selbst zusammenfällt. Wissen wir denn, ob Horaz nicht jenes Gütchen im Sabinerlande sich selber ausgesucht? ob ihm nicht Mäcenas mehr und Besseres angeboten, als *er* empfangen wollen [135])? ob Horaz mehr würde haben brauchen, und ohne die Gefahr, entweder im kleinlichen Detail der Landwirthschaft zu verkümmern (*Episteln* I, 7, 83 fgg.), oder sein Eigenthum, gleich dem *Demokritus* (*Episteln* I, 12, 12 fg.), zu vernachlässigen, mit Gemüthsruhe bewirthschaften können?

Das Gütchen selber hat uns der Dichter seiner Lage,

135) Man vergleiche nur, wie sich Horaz *Epoden* I und *Satiren* I, 6 ausspricht, und dazu die unverkennbaren Aeusserungen *Oden* II, 18, 12 fgg., III, 1, 47 fgg., 16, 37 fgg.

Beschaffenheit und seinen Einrichtungen nach in jeder Hinsicht vollständig veranschaulicht *Episteln* I, 14 und 16, so dass wir wegen der Einzelnheiten unsre Leser auf diese poetischen Kleinodien und allenfalls auf das verweisen dürfen, was wir in unsrer Bearbeitung zu deren Verständniss beizutragen haben. Ausser dem villicus oder Verwalter, an welchen die erste dieser Episteln gerichtet ist, und der, wie schon bemerkt, ehedem in Rom sein Kammerdiener gewesen war, befanden sich auf demselben *acht* männliche Sklaven (*Satiren* II, 7, 118) und eine Schaffnerin, sey es nun, dass wir mit einzelnen ältern Herausgebern die ländliche *Phidyle Oden* III, 23, oder, was grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, die *Lyde strenua* (ein für diese Funktion ganz eigentlich geschaffener Ausdruck) *Oden* III, 28 dafür zu halten haben. Anderer weiblichen Sklaven (puellae) geschieht auch Erwähnung, aber ohne Bezeichnung ihrer Zahl (*Oden* IV, 11, 10). Da wir jedoch ausserdem wissen, dass der städtische Dienst um des Dichters Person von *drei* Sklaven versehen wurde (*Satiren* I, 6, 116), so haben wir ein genügendes Bild vom Umfange und der Einfachheit seiner kleinen Haushaltung. Er hat uns an der letzten Stelle (vgl. mit *Episteln* I, 14, 35) auch mitgetheilt, wie frugal sein gewöhnlicher Tisch eingerichtet war: denn die Anspielungen auf Schmaussereien und Gelage, welche sich in den *Oden* vorfinden, beziehen sich auf gesellschaftlichen Genuss, wenn er Freunde bei sich sah oder selbst bei solchen zubrachte. Auf dem Lande konnte er eine anhaltendere Gastfreundschaft üben, und *Oden* I, 17; 20; III, 8; 29; IV, 11; 12; *Episteln* I, 5, geben davon, fortwährend indessen auch von der selbst dort herrschenden Tendenz, im Genusse einfach und mässig zu bleiben, Zeugniss. Ueber sein Hausgeräth im Sabinum enthält letztgenannte *Epistel* einiges Interessante; das Silberzeug kommt *Oden* IV, 11, 6 zum Vorschein; der im Keller lagernden Weine finden wir in den meisten der angeführten Stellen gedacht; wir können uns überzeugen, dass der Vorrath des Dichters einer durchaus sparsamen Haushaltung entsprach; wogegen es wohl allgemeine Ueblichkeit war, den Kornvorrath für das tägliche Brot auf Ein Jahr vorzusehen (*Episteln* I, 18, 109 fg.). Wo Ho-

ratius in der Stadt gewohnt habe, sind wir nicht unterrichtet; dass es nicht, wie bei Virgil und Properz [136]), auf den Esquilien war, scheint aus *Satiren* II, 6, 32 fg. hervorzugehen; möglicherweise war es in oder nahe bei der heiligen Strasse (*Satiren* I, 9, 1). Bei des Dichters täglichem Zusammenseyn mit Mäcenas ist es übrigens kaum zu zweifeln, dass er nicht, besonders in der späteren Lebenszeit, dessen Pallast auf den Esquilien als sein eignes Haus habe ansehen dürfen, wenn er nicht ganz eigentlich eine für ihn eingerichtete Wohnung in demselben als Absteigequartier hatte. Diess war unstreitig ebenso der Fall auf Mäcenas berühmter Villa zu Tibur: wogegen ihm die Suetonische Lebensbeschreibung und einige neuere schwärmerische Bewunderer Alles dessen, was die Italienischen Ciceroni mit Erinnerungen des Alterthums meist ohne sonderliche Kritik zu stempeln pflegen, daselbst noch ein besondres Haus zueignen. Da Horaz, wie so viele Stellen seiner Werke zeigen, Tibur besonders liebte, so wäre es so sehr auffallend nicht, wenn er sich auch dort einen Besitz oder doch zeitweise eine Miethwohnung zugelegt hätte: nur wenn man glaubt, diess eben so gut, wie den Besitz des Sabinums, mit Stellen seiner Schriften belegen zu können, so muss hierauf bemerkt werden, dass aus keiner einzigen so etwas wirklich hervorgeht.

Dass die Beschenkung des Horatius mit dem Sabinischen Landgute rein eine Sache des Mäcenas gewesen sey und keineswegs auf diese Weise und durch blosse Vermittlung seines Freundes sich ihn der Herrscher zu verpflichten gesucht habe, haben wir ebenfalls nach schlichter Auslegung der dessfallsigen Horazischen Stellen vorauszusetzen. Dieser Dicher drückt sich überall über die Dinge bestimmt und lichtvoll aus, und ganz so haben wir ihn auch zu interpretiren, ohne Verklauselungen, ohne Hin- und Herrathereien, ohne geheimnisskrämerische Winke, Seitenblicke und Reservationen. Er war

136) Für das Erste kommt, gut oder schlecht, *Tiberius Claudius Donatus* auf in der vita Virgilii 6, einem Machwerke, das in mancher Beziehung schier der vita Homeri des Pseudoherodotus zu vergleichen ist; für das Letzte *Properz* selber IV, 8, 1.

nicht der Mann, sich in die Linke eine Gabe drücken zu lassen, von der die Rechte nichts wissen sollte; und hätte er denken müssen, dass dem Namen nach zwar Mäcen, der That nach aber Oktavian ihm jenes Eigenthum verliehen habe, so möchte er sich schwerlich so heiter und herzlich der Freude an dessen Besitze dahingegeben haben. Denn immer werden wir wieder dahin gedrängt, vor dem Aktischen Siege jede direkte Communication zwischen dem Machthaber und dem Dichter in Abrede zu stellen, und die Merkmale einer indirekten, z. B. dass ihm Mäcenas eine specielle Verzeihung für seinen Antheil am Kriege von Philippi (Akron *zu Oden* I, 1; vgl. oben *Anmerkung* 38) oder Befreiung vom Kriegsaufgebote für den Aktischen Feldzug (*Derselbe*, so wie der Scholiast des *Cruquius* zu *Epoden* I, 7) ausgewirkt habe, sind wenigstens im höchsten Grade zweifelhaft. Dagegen ist nicht mehr zu verkennen, dass sich nach der Aktischen Schlacht und besonders nach der Heimkehr Oktavian's aus Aegypten und Asien Horaz offen zu dessen Partei bekennt und die Gelegenheiten, desselben ehrenvoll und anerkennend zu erwähnen, nicht mehr ablehnend vorübergehen lässt. Die Vollendung dieser Sinnesänderung, wenn man ein einfaches, anspruchloses und lediglich in den gegebenen Wirklichkeiten von selbst beruhendes Anschliessen an das Bestehende noch so nennen kann, ging ohne Zweifel während der zweyjährigen Abwesenheit des Oktavian in dem steten Umgange mit dessen Stellvertreter Mäcenas vor sich, während welcher Zeit Horaz wohl Anlässe genug fand, das Getriebe des Staatslebens, die wahren Motive der Parteien, die oft so wurmstichigen Kerne lockende und gleissende Schalen um sich tragender Menschengesinnungen kennen zu lernen, und über manchen schönen und edlen Traum, der bis dahin seiner politischen Denkart zum Fundamente gedient hatte, enttäuscht zu werden. Der geistreiche, kluge, nüchtern und realistisch denkende, und vor Allem, das muss man ja vesthalten, den Dichter zärtlich liebende Mäcenas wird sich keine Mühe haben verdriessen lassen, einen solchen Schüler in die Lehre zu nehmen!

Anfangs scheint bestimmt gewesen zu seyn, dass Mäcenas seinen Gebieter in den Krieg wider Antonius begleiten

sollte; wenigstens dichtete in diesem Sinne, offenbar in der Mitte des Jahrs 723, Horatius *Epoden* I, in welcher er sich dem Gönner und Beschützer als Reisegefährten zu Theilung jeder Gefahr anträgt. Allein bei Aktium, wo Agrippa's Feldherrngeist und Heldenarm die gewohnte Tugend bewährte, war der unkriegerische[137]) Mäcenas leichter zu entbehren als in Rom, dem damals gewaltig gährenden Heerde manches verheimlichten Wunsches und mancher lauten (besonders soldatischen) Unzufriedenheit; daher jener Plan, wenn anders mehr an demselben war, als die blosse Erörterung eines möglichen Falles im Privatgespräche des Mäcenas mit dem Dichter, aufgegeben und der erprobte Freund neuerdings zum Stadtpräfekten ernannt wurde (*Vellejus* II, 88; *Dio* LI, 3; vgl. *Drumann* I Seite 474 und 485).

Wir haben bereits darauf hingedeutet, dass *Oden* II, 12 eine Ablehnung des Dichters auf das mögliche Ansinnen von Seiten Mäcen's, den heimkehrenden Sieger mit irgend einer poetischen Verherrlichung zu begrüssen, seyn möchte. Die Ablehnung war bestimmt, aber nicht unfreundlich, nicht unverbindlich. Sie hat sich auf ähnliche Ansinnen, die kriegerischen Thaten des Herrschers zu besingen, durch *Trebatius* (*Satiren* II, 1), durch *Agrippa* (*Oden* I, 6), und noch ganz spät durch *Antonius Iulus* (*Oden* IV, 2), eben so bestimmt, aber eben so bescheiden, und auf einem durchaus wahren Grunde fussend, wiederholt. Denn Horaz würdigte sein Talent völlig der Wahrheit gemäss, wenn er dasselbe zum epischen Gesange ungeeignet hielt. Er hatte aber zugleich einen sehr richtigen Begriff von der Natur dieser dichterischen Gattung, sofern er, wie zu vermuthen steht, bei sich selbst urtheilte, dass ein mit solch einem gleichzeitigen und von den zum Theil höchst kleinlichen Parteiinteressen durchkälteten

137) Lediglich der unkritische Poet in obitum Maecenatis und der hierin sehr oscitante *Akron* sammt dem Scholiasten des *Cruquius* machen den Mäcenas auch zu einem Kriegshelden. Jener lässt ihn *Vers* 39 fgg. bei Pelorum kämpfen und verräth damit freilich eine dem *Albinovanus*, dessen Namen er erlogen hat, nicht unterzuschiebende Unkunde; diese lassen ihn die Liburnischen Yachten des Oktavian kommandiren.

Stoffe versuchtes Heldengedicht höchstens zu einem steifen und trocknen Präkonium der Staatsaktionen der Sieger ausschlagen könne. Mit der Erklärung: „Ich fühle mir nicht das Talent, der Homer eurer Thaten zu werden,“ liess er Werth und Verdienst dieser Thaten unangetastet und griff nicht im Mindesten irgend jemandes, ja selbst nicht seiner eignen Zustimmung vor, ohne seinen früheren Ansichten und Gesinnungen ein Démenti zu geben. Dass eine solche Sprache, den Heroen der sich umgestaltenden Römerwelt gegenüber, auf eine Zurückhaltung, auf ein Bestreben deute, auch jetzt in einer gewissen Ferne zu bleiben, wer wollte das verkennen? Wer aber auch, der von Collisionen der persönlichen Ueberzeugung mit allgemeinen unabweislichen Zuständen einen klaren Begriff hat, möchte hierin die durchaus ehrenhafte und wahrlich auf grossartige Charakterstärke einen Schluss aufnöthigende Haltung eines Mannes verkennen, der, in der Lage, seine tiefsten Gefühle für des Vaterlandes Herrlichkeit als einen schönen Traum in die Nebel der Vergangenheit versunken zu sehen, nicht, weil diese Gefühle, als einer abgestorbenen Zeit angehörig, durch neue, lebensfrische Ideen in ihrem Irrthume gerichtet, sondern nur, weil sie, unter den Tritten eines übermächtigen Schicksals, als zu gross für ein kleines Geschlecht, antiquirt worden, gleichwohl die Gegenwart, wenn schon sie seinen Idealen nicht genügt, in der Bündigkeit ihrer Consequenzen und Forderungen, wie sich einmal die Dinge gestaltet, ohne unbillig zu werden, nicht schelten kann? Wenn aber dabei die Gelehrten, in dem löblichen Eifer, den Horatius wider den Vorwurf des Abfalls von der Freiheit und der Schmeichelei gegen die Macht zu schützen, die Feinheit zergliedern, mit welcher er seine wahren Gesinnungen in Vorbehalte eingehüllt, so dass er, in den endlich doch zum Vorschein gelangenden Huldigungen, den Oberherrn zu loben *scheinen* muss, ohne ihn eigentlich und wirklich zu loben, wenn sie die Unterscheidungen nachweisen, nach denen er darauf ausgegangen seyn soll, denselben nach seinem auf die öffentlichen Zustände unbestreitbar heilsamen Einflusse, gleichsam als deren moralische Personification, zu beloben, dagegen aller Beziehungen auf seinen indi-

viduellen und Privatcharakter sich zu enthalten; wenn sie endlich so weit gehen, bis in die Formen des Ausdrucks, ja in die Beschaffenheit der Rhythmen hinein, versteckte Insinuationen zu wittern [138]): so tragen sie die Beobachtungen moderner Halbheit und Gesinnungslosigkeit im politischen Leben auf das in seinen speciellen Bedingungen doch klar vorliegende und keineswegs an sich selbst verworrene Verhältniss bedachtlos über, um den Misstand zu erleben, dass sie für das, worauf sie es abgesehen haben, indem sie zu viel beweisen, nichts beweisen; ja, sich bemühend, einen leidlichen Vorwurf von dem Dichter abzuwälzen, einen unleidlichen auf ihn bringen. Denn Schmeichelei gegen die Grossen, ihre Gönner, geübt, haben viele Dichter: sie sind dabei immer

138) In diesen kleinlichen Ton einzustimmen, und namentlich selbst, wie soll man es nennen? Reticenzen, z. B. dass wir keine Aeusserungen der Besorgniss oder Theilnahme an den oft bedenklichen Gesundheitszuständen des Kaisers von Horatius hören, in das Gebiet dieser stillen Abneigungen heranzuziehen, hätte ein geistvoller und scharfsinniger Mann, wie *Carl Passow*, sich nicht verleiten lassen sollen. Denn diess ist nicht mehr Scharfsinn, sondern Spitzfindigkeit und erfüllt die Wissenschaft mit Spinnweben, statt mit gediegenem Stoffe. Wenn derselbe S. CXV, Note 259 meint, Horaz lege *Satiren* II, 52 die Benennung deos einem andern in den Mund, um diese schmeichelhafte Bezeichnung des Augustus für sich selbst zu umgehen, so hat er den ganzen ironischen Gehalt der Stelle misverstanden; worüber wir auf unsre Anmerkungen und auf die ganz ähnliche Wendung *Episteln* I, 19, 43 verweisen. Am wunderlichsten ist aber die Vorstellung, *Episteln* I, 9, 4 solle der aufgelöste Rhythmus eine Schmälerung des dem Tiberius zugetheilten Lobes involviren. Wenn eine solche Beabsichtigung nicht im höchsten Grade einfältig und niederträchtig zugleich zu nennen wäre, so möchte ich wissen, was sonst so zu heissen verdiente? Das Signal übrigens, dergleichen eines offnen und biedern Sinnes, wie man ja gerade dem Horaz in dem Bestreben, seinen Republikanismus zu retten, vindiciren will, ganz unwürdige Hinterhalte in des Dichters Artigkeits- und Freundschaftsbezeigungen aufzuspüren, hat minder geistbegabten Auslegern, als er selbst war, *Wieland* gegeben, wofür er von *Jacobs* in einzelnen Theilen der Lectiones Venusinae mit eben so vieler Gründlichkeit als edlem Ernste zurechtgewiesen worden ist. Diese Lectiones Venusinae (deutsch geschrieben) wird auch jeder gebildete Nichtphilologe mit gleich grossem Interesse, wie angenehmer Belehrung lesen.

als Dichter gross, ja auch als Menschen noch gut, redlich und liebenswürdig geblieben. Wie manches Wort übertriebener Huldigung findet sich in den Schriften der edlen Meister, *Ariosto*, *Tasso*, *Cervantes!* Und um bei den Alten stehen zu bleiben, wie wird uns der Ton kriechender Schmeichelei peinlich bei dem armen Schelme *Ovidius*, den wir, trotz seiner Lascivität, wegen seines grausamen Schicksals bemitleiden müssen; oder auch bei dem weder nach seinem Geiste, noch nach seinem Herzen verächtlichen *Martialis!* Das ist ja gerade an den beyden Sängern des Augustischen Hofes, *Virgil* und *Horatius*, so ehrwürdig und ansprechend, dass sie selbst da, wo ihnen eine dichterische Artigkeit gegen die erlauchten Personen auferlegt war, sich mit dem Geiste eines männlichen Ernstes zu benehmen wussten, der jeden Schein charakterloser Herabwürdigung von ihnen fern hält, ohne sie durch feige Zweydeutigkeit zu blamiren. Und nun soll gleichwohl Horaz, statt eines Schmeichlers, der er in der That nicht ist, wenigstens für keinen ist, der seine Werke nicht bloss obenhin kennt, zu einem höhnischen Druckser und Tuckmäuser erniedrigt werden! Oder machen ihn jene Reservationen, Restriktionen, Insinuationen und Finessen, die man ihm unterschiebt, zu etwas Anderm? Seine Ehre kann damit nichts verlieren, dass wir da, wo er, direkt oder indirekt, der herrschenden Personen mit Anerkennung und Lobe gedenkt, wo er im Geiste des Volks den guten Wünschen für ihr Wohl und den Erfolg ihrer Unternehmungen, oder dem Danke gegen die Götter für ihre Erhaltung, sich anschliesst, wo er endlich in ehrerbietiger Zutraulichkeit, nach jenem freieren Gesellschaftsgeiste des antiken Lebens, sie anredet, voraussetzen, diess Alles sey aufrichtig und ohne unedlen Hinterhalt gemeint. Dass Horaz aber bei solchen Beurkundungen eines wechselseitig bestehenden Wohlwollens nicht weiter gegangen, als es ihm eine nie von ihm verleugnete Achtung gegen die eignen früheren Grundsätze und Lebensverhältnisse gestattete; dass er sich nicht à corps perdu unter die Schmeichler geworfen; dass wir folglich keinen Widerspruch in seinem Charakter zu rügen haben, wenn wir ihn zuletzt sogar in direkter Beziehung mit dem früherhin so decidirt gemiedenen Ober-

herrn erblicken: diess Alles macht es, dass wir an dieser würdigen und menschlich grossen Erscheinung inmitten eines argen, zum Theil erschütternden Sittenverfalles und einer durch Eigennutz und Genussgier weitum verbreiteten Charakterlosigkeit mit Liebe verweilen und den *Dichter* freudig verehren, weil wir den *Menschen* verehren müssen.

Es war ein natürlicher Hergang, und Horatius konnte sich über ein dergleichen Ergebniss unmöglich selber täuschen, dass der Umgang mit Mäcenas des Dichters Abneigung wider die eingetretenen Wendungen der Dinge, namentlich wider Sache und Person des Oktavianus Cäsar, zuerst verstummen machen, allmählich auslöschen, zuletzt in Anerkennung und Theilnahme umwandeln musste. Der erste Schritt, seine durch Freunde vermittelte Annäherung an Mäcenas, konnte ihm nicht als Lossagung von den republikanischen Grundsätzen ausgelegt werden: denn theils wurden diese von dem Machthaber selbst fortwährend, und bekanntlich noch in den eigentlichen Tagen seines Kaiserthums, an die Spitze aller seiner öffentlichen Handlungen gestellt; theils war Mäcenas in der That keine officielle Person, welcher sich anzuschliessen ein Akt von politischer Färbung hätte scheinen dürfen, sondern er machte den Charakter eines Privatmannes gerade in Bezug auf sein Privatleben, und namentlich auf die Wahl seiner Umgebungen, nicht bloss dem Scheine nach geltend. Auch ist es ganz evident, dass Mäcenas der politischen Gesinnung des Horatius keine Art Zwang anzuthun versucht hat; diess ergiebt sich schon aus der beharrlichen Geflissenheit des Dichters, dem Namen Oktavian's und den Anspielungen auf politische Verhältnisse bei jeder Gelegenheit aus dem Wege zu gehen. Diese Thatsache erklärt sich in der Periode *vor* der Bekanntschaft mit Mäcenas höchst einfach: ein absolutes Stillschweigen in jener Beziehung war demjenigen angemessen, welcher, der besiegten Fahne zugethan, deren Hoffnungen aufgegeben hatte und nun es seiner Würde so wenig entsprechend finden konnte, den Sieger zu schmähen, als ihm zu schmeicheln. Aber jetzt macht er die Bekanntschaft desjenigen, der die vertrauteste Person dieses Siegers, das allmächtige rathgebende Werkzeug seiner Politik ist; nicht der blutigen, grau-

samen, kalt vernichtenden (alle Handlungen dieser kommen erwiesenermassen auf Oktavian's eigne und alleinige Rechnung), sondern der versöhnlichen, ausgleichenden, Herzen gewinnenden: was begiebt sich da? Sattelt er um? Haben wir ihn eines leichtsinnigen, eigennützigen Sinneswechsels zu beschuldigen? Nichts weniger! Eher eine starke Spur von Hartnäckigkeit, man könnte meinen, von verletzender Widerwilligkeit, tritt hervor. Oder ist es bedeutungslos, dass binnen eines Zeitraums *voller sieben Jahre*, von 716 bis 722, die Erwähnungen des Herrschers sich auf eine *einzige* ganz gleichgültige Nennung des Namens, *Satiren* I, 3, 4, in demselben Gedichte, wo zum erstenmale Mäcenas freundschaftlich angeredet wird [139]), und auf eine beiläufige Andeutung gemeinschaftlich mit dem damals noch nicht absolut verfeindeten Antonius *Satiren* I, 5, 29, beschränkt? Erst im *achten* Jahre, im Jahr der Entscheidung über die *Personen* der Alleinherrschaft, nicht über diese längst und schon bei Pharsalus entschiedene Herrschaft selber, tritt Cäsar's Name in des Horatius Gedichten wieder hervor, in einer die Entscheidung selbst angehenden *Epode*, nämlich I, 3: den „mit Cäsar jede Gefahr zu theilen bereiten" Mäcenas erbietet sich der Dichter zu begleiten, also auch selbst bereit, die Gefahren Cäsar's zu theilen. Diess ist, vorläufigem Anscheine nach, das erste Wahrzeichen eines wo nicht unverholen hervortretenden, doch min-

139) Schon dieser Umstand (*Vers* 64) hätte *Weichert* Poetar. lat. Vitae S. 298 Note 22 abhalten sollen, jene Namhaftmachung des Cäsar *Vers* 4 sogar im Sinne eines versteckten Tadels zu fassen. Auch diesen gelehrten Mann hat *Wieland's* geheimen Anspielungen und versteckten Insinuationen so geflissentlich nachjagende Spitzfindigkeit verführt, den Charakter Horazens in die plumpsten Taktlosigkeiten und unauflösliche Widersprüche zu verwickeln. Indess beweist eine solche verkehrte Auslegung wenigstens indirekt, wie höchst indifferent jene Erwähnung des Machthabers an der fraglichen Stelle selbst erscheint, wenn schon auch nur der Umstand, von Horaz dort seinen Zögling genannt zu sehen, dem Mäcenas gewiss erwünscht war. Daher ich auch keineswegs zweifle, dass es Horaz dem Mäcenas zu Liebe und auf dessen Bitten gethan habe. Es war gleichsam die thatsächliche Erklärung, dass er sich der eigentlichen Opposition hinfort nicht mehr zuzähle. In's Lager der Feinde ging er damit nicht über.

destens die frühere kalte Schweigsamkeit ablegenden Antheils an der Sache des so lange faktisch im Westen waltenden Machthabers, ein Wahrzeichen des Wunsches, dass diese faktische Gewalt nun auch für die Zukunft durch die Hand des Sieg und Niederlage austheilenden Geschicks besiegelt werden möge. Und nach dem, was wir über die Stimmung in Betreff des Antonius bemerkt haben, kann uns eine solche, zumal so leise und schonend ausgedrückte Andeutung darüber, wem Horatius bei den obwaltenden Verhängnissen den Sieg wünscht, nicht befremden, noch weniger schon desshalb ohne Weitres als eine Demonstration der zum Monarchismus umgewandelten Gesinnung, des verleugneten Republikanergeistes, bedünken. Die Republik hatte *ihren* Boden im Römerreiche, selbst in den Gemüthern, längst verloren: das ihren zu Grabe getragenen Leichnam umflatternde Gespenst als eine lebensfrische, lebensfähige Gestalt begrüssen, wohl gar mit einem und dem andern ehrgeizigen Schwärmer oder bankerutten Ränkemacher, was denn doch diese *Aemilier*, *Fannier*, *Egnatier* und was für Verschwörungshäupter sonst sich wider den Augustus zusammenthaten, insgesammt waren, in das Tageslicht einer zu versuchenden Restauration bringen zu wollen, waren gerade Pläne und Gedanken, die am Meisten den für die Republik einst wahrhaft und uneigennützig erglühten Herzen verächtlich seyn mussten, weil sie auf Andres, als ein tragisches Possenspiel oder eine scheussliche Gaunerei nicht hinauslaufen konnten. Jene Stelle der *ersten* Epode ist denn auch erweislich die *einzige*, welche nach jenem langen Stillschweigen seit *Satiren* I, 3, 4 des Cäsar's Namen noch *vor* der Schlacht von Aktium enthält: ihr Zusammenhang lehrt, dass sie zur Zeit der Rüstungen des Oktavian, welche im Frühlinge 723 zu Stande kamen (vgl. *Dio* L, 11), und vor der Abreise des Herrschers (Sommer 723?) gedichtet worden; in der chronologischen Folge zunächst steht ihr *Epode* IX, welche offenbar ganz kurze Zeit oder vielmehr unmittelbar nach eingetroffener Botschaft von dem erfochtenen Siege (2. September) verfasst ist und nun rückhaltslos des Dichters Freude über diesen Sieg (victore laetus Caesare *Vers* 2) mit entrüstetem Rückblicke auf die Schmach, welche sich das Ehrgefühl

römischer Krieger unter dem Regimente der Kleopatra gefallen lassen müssen, an den Tag giebt. Hierauf gehört in die Zeitfolge *Satiren* II, 6, 56, von welchem Gedichte bereits oben erwähnt ist (bei *Anmerkung* 122), dass es in den December 723 fällt; der Name Cäsar wird ohne Lobpreisung, aber im Sinne einer gewissen Befreundung angeführt. Das Gleiche ist der Fall *Oden* I, 37, 16, wo in dithyrambischem Schwunge die von Italien abgewendete Schmach der Herrschaft Kleopatra's und ihr im August 724 (s. *Drumann* I, S. 501) erfolgter Tod das Thema bildet, Cäsar's beiläufig, des Antonius als eines besiegten Mitbürgers, kraft würdiger Schonung gar nicht gedacht wird. Von *Oden* II, 12 ist sodann oben (*Anmerkung* 120) wahrscheinlich gemacht worden, dass dieselbe nach dem Siege entweder noch 723 oder 724 entstanden sey, als Erwiederung auf des Mäcenas Ansinnen, dem Herrscher und seinen Thaten, ohne Zweifel zum Willkommen bei dereinstiger Heimkehr, eine poetische Verherrlichung (nach der den Römern gangbaren Vorstellungsweise wahrscheinlich ein Ennianisches Epos) zu widmen. Auf diese in der Stufenfolge ihrer Entstehungszeit von uns, wie wir hoffen dürfen, zu einleuchtender Beifallswürdigkeit rangirten Erwähnungen bleiben uns nur noch zwey Stellen *vor* jenen unbedingt anerkennenden und beistimmenden, gleichsam officiellen Erhebungen, segnenden Anpreisungen und mit frommen Wünschen, Gelübden und Danksagungen an die Götter verbundenen Erwähnungen des Herrschers, die wir in den *Oden* vor uns liegen haben, zu besprechen. Es sind dieses *Satiren* II, 1, 11 bis 20, wozu die *Vers* 84 erfolgende besonders schmeichelhafte Berufung auf des Herrschers ästhetisches Urtheil gleichsam als Zugabe gehört; und 5, 62 bis 64. Von der ersten dieser Stellen hat *Kirchner* Quaestiones S. 17 ganz vortrefflich eingesehen, dass Horaz das Beiwort des *Unbesiegten* Vers 11 dem Oktavianus vor Niederkämpfung des Antonius unmöglich ertheilen und überhaupt auch vor dem Tode der Kleopatra und der Einrichtung Aegyptens zu einer römischen Provinz von dessen Kriegsthaten ein so grosses Wesen nicht machen konnte, da er früher sein Schwert, mit Ausnahme der Kämpfe wider die barbarischen Illyrier, Dalmaten und Pannonier

(*Dio* XLIX, 34 fgg.), lediglich gegen Bürger gezogen: und da überdiess der ganze Inhalt jener Stelle eine Anwesenheit des Gepriesenen in Rom voraussetzt[140]; da ausdrücklich dessen Gerechtigkeit und standhafter Muth (*Vers* 16) herausgehoben werden; so ist unbedingt der Ansicht des genannten Philologen beizupflichten, dass die fragliche Satire zur Zeit der von Oktavian mit Agrippa vornehmlich zu Reinigung und ehrenvoller Wiederherstellung des Senats vorgenommenen Censur, also im Jahre 726 (genauer gesagt, 725 auf 726) ihren Ursprung genommen habe. Sie deutet an ihrem Schlusse unverkennbar auf dem Herrscher, wir können leicht rathen, durch wen, in die Hände gelangte und mit dessen Beifall beehrte Gedichte und spricht sich zu Erwiederung dieser Anerkennung ihrerseits als das erste feierliche und positive Signal einer sich den Zuständen der Monarchie und dem Herrschpaniere des Cajus Cäsar Oktavianus anschliessenden Gesinnung des Dichters aus. Als einen Vorläufer dieser Manifestation dagegen haben wir die zweyte der obigen Stellen, *Satiren* II, 5, 62 fgg. anzusehen. Es ist hier nicht eigentlich der juvenis *Parthis horrendus*, von welchem bereits *Grotefend* bemerklich gemacht hat, dass er kein chronologisches Datum bilde, indem er allerdings genau genommen lediglich einen Helden

140) Diesen Umstand hat *Franke* Fasti S. 109 fgg. übersehen, als er, übrigens aus ganz hörenswerthen Gründen, die fragliche Satire in's Jahr 724 setzte. Zwischen 725 und 726 schwankte *ich*, weil *Dio* die Census Oktavians und Agrippa's noch unter die Schlussbegenheiten des Jahrs 725 aufnimmt (LII, 42), wiewohl sich das natürlich sehr weitläuftige Geschäft bis in den Anfang des folgenden hinauszog (LIII, 1). Indess dürfen wir doch nicht annehmen, dass die einstweilen durch Vorlegung Horazischer Gedichte (ich denke mir einzelne *Oden*, z. B. gerade II, 12 und die lustigeren Epoden; auch wohl die Brundisinische Reise, wenn Oktavian wirklich, wie aus Sueton hervorgeht, die Mehrzahl der Satiren erst später kennen lernte: ich glaube aber, Sueton hat an jener Stelle, quod non in plerisque ejusmodi scriptis mecum potissimum loquaris, die *Briefe* im Auge gehabt) — ich sage durch Gedichte vermittelte Annäherung, der (später, als *Satiren* II, 1 gedichtet ist) eine persönliche Audienz folgte, gar zu lange nach den Triumphen erfolgt sey, und setze daher besagte Satire noch 725. Vgl. Anmerkung 161.

bedeutet, von dem man die Vollendung der durch Cäsar's Tod unterbrochenen Anstalten zu Besiegung der Parther, nach Vernichtung so vieler andern Feinde, auch noch erwartete [141]); wohl aber der juvenis *tellure marique magnus*, der hier in Frage kommt. Auch dieses Prädikat hätte Horaz, wie wir ihn kennen, so lange noch irgend ein Nebenbuhler dem Oktavian diese „Grösse zu Lande und zur See" streitig machen konnte, demselben schwerlich beigelegt. Der Zeitpunkt der betreffenden Satire fällt also sicherlich gleichfalls *nach* der Aktischen Schlacht; aber gewiss auch vor der Wiederkehr aus Asien, vor dem dreifachen Triumphe (14. bis 16. August 725): denn für diese Glorien wäre wiederum in unserer Stelle zu wenig gesagt gewesen [142]). Ich setze also die Satire ge-

141) Direkt bildet auch dieser juvenis Parthis horrendus ein solches chronologische Datum gewiss nicht: erinnern wir uns aber, dass die letzten Kriegsgeschicke des Antonius in Asien *Niederlagen von den Parthern* waren, und dass der über den Antonius vor Kurzem siegreiche Cäsar gerade in der Zeit dieser Stelle in Asien weilte, wo auch die Parthischen Angelegenheiten seinerseits eine Erledigung erlangten, indem er als Schiedsrichter zwischen Teridates und Phraates auftrat und des letztern Sohn als Geissel mitnahm (*Dio* LI, 18), so gewinnt wenigstens der Ausdruck Parthis horrendus eine specielle Beziehung, durch die der Gegenstand dieser Erwähnung vor den Augen der Römer gerade damals sehr majestätisch hervorgehoben wurde.

142) Was *Franke* S. 118 richtig bemerkt. Uebrigens hätte er an dem juvenis keinen Anstoss nehmen sollen; denn dieser Ausdruck entspricht gerade sehr dem Geiste eines subjektiven Antheils und Beifalls, ehe durch jene Triumphehren und die gehäuften Dank- und Anbetungsbezeigungen des Senats die Majestät der fraglichen Person auch objektiv geheiligt war. Was meine Chronologie im Texte betrifft, so habe ich Dio's etwas confuse Aufzählung der Begebenheiten zurechtgerückt. Bei ihm beginnt Kap. 20 das fünfte Consulat (Neujahr 725), die *Berichte über die Parthischen Sachen sind in Rom eingelaufen*, der Senat schwört auf die acta Caesaris und beschliesst andere Ehren, als *Fortsetzung der schon 724 und früher dekretirten* (Anfang von Kap. 18); dann ist erst von den Tempelehren in Asien die Rede, *als im Winter* (von 724 auf 725) *vorgefallen*, und Kap. 21 geht der Sommer an, den Oktavian in Griechenland zubringt. Verwechselt nun aber *Sueton* l. l. nicht das *fünfte* Consulat mit dem *vierten*, von welchem letztern er nur im Allgemeinen sagt, Oktavian habe es *in Asien* angetreten, da es gewiss ist, dass diess in Samos

radezu in das Spätjahr 724, wo der Herrscher aus Aegypten über Syrien nach Vorderasien zog und gerade auf dieser Tour die Parthischen Händel schlichtete: denn seine letzte Geschäftsthätigkeit in Asien betraf die Concessionen, ihm Tempel zu errichten, an die Ephesier, Nicäner, Pergamener und Nikomedier (*Dio* LI, 20); das Neujahr trat er, wie das vorigemal, zu Samos an (*Sueton* vita Augusti 26), den Sommer brachte er in Griechenland zu (*Dio* LI, 1). Die hiermit sattsam beleuchtete zweyte der oben angeregten Stellen scheint mir somit wo nicht geradezu als der erste Erfolg, den des Mäcenas Bemühungen hatten, vom Dichter jetzt die öffentlichen Aeusserungen seiner Theilnahme an des Gebieters Glücke nicht mehr zurückgehalten zu sehen, doch wenigstens als eins der ersten Zeichen dieses Erfolges, angesehen werden zu müssen.

Es ist hier nämlich der Ort, eine Ansicht vorzubringen, welche, wenn sie sich als *erwahrheitet* herauszustellen vermöchte, unsre bisherige Erörterung um ein ganz Geringes, jedoch durchaus nicht ihren Hauptzügen und Grundlagen nach, modificiren würde. Die *Bentley'sche* Theorie, zufolge deren keine Horazische *Ode* noch vor Abschluss beyder Bücher der Satiren gedichtet worden, haben wir bereits bei mehreren Gelegenheiten durch plausible Thatsachen umgestossen gesehen: wir haben die *Oden* I, 37 und II, 12 so eben noch, derselben Theorie entgegen, in den Zusammenhang unsrer jetzigen Diskussion verflochten; wir haben jetzt eine dritte *Ode* mit dieser nämlichen Diskussion in Verbindung zu setzen. Gleich die erste aller uns aufbehaltenen Oden des Horaz (wenn wir das Proömium wegdenken), I, 2, trägt Spuren einer Entstehungszeit an sich, mit welchen wir unmöglich, auf's Gelindeste gesagt, über die Triumphe Cäsar's Oktavianus im Sommer 725 hinaus können. Die gangbarsten Meinungen, diese Ode sey im Jahre 727 oder gar erst 732 ent-

geschehen, so hat derselbe seinen Winteraufenthalt, was auch sehr glaublich ist, zweymal hinter einander in Samos genommen; dann aber ist er gewiss 725 im Frühling nicht erst wieder nach Asien, sondern gleich nach Griechenland hinüber gegangen.

standen, in Perioden, wo es unmöglich noch angemessen und schicklich erscheinen konnte, von den zum Bürgerkriege geschärften Waffen (*Vers* 21), vom stürzenden Reiche (*Vers* 25 fg.), von einem Rächer des Julius Cäsar (*Vers* 44) zu sprechen, hat *Franke* (Fasti S. 136 fgg.) mit zum Theil scharfsinnigen Combinationen und Hinweisungen zur Gnüge widerlegt; nur hätte er sich selbst besser bedenken sollen, in welchem Zusammenhange die *Scholiasten* eine Ueberschwemmung des Tiberstroms für das Jahr 710 *ersonnen* haben, nämlich um ihre ganz verworrene und verkehrte Auffassung zu stützen, als sey das Gedicht mit dem Morde Cäsar's gleichzeitig und eine Klage darüber, ehe er diese Ueberschwemmung als eine beglaubigte Thatsache vesthielt. Wäre sie als solche auch *geschichtlich* zuzugestehen (wofür Scholiastenweisheit ohne das Zeugniss irgend eines Historikers kein Beleg seyn kann), so hätte doch Horaz ohne die grösste ästhetische Ungeschicktkeit im Jahr 725 (denn in diess Jahr setzt *Franke* die fragliche Ode) nicht auf ein vor funfzehn Jahren geschehenes Ereigniss *dieser Art* zurückweisen können. Er fängt sein Gedicht an: „Nun haben wir Schnee, Hagel und Donnerwetter, die eine allgemeine Sündfluth befürchten liessen, genug gehabt; wir haben durch die Wasserfluthen der Tiber den Vestatempel und die Königsburg des Numa (monumenta regis) bedroht gesehen u. s. w.“ Er stellt also die Ueberschwemmung der Tiber als ein mit jenem Schnee, Hagel, und jenen Gewittern in Causalverbindung stehendes, also gleichzeitiges Ereigniss hin: hätte er nun allenfalls die Phantasie seiner Zeitgenossen auch auf ein vor funfzehn Jahren stattgefundenes grosses Wasser zurückführen mögen; durfte er das Nämliche thun auch mit solchen, wenn schon in Italien selteneren und minder lange als im Norden liegenbleibenden, aber doch mehr oder weniger sich dort ebenfalls jeden Winter wiederholenden unbedeutenderen Phänomenen, wie Schnee, Hagel und Gewitter sind? Was aber die Hauptsache ist: die so höchst problematische Wasserfluth von 710 hatte Horaz gar nicht erlebt; er war damals nicht in Rom, sondern in Athen gewesen, konnte folglich ohne Verletzung der dichterischen Treue, welche die Alten so gewissenhaft halten, als wir nur

je die bürgerliche, gar nicht sagen: *Vidimus* flavum Tiberim, wenn er nicht ein kurz zuvor erlebtes Begegniss im Sinne hatte. Da nun der Tiberis mehr oder weniger alle Jahr aus seinen Ufern trat und tritt, in unsrer Ode auch keine wirklich stattgehabten, sondern bei dem blossen Dräuen der Gefahr verbliebenen Verheerungen namhaft gemacht werden, so ist nicht das mindeste Bedenken, eine der gewöhnlichen auf den ersten Schein sich bedenklicher als im nachherigen Erfolg anlassenden Inundationen irgend eines Frühlings *vor* dem Jahre 725, als in welchem, da die Schlacht von Aktium sich bereits gejährt hatte, da Antonius und Kleopatra todt waren, da die Parthischen Angelegenheiten einstweilen beigelegt worden, unsres Erachtens eine entschiedenere Sprache in der ganzen Ode zu führen und die Stelle des Schlusses über die Meder, d. i. die Parther, in einer andern Form auszudrücken gewesen wäre, als nächstes Motiv des Dichters bei besagter lyrischen Produktion anzunehmen. Es liegt über diese Ode ein gewisser stiller Schmerz, die beklommene Ahnung einer grossen Entscheidung, verbreitet: des Dichters in allen seinen politischen Anspielungen stets wiederkehrendes Grundgefühl, die tiefe Wehmuth über das immer frisch vergossene Bürgerblut, ist auch diessmal das eigentliche Thema. „Immer neue Graunzeichen eines himmlischen Zornes verkünden immer neues bürgerliches Unheil: wenn die jungheranwachsenden Generationen sich einst fragen werden, wie es gekommen, dass sie selbst so dünn gesäet sind, dass sie ein so entvölkert Reich haben, so werden sie sich antworten müssen, es ist die Schuld unsrer Aeltern, die sich in endlosem Bürgerkampfe, *unter immer neuen Vorwänden*, unablässig selbst zerfleischt haben. Solchem Gräuel kann nur ein vom Jupiter selbst beauftragter Gott oder gottgleicher Mensch ein Ende machen und die befleckten Geschlechter entsühnen. Wer ist es, *den Jupiter so beauftragen wird?* O komme doch endlich, du Entsühner! Bist du es, Apollo, Venus, Mars — oder wärst wirklich *du* dieser Gott in Menschengestalt, o Cäsar Oktavianus, und liessest dich hienieden *Rächer Cäsar's* nennen? Bist du es wirklich, nun so weile lange unter uns (*um dein sühnendes Werk zu vollenden*), und wende endlich *die* Waffen, durch welche

längst besser die trotzigen Perser (Parther) gefallen wären, (*Vers* 22) gegen diese Barbaren.“ Ich hoffe, es leuchtet nun ein, dass eine solche so vorsichtige, so zögernde, so *bedingte* Verherrlichung des Cäsar Oktavianus im Jahre 725 weder objektiv noch subjektiv mehr an der Zeit war. Nicht objektiv: denn Alles, woran der Dichter in dieser Ode seine Anerkennung des in Menschengestalt erscheinenden göttlichen Retters knüpft, war gethan; ein Zweifel, wer denn wohl auf Erden dieser Retter seyn müsse, bestand nicht mehr; der Bürgerkrieg war mit einem entscheidenden Schlage beendet, und da die Ueberwundenen todt waren, da ihre Streitkräfte, so weit sie römisches Ursprungs gewesen, mit dem Sieger sich *freiwillig* vereinigt hatten, bestand auch faktisch kein Zunder mehr zu einem neuen; selbst die Rache für Cäsar's Mord war endlich abgethan, da den letzten übriggebliebenen der Mörder, den *Cassius von Parma*, ein Absendling Oktavian's, Quintus Varus, zu Athen im Mai 724 erdolcht hatte (*Weichert* de L. Vario et Cassio Parmensi S. 266); sogar das nationale Verlangen, dass die, mit Ausnahme der Siege des Ventidius (715 und 716), so oft über Rom hohnlachenden und noch wegen des kürzlich (im Jahre 718) erfolgten schimpflichen Rückzugs des Antonius aus ihrem Lande übermüthigen Parther einmal gedemüthigt würden, war in einer Weise, bei der man sich einstweilen zufriedenstellen konnte, erledigt. Nicht subjektiv: denn nach und neben einer Reihe wenn auch nicht übertriebener und ausschweifender, so doch positiver und unverholener und damit, wer des Dichters Charakter zu würdigen wusste, desto achtungswertherer und schmeichelhafterer Beistimmungen musste sich, jederman wird es gestehen müssen, diese verklauselte und bedenkliche durchaus widerspruchvoll und abfällig ausnehmen. Besonders über einen Hauptumstand sind die Ausleger sehr flüchtig hinweggegangen. Wenn *Vers* 17 fgg. der Flussgott Tiberis austretend gedacht wird aus allzu ehemännischer Nachgiebigkeit (uxorius ist jederzeit tadelnd, und die sarkastische Ironie des Ausdrucks ist in dieser Stelle von schwerer Bedeutung) gegen die Ilia, die Stammmutter des Julischen Geschlechtes, um nämlich Rache üben zu helfen für deren ermordeten Liebling, den grossen Julius; wenn Jupiter

mit dieser ehemännischen Nachgiebigkeit selbst unzufrieden ist (Jove non probante): so will sich ja doch wohl der Dichter selbst nicht mit dieser Rache einverstanden erklären; so sieht *er* ja wohl, der bei Philippi, in welcher Schlacht vom Cäsar Oktavian jener Tempel des *Mars Rächer* gelobt wurde, welcher eben diese fortgesetzte Rachethätigkeit verkündigen sollte (endlich aber, als er fertig war und geweiht wurde — 734 — doch lieber seine Bezeichnung von der Rache *an den Parthern* entlehnte; Ausleger zu *Dio* LIV, 8) — der Dichter, sagen wir, der ja bei Philippi unter den Fahnen der Mörder Cäsar's mitgefochten, sieht doch wohl in jener Racheprocedur gegen diese Mörder nur einen unfrommen, nichtigen Vorwand (wie wir es oben andeuteten) jener stets erneuten Bürgerkriege? Und so kann doch wohl auch jenes an den Merkur (*Vers* 43) gerichtete: „dir gefallen lassend, zu heissen (patiens vocari)," *nicht etwa:* „dich mit Freuden nennend (amans vocari)," keine bedeutungslose, keine tadelfreie Bezeichnung jenes Rachegeschäftes seyn? Mit Einem Worte: der Dichter stellt in diesen beyden Aeusserungen den von den Triumvirn zunächst zu Ausführung ihrer schändlichen Proscriptionen affichirten Zweck, dass die Waffen nicht niedergelegt werden dürften, als bis alle Mörder Cäsar's von der Erde vertilgt wären, als das, was es war, als eine ruchlose und unwürdige, patriotischen Helden misziemende, die Menschlichkeit empörende Maasregel schonend, aber unzweydeutig, dar und erwartet von dem wahren Retter des Vaterlandes, der als ein Gott verehrt werden will (man denke an die Wendung III, 24, 25 fgg.), dass er andre und edlere Grundsätze, der Bürgererhaltung, nicht der Bürgerbefehdung, als seinen Feldruf brauchen werde. Dieser Retter ist dem Dichter durchaus noch nicht definitiv Cäsar Oktavianus: *noch* wird *Vers* 29 fg. leise darauf hingedeutet, dass möglicherweise dennoch einem andern, also eventuell dem Antonius, diese Rolle beschieden seyn dürfte (vgl. oben Anmerkung 98), wiewohl offenbar diese Zweifelhaftigkeit nicht sehr gross ist, und bei der Stimmung, die, wie wir oben gesehen haben, über den Antonius in Rom herrschte und denn doch auch unverkennbar den Dichter selbst ergriffen hatte, nicht seyn konnte.

Die fragliche Ode scheint uns demnach ein letztes äusseres Zeichen der im Horatius bis zur Schlacht von Aktium politisch vorherrschenden Oppositionsgesinnung, welche, bereits zur Wagschale des Oktavianus Cäsar durch des Mäcenas Einflüsse sich hinneigend, durch die Schlacht selber, ihren Ausgang und ihre Folgen, jene entschiedene Wendung bekam, deren allmähliches Eintreten wir eben in dieser ganzen Partie unsrer Lebensbeschreibung zu schildern beflissen sind. Es dünkt uns daher kein schicklicherer Zeitpunkt, in welchen die Abfassung derselben gesetzt werden könnte, als der Frühling des Jahrs von Aktium, 723, selber, wo die Anstalten zu dem neuen diessmal wirklich letzten römischen Bürgerkriege mit aller Kraft und Anstrengung von beyden Seiten betrieben wurden; und zwar geht diese Ode nun, unsrer Rechnung zufolge, allen den Gedichten, in welchen seit der Stelle *Satiren* I, 3, 3 vom Jahre 716 der Name Cäsar's Oktavianus wieder zum Vorschein kommt, nämlich *Epoden* I, 3; IX, 2; 18; 37; *Oden* II, 12, 10; I, 37, 16 (diese Ordnung gehört beyden); *Satiren* II, 5, 62 fgg.; 1, 10 fg. und 18 fgg. (auch diese beyden Stellen haben diese umgekehrte Ordnungsfolge), voran. Ob wir mit dieser Auseinandersetzung eine neue richtige Ansicht von *Oden* I, 2 erschlossen haben, wollen wir einer sachkundigen Prüfung überlassen.

Dass Horaz übrigens die Unabhängigkeit der Gesinnung, welche wir bisher an ihm zu rühmen gehabt haben; die sich neuerdings ganz speciell in dieser Ode I, 2 darlegt; die er in dem vornehmen Kreise, welcher sich ihm durch seine Herzensfreundschaft mit Mäcenas aufgethan, fortwährend behauptet hatte, auch dem Herrscher selbst gegenüber nicht abgelegt, dafür besitzen wir, ausser dem, was wir nach dem Bisherigen von selbst argumentiren durften, ein unschätzbares detaillirtes Zeugniss des *Suetonius*, welches den trefflichen Mann und Dichter wider jede böswillige oder leichtfertige Verdächtigung in einem sonst so leicht wunde Stellen bietenden Punkte des Gelehrten- und Künstlerlebens von jeher hätte schützen können und sollen, wenn die Welt-, Lebe- und Lesecirkel von dergleichen verstaubtem Rüstzeuge der Wissenschaft mehr Notiz nähmen, oder auch die Philologen selbst nur ihrer-

seits das verstaubte Rüstzeug nicht zugleich für ein verdorbenes und unbrauchbar gewordenes gehalten, sondern allenfalls blank geputzt und mit gebührendem Nachdrucke geführt hätten. Wir rücken die dessfallsige Erörterung des alten Lebensbeschreibers, die offenbar aus sehr trifftigen und Quellen der Art geflossen ist, welche mit dem gewöhnlichen und auf gut Glück zusammengeklügelten oder in lächerlicher Spitzfindigkeit ausersonnenen Geklatsche alterthümlicher Compilatoren nichts zu schaffen hat, hier wörtlich und ausführlich ein.

„Nachdem er," heisst es, „anfangs bei Mäcenas, nachher bei Augustus in volle Gunst gekommen, nahm er in der Freundschaft beyder keinen mittelmässigen Platz ein. Wie sehr ihn Mäcenas geliebt, geht genugsam hervor aus einem Sinngedichte, wo letzterer sagt:

Mögest, lieb' ich, Horaz, bereits dich mehr nicht,
Als mein eigen Gekröss, du den Cumpanen
Seh'n dürrleckiger als ein dürres Maulthier.

Aber noch mehr aus seinem letzten Willen, wo er sich an den Augustus folgendermassen wendet: *Des Horatius Flakkus sey wie meiner selbst eingedenk.*"

„Augustus trug ihm auch die Stelle eines Privatsekretärs an, wie er in folgenden Zeilen an Mäcenas ausspricht: *Früher hatte ich selbst Zeit, an meine Freunde zu schreiben. Jetzt wünsche ich, dass du mir unseren Horatius zuführest. Er wird also von dem Schmarotzertische* [143]) *dort an diesen königlichen gelangen und mir bei'm Briefschreiben zur Hand gehen.*"

„*Und als es der Dichter ausschlug*, war er ihm weder böse, noch liess er ab, ihm Beweise seiner Freundschaft zu geben. Man hat Briefe, aus denen ich zum Belege Einiges

143) Indem Horaz, dem Mäcenas zu nichts als gesellschaftlichem Zeitvertreibe verpflichtet, im Verhältnisse der in den Häusern reicher Leute herkömmlich sich durchschmarotzenden geschäftigen Müssiggänger zu stehen scheint, natürlich scherzhaft betrachtet; welchen Ton diese Herrschaften unter einander in ihrem Briefwechsel, wie auch aus andern Zeugnissen klar ist, beliebten. Mäcenas hatte überdiess, wie schon *Satiren* II, 8 lehrt, stets einige sogenannte scurras, *Schmarotzer* und *Possenreisser*, um sich, nach antiker Sitte.

anführe: *Nimm dir etwas bei mir heraus, als wenn du mein Tischgenoss geworden wärest; denn in diesen Verkehr wäre ich gern mit dir gekommen, wenn es deine Gesundheit zugelassen hätte.* Und ein andermal: *Wie sehr ich an dich denke, kannst du auch von unserm Septimius* (oben Anmerkung 100 und zu *Episteln* I, 9) *hören; denn es kam vor, dass ich in seiner Gegenwart deiner erwähnte. Denn wenn schon du hoffärthig meine Freundschaft verschmäht hast, bin ich desswegen nicht wieder hoffärthig.*"

„Ausserdem nannte er ihn oft, unter andern Scherzen, den *niedlichsten Schelm* [144]) und das *lustigste Kerlchen*, und machte ihm auch ein und das andre Geschenk. Von seinen Schriften aber hatte er eine so hohe Meinung und war überzeugt, dass sie unsterblich bleiben würden, dass er ihm nicht bloss die Abfassung des *Säcularliedes* übertrug, sondern auch des Vindelicischen Siegs seiner Stiefsöhne *Tiberius* und *Drusus* (Oden IV, 4 und 14), und ihn desshalb veranlasste, seinen *drei* Büchern *Oden* nach langer Zwischenzeit ein *viertes* hinzuzufügen; nachdem er aber einige *Sermonen* gelesen, sich darüber, dass darin seiner keine Erwähnung gehegt worden, in folgenden Worten beklagte: *Du sollst wissen, dass ich dir ungehalten bin, dass du nicht in allen dergleichen Schriften deine Worte vorzugsweise an mich richtest. Oder besorgst du, es möchte dir bei der Nachwelt Unehre bringen, dass du mit uns auf einem vertrauten Fusse zu stehen scheinest?* Und so drang er ihm die Ekloge ab, deren Anfang ist [145]):

Da der Geschäfte so viel' und so grosse du trägest alleine,
Schützest Italiens Glück mit der Wehr, durch Sitten es hebest,
Und mit Gesetzen es rein'st, wär's sündigen wider's Gemeinwohl,
Macht' ich mit meinem Gespräche noch lang die Momente dir,
Cäsar."

„Von Leibesbeschaffenheit war er kurz und fett, wie er sich selbst in den *Satiren* (II, 3, 308 fgg.; vgl. *Episteln*

144) Putissimum penem. Diese kaiserlichen Spässe enthalten zugleich ein Zeugniss des oben Behaupteten, dass Horaz in seinen Versen freier war als in seinen Sitten.

145) *Episteln* II, 1. Der Name *Ekloge* ist bereits oben *Anmerkung* 41 erklärt worden.

I, 4, 15) beschreibt und Augustus ihn in folgendem Briefe: *Dionysius* [146] *hat mir dein Buch* [147] *überbracht, welches ich, um nicht seine Kürze anzuklagen, wie gross oder klein es ist, mit Dank annehme. Du scheinst mir aber zu besorgen, deine Bücher möchten grösser seyn als du selbst bist. Wenn dir aber die Statur fehlt, fehlt dir das Embonpoint nicht: du darfst also nur über ein Nöselmässchen* [148] *schreiben, damit der Umfang deiner Rolle in möglichstem Maasse geschwellt sey, wie es der deines Bäuchleins ist.*"

Soweit *Suetonius.* Berücksichtigen wir aber bei allen diesen Nachrichten und brieflichen Aeusserungen, deren Authenticität keinen Zweifel erleidet, nicht bloss einseitig den Horatius, sondern lenken auch unsern Blick auf die entgegengesetzte Seite und auf das Benehmen des Oktavianus, so kann auch dieses nicht anders, als unsrer vollen Achtung würdig genannt werden. Es zeugt wahrlich von grossem Sinne, dass der Beherrscher der Welt sich um den Beifall des, ihm gegenüber, unscheinbaren Dichters bewarb, und weit entfernt, die ihm auf seine Anträge, denselben in seine unmittelbare Nähe zu ziehen, gewordene abschlägige Antwort übel zu nehmen, seine Bemühungen, ihn zu verpflichten, fortsetzte, ja im Ton gutherziger Vertraulichkeit über den kleinen Hochmuth scherzte. Eben so viele Ehre aber auch macht dem Oktavianus die Gründlichkeit seines Urtheils, dass er in Ho-

146) Ein Freigelassener des Kaisers.

147) Ich kann nicht wohl glauben, dass hier jene doch ansehnlich lange und stattliche *Epistel* II, 1 gemeint sey, sondern der Kaiser meint wohl eine kürzere einzeln überschickte *Ode.* Man weiss ja, dass liber auch ein blosses Blatt bedeuten kann.

148) Statt des Stäbchens, um das man die Manuscripte (volumina) rollte, die natürlich in ihrer Breite sich nach dem Stabe richteten. Das Nöselmässchen (sextariolus) war nun, wie *Fea* vom congius zeigt, dessen *sechster* Theil eben der sextarius war, kurz aber breit, bauchig und dick, in Gestalt einer kleinen Tonne: eine über ein solches hergewundene Rolle hätte daher ein kleines Monstrum geben müssen. In der Stelle des *Suetonius* lese ich einstweilen mit *Fea* dem Zusammenhange gemäss, den ich *mir* denke, *ut* circuitus voluminis tui statt *quum* circuitus, will aber damit für diese Verbesserung *kritisch* noch nichts gesagt haben.

ratius Werken den Werth erkannte, welchen sie für alle Zeiten haben würden, nicht bloss um des sichern ästhetischen Taktes willen, sondern vorzüglich auch wegen der Selbstverleugnung, da diess Urtheil *davon* ganz abstrahirte, dass in diesen von ihm der Unsterblichkeit gewiss befundenen Werken des Inhalts kleinster Theil sein Ruhm und seine Regierung war. Wie man überhaupt dort, in der Vertheidigung des Horatius gegen den vermeintlichen Abfall von der Freiheit, über das Maass der Nothwendigkeit hinausgegangen ist, so ist man hier, in Anerkennung der persönlichen Eigenschaften Oktavian's, hinter dem Maasse der Wahrheit zurückgeblieben. Man hat vergessen, dass Personen, welche nicht durch ursprüngliche Verhältnisse, sondern durch ihre Stellung zu dem Schicksal in die Lage kommen, eine Herrschaft zu übernehmen, sich auf einem schlüpfrigen Boden befinden, wo es schwer wird, Allen Genüge zu thun und eine verhängnissvolle Sendung in jeder Hinsicht vor dem Urtheil der Geschichte sicher zu stellen. Oktavian hat sich unleugbar in einzelnen Fällen seiner Verwaltung als Tyrann gezeigt, ohne desshalb ein Tyrann aus Grundsatz zu seyn. Seine Bildung war nach dem herkömmlichen Gange, welcher bei der Erziehung vornehmer Römer beobachtet wurde, regelmässig eingerichtet und selbst auf eine höhere wissenschaftliche Basis begründet; es ist unbillig, ihm den Sinn für edlere Künste zu bezweifeln, welcher damals ein Gemeingut aller in der Gesellschaft ausgezeichneten Personen war, wo die Vewirrung der Begriffe den Grad noch nicht erreicht hatte, auf welchem ein *armer* Pöbel den *reichen* Pöbel für vornehm hält. In jedem Falle dürfte *die* Zeit eine beneidenswerthe Stellung der Musenkünste und einen Grosssinn ihrer Pfleglinge zugleich bezeugen, wo ein Herrscher in den Liedern eines Dichters genannt zu werden einen Ehrgeiz hegt, ja es als einen Defekt seiner Grösse empfindet, dass der Dichter dazu eine sparsame Geneigtheit zeigt; während *wir* in Zeiten gekommen sind, wo sich die Herrscher den Weihrauch der Musen verbeten haben, weil er in Bettelbriefen umhergetragen worden.

Die Epoche, auf welche Suetonius in seinen angeführten Worten anspielt, dass Oktavianus den Dichter zu seinem Pri-

vatsekretair habe machen wollen, dürfte wohl geradehin sehr nahe nach der erfolgten persönlichen Vorstellung, von welcher wir demnächst werden zu sprechen haben, angesetzt werden müssen. Wenn übrigens Horatius ein solches Dienstverhältniss um die Person des Herrschers, so sehr dasselbe wahrscheinlich bloss formal hatte seyn sollen, aus Gründen der Gesundheit ablehnte, so dürfen wir auch diess keineswegs als blossen Vorwand ansehen. Eine Ablehnung mit der runden Erklärung: „Ich mag nicht!“ gäbe wahrscheinlich auch der entschlossenste Republikaner heutzutage auf solch ein Anerbieten keinem Monarchen, und es giebt gewisse Rücksichten der Höflichkeit, welche nicht von der Etikette, sondern von der Humanität diktirt werden. Man würde diess auch für Horatius dürfen gelten lassen; allein so treu, so ächt, so rein prägt sich einem liebevollen Studium der Charakter des Dichters aus seinen Werken aus, dass man auch den kleinen Schein conventioneller Unwahrhaftigkeit von seinem Benehmen gern hinwegnimmt. Die unruhvolle Lebensweise im Kaiserpallaste musste seinen empfindlichen Körperzustand in der That nicht minder schrecken, als der Gedanke persönlicher, wenn auch noch so zart behandelter Abhängigkeit im Herrndienste sein Freiheitsgefühl. Horaz *war* kränklich; er giebt uns über seine Körperzustände mit derselben Unbefangenheit Aufschluss, wie er aller seiner andern Verhältnisse, je nachdem es die Gelegenheit mit sich bringt, ohne Rückhalt gedenkt. In früherer Zeit finden wir ihn an jenem dem südlichen trocknen Erdreiche gewöhnlichen Uebel entzündeter Augen leiden [149]), was gerade den Verrichtungen eines Sekretärs zu grosser Beschwerde gereichen musste; und späterhin deutet er nicht bloss im Allgemeinen an, dass er zu Zeiten von Krankheit heimgesucht wird [150]), sondern er klagt auch im Einzelnen und wiederholt über hypochondrische Zustände [151]),

149) *Satiren* I, 5, 30 und 49 und daselbst unsre Bemerkungen.

150) In dem quam (veniam) mihi das aegro *Episteln* I, 7, 4 liegt doch: „wenn,“ oder „so oft ich krank bin,“ und es deutet auf eine Erprobung dieser Nachsicht.

151) *Ebenda* und 8, 3 fgg. Ueber dass Psychische dieser Hypochondrie *Jacobs* in den Lect. Venus. (Vermischte Schr.) S. 335 fgg.

er sucht die Sonne[152]), er braucht jährliche Blutreinigungen[153]) und Badekuren[154]), und zeigt durch die öftern, bald scherz- bald ernsthaften Expektorationen über sein reizbares Temperament[155]), dass er allerdings nicht der Mann war, es an einem Hofe und im täglichen Train eines geräuschvollen Geschäftslebens auszuhalten; während die gemüthliche Existenz auf dem Lande, die er so zauberisch anpreist[156]), ganz eigentlich für seinen Körper, wie für seine Denkart, seit der Sturm des Jünglingsherzes ausgetobt hatte, naturgemäss war. Gewann er es nun über sich, die aus den zarten und spröden Bedingungen einer der Pflege bedürfenden physischen Natur hervorfliessenden diätetischen Rücksichten gegen die Wünsche und Bitten seines Freundes Mäcenas, den er so treu und aufrichtig liebte, dem er sich so dankbar bekennt, mit dem er leben und sterben will, selbst bis zum Scheine der Herbe und Schroffheit geltend zu machen[157]): wie sollte denn eine Ursache übrig bleiben, die Entschuldigung mit seiner Gesundheit, die er dem Anerbieten einer amtlichen Thätigkeit bei der Person des Herrschers entgegensetzte, für einen blossen Vorwand zu halten?

Am vierzehnten des Monats Sextil, oder nach der seit 746 eingeführten noch heute üblichen Benennung, des August 725, war Cäsar Oktavianus aus dem Osten des Reichs wiederum in Rom eingetroffen und ein dreifacher Triumph, wegen der Besiegung Pannoniens und Dalmatiens in den Jahren 719 und 720; wegen des Siegs über Kleopatra und ihre Bundesgenossen bei Aktium 723 (über besiegte Mitbürger wurde

152) *Episteln* I, 20, 24. Auf leicht fröstelnden Körper deutet auch das contractus 7, 12.

153) Ars poetica 302.

154) *Episteln* I, 15. Ich verweise einstweilen auf meine Erörterungen zu solchen Stellen.

155) *Oden* III, 9, 22 fgg., 15, 25 fgg. *Satiren* II, 3, 323; *Episteln* I, 20, 25.

156) Besonders *Satiren* II, 6 und *Episteln* I, 10; viele beiläufige Anpreissungen, z. B. *Episteln* I, 14, 8 fgg. und unzählige der *Oden*, ungerechnet.

157) *Episteln* I, 7; über welche vorläufig zu vergleichen *Jacobs* S. 95 fgg.

nicht triumphirt); und wegen der Unterwerfung Aegyptens im Jahr 724, verkündigte der nun ruhigen und sich des Friedens erfreuenden Hauptstadt die jetzt ohne Nebenbuhlerschaft dastehende vestgegründete Monarchie. In diesem Zeitpunkte allem Anscheine nach war es, dass Mäcenas nach Beseitigung der mancherlei Festlichkeiten und Glückwünschungen, die auf jene rauschenden Triumphe hatten erfolgen müssen, eine ruhige Stunde benutzte, um dem Gebieter zunächst, wie bereits erwähnt worden, einige Gedichte seines Lieblings vorzulegen und ein näheres Verhältniss beyder Persönlichkeiten einzuleiten. Ob Cäsar Oktavian ungefähr in demselben Maasse, wie es der Dichter mit ihm gehalten, bis dahin entweder überall keine Notiz von demselben genommen, oder ihn geflissentlich ignorirt hatte, wer will darüber etwas bestimmen ohne ausdrückliche Meldungen? Wäre es doch kein Wunder, wenn bei den ungeheuren Ansprüchen, welche in dieser Reihe Jahre zwischen 713 und 723 an die Geschäftsthätigkeit des Machthabers schon durch die einfache Lage der Dinge gestellt worden, seiner Aufmerksamkeit die sich neu regende Thätigkeit der römischen Muse von selbst entgangen wäre! Diess lässt indessen des Mäcenas Begeisterung für diese Muse und die Theilnahme, welche Virgil in jedem Falle, sey es direkt, sey es indirekt, von dem Oktavianus erfahren hatte, nicht zu: es mochte also ein absichtliches Ignoriren des stolzdenkenden jugendlichen Republikaners, selbst wohl mit einigem stillen Zorne oder Verdrusse, allerdings zum Grunde liegen. Genug die Triumphe des Jahrs 725 waren das gleichsam im Namen Aller sprechende Symbol einer Amnestie für jede noch nicht aufgelöste Disharmonie, für jede noch nicht versöhnte Gesinnung, *von allen Seiten.* Der Beifall, welchen des Horatius Poesieen von Seiten des Herrschers fanden, wurde dem Dichter, ohne Zweifel auch nicht unabsichtlich, nicht durch Mäcenas, sondern durch einen andern Vertrauten, den Juristen *Cajus Trebatius Testa*, über den wir hier auf unsre Einleitung zu Satiren II, 1 verweisen müssen, zu erkennen gegeben[158]):

158) Die Ansicht *Grotefend's* (in seinem Artikel der Encyklopädie S. 459 a), Horaz habe diese Figur lediglich aus *Cicero's Briefen* entlehnt, lässt voraussetzen, dass Trebatius um diese Zeit todt gewe-

es war natürlich, dass eine Aufforderung, sich dem Herrscher persönlich vorzustellen, damit verbunden war, und die vorsichtigen, eine bescheidene Unschlüssigkeit ausdrückenden Andeutungen der genannten Satire *Vers* 17 bis 20 scheinen mir eine Anspielung auf die wirkliche Stimmung des Horaz bei dieser Aufforderung zu seyn. Wie dem nun sey, eine endliche Erscheinung des Dichters im „Schlosse," wie sie jetzt sagen würden[159]), war nach dem Bisherigen unausbleiblich. Wir knüpfen an diese endlich erfolgte persönliche Erscheinung jene Standeserhöhung, deren wir oben (bei Anmerkung 59) gedachten, dass nämlich Horatius bei dieser Gelegenheit entweder gleichzeitig aus dem Munde des Herrschers oder als unmittelbare Folge der Audienz durch Brief und Siegel (vielleicht beydes) die Berechtigung eines im dritten Gliede von freien Aeltern abstammenden Römers und damit zugleich die zum Tragen der Insignien eines nicht bloss durch den Census befähigten, sondern eines gebornen römischen Ritters empfangen haben möchte. Denn noch in jenem nämlichen Jahre 725 (s. oben Anmerkung 139) hatte Oktavian, unter Beihülfe des Agrippa, das Geschäft eines Censors ergriffen, hauptsächlich um den Senat durch gänzliche Reinigung und Umgestaltung wieder auf eine angemessene Stufe öffentlicher Achtungswürdigkeit zu erheben; und da er in dieser Funktion zugleich neue Erhöhungen in den Patricierstand vornahm[160]), so

sen wäre; worüber wir nichts wissen. Aber war diess der Fall, oder lebte Trebatius gar noch und Horaz *dichtete* dennoch nur diese Consultation, ohne dass wirklich ein ähnliches Gespräch zwischen ihm und dem Manne stattgefunden, so beging in beyden Fällen der Dichter eine Absurdität, die zur leichtfertigen Unschicklichkeit wurde, da er den Namen des Herrschers einmischte. Beydes ist unmöglich und wir verlieren nachträglich über die Sache kein Wort weiter. Die fragliche Satire konnte mit ihrer rühmlichen Erwähnung des damals alten und stillhinlebenden Trebatius nur eine sehr natürliche Dankbezeigung für seine in diesem Anliegen dargethane Beflissenheit seyn.

159) Cäsar Oktavian wohnte damals noch in dem alten Palatinischen Hause des Hortensius, das erst 756 nach einem durch Blitz erregten Brande zum eigentlichen Kaiserpalais umgebaut und erweitert wurde. *Drumann* IV, S. 289.

160) Bereits 721 hatte er dergleichen, nach dem Beispiele seines Vaters Cäsar, vollbracht (*Dio* XLIX, 43). Es war diese Maassregel,

können wir uns keine schicklichere Epoche denken, wo sich auch jene dem Horaz zu erweisende, natürlicherweise durch Mäcenas gehörig eingeleitete Gunst in Ausführung bringen liess. Ein äusserliches Zeugniss glauben wir dafür geltend machen zu können. In mehrbesprochner *Satire* II, 1, deren Entstehungszeit in derselben Epoche dieser von Oktavianus mit Agrippa geübten Censur (oben bei *Anmerkung* 140) wahrscheinlich gemacht worden ist, und von der wir noch so eben glauben eingesehen zu haben, dass sie der persönlichen Zusammenkunft Horazens mit dem Imperator vorausgegangen, ja sie angebahnt, bezeichnet der Dichter den *Lucilius*, seinen Vorgänger, *Vers* 29 als se meliorem, d. i. *vornehmer* denn er selbst (Horaz), und *Vers* 75 bekennt er sich infra Lucili censum, *unter dessen Range;* in demselben Buche aber 7, 53 fg. legt er sich die Ritterinsignien und den Stand eines judex selectus (zu *Satiren* I, 4, 123 und oben bei *Anmerkung* 57) bei. Ich glaube nun nicht, dass Horaz jene Aeusserungen gethan hätte, wenn er schon damals selber den Ritterrang vermöge officieller Anerkennung besessen hätte (und dass er sich denselben zufolge irgend einer stillschweigenden Usurpation angemasst, wird man doch, wie wir schon bei jener früheren Gelegenheit ausgesprochen haben, einem Horaz nicht zutrauen wollen). Dürfte auch in der ersten Stelle, da dort steht *nostrum* melioris *utroque* und folglich Trebatius, der, wie man aus *Sueton's* Vita Julii Caesaris 78 schliesst, Volkstribun gewesen, jedesfalls aber von senatorischem Range war, der melior im Allgemeinen nicht auf äussern Rang und Stand gehen sollen (man sehe unsern Commentar), so spricht doch die zweyte durch den Ausdruck census laut genug. Denn dieser bezeichnet nicht etwa schlechtweg die Herkunft (natales), sondern Rang und Stand zufolge des Vermögens, oder einfach dieses selber: nach beyden Auffassungen spricht die

eine Art fictio juris, wie die des römisch-deutschen Königs, dem dentschen Adel *vier* oder gelegentlich auch wohl mehr, reingeborne Ahnen zu schenken, eins der sanfteren, aber desto mehr ein unfehlbares Mittel, jene vim principatus zu souteniren, von der Sallustius der Jüngere bei Tacitus *Annalen* I, 6 der Livia so meisterschaftlich redet. Vgl. *Drumann* III, S. 669; IV, S. 279.

Stelle lediglich *für* uns; denn in beyden Fällen konnte Horaz bei Unterscheidung seiner Person von der des Lucilius bloss denjenigen Maassstab anlegen, den die Bedeutung des Wortes census an die Hand gab, und, selbst römischer Ritter, von einem römischen Ritter, was Lucilius lediglich war und zeitlebens blieb, nicht censu sich unterscheiden wollen. War er nun zur Abfassungszeit von *Satiren* II, 1, d. h. im Spätjahre 725, noch nicht Ritter, so ist klar, dass er es in der Zwischenzeit von diesem Jahre zu dem der Abfassung von Satire 7 geworden seyn muss. Diese aber können wir über den December (*Vers* 4) des Jahrs 726 nicht wohl hinausschieben, da sich nachweisen lässt, wie wir nachher thun werden, dass alle übrigen Satiren dieses zweyten Buchs, in welchen eine Zeitspur sichtbar wird, vor Abfassung der ersten und folglich auch dieser siebenten fallen, und sonst auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, dass Horaz über das Jahr 726 hinaus noch Satiren gedichtet habe, hervortritt: daher *Kirchner* S. 19 die Herausgabe beyder Bücher in dieses Jahr setzt; *Franke*, welcher S. 21 fgg. die Herausgabe des ersten Buchs auf 719 bestimmt hat, S. 41 fg. vgl. mit 109 fgg. sogar mit dem zweyten noch, der historischen Genauigkeit zuwider, in das Jahr 724 zurückgeht. Dass wir aber besagte *siebente* Satire in das Jahr 726, und nicht, wie *Kirchner* thut, noch in das Jahr 725 legen, geschieht aus dem sehr einfachen Grunde, dass, wenn Horaz nach jener ersten Audienz, die er bei dem Imperator hatte, die Insignien des Ritterstandes empfing, es einer mit seinem Charakter ganz und gar nicht übereinstimmenden kleinlichen Aufschneiderei ähnlich sehen müsste, wenn er noch gleich hinterher in einem kurzen, sehr kurzen Zwischenraume so familiär mit diesen Insignien würde zu thun scheinen, als sie ihm in Satire 7 offenbar sind. Die Ehre, unter die judices oder Gerichtsgeschwornen gewählt zu werden, konnte ihm dagegen bei den bekanntlich durch das Volk vollzogenen Wahlen auf das Neujahr 726 gar wohl sogleich zu Theil geworden seyn [161].

161) Ich denke mir die Sache so. Mäcenas, der natürlich, wenn das Sabinische Gut nicht völlig den Werth des Rittercensus (20000

Durch diese Standeserhöhung wurde der Dichter der Alleinherrschaft auf eine Weise verpflichtet, welche ein sprödes Ablehnen ihres thatsächlichen Bestandes oder eine ideologische Polemik wider ihre Principien hinfort als eine eben so unschickliche als fruchtlose Sonderlingschaft hätte erscheinen lassen müssen. Der Wille der Vorsehung, der Wille des Volks, die Sehnsucht der Gemüther und die Bedürfnisse des Weltzustandes stimmten in Anerkennung des Geschehenen zusammen; und es war das Interesse jedes Einzelnen, dasselbe bevestigt und gegen neue Stürme verwahrt zu sehen. Das persönliche Gefühl des Dichters konnte nicht unempfindlich bleiben für die positive Segnung, mit welcher für ihn diese definitive Veränderung bezeichnet war. Nur ein Leichtsinniger

Thaler Gold) gehabt hätte, schon dafür gesorgt haben mogte, das Nöthige zu ergänzen, wollte auch von einer andern Seite her, sey es den Oktavian, sey es den Horatius bearbeitet haben. Des Trebatius bediente sich Oktavian ohne Zweifel, wie sein Oheim Cäsar, als Rechtsconsulenten seiner Familienangelegenheiten, und er mogte die schriftliche Ausfertigung der Ingenuitätsakte zur Anordnung übertragen bekommen haben. Ob diess die erste Veranlassung zur Bekanntschaft des Dichters mit ihm gewesen sey oder frühere Verhältnisse vorangegangen, darüber ist natürlich unnütz zu grübeln. Unterdess hatte Mäcenas dem Horaz zum Genuss seiner neuen Rechte eine kleine Freude bereitet und bei der Beliebtheit, deren er sich zu getrösten hatte, einigen einflussreichen Bürgern unter den Fuss gegeben, dass sein Freund zum judex erwählt wurde, was demselben gleichsam Brief und Siegel darüber gab, dass er den Anmahnungen seines Vaters und den ihm von demselben vorgehaltenen Beispielen (*Satiren* I, 4, 124) entsprechend gelebt habe. So kann es seyn! Vielleicht auch anders! Denn in dieser Art Dingen ist allerdings keine Regel zu geben als jene schöne der von *Kant* dem alten Nikolai zuparodirten Logik: „Braun waren Pharao's Kühe, doch auch von anderen Farben!" Fragt man dagegen, welche Gedichte das wohl seyn mochten, welche den Horaz bei Oktavian vorzugsweise empfahlen, so mögte ich mit einer grösseren Zuversicht, als sie in diesen *rein* problematischen Fragen zulässig ist, neben dieser und jener Epode und Satire, die gewiss dabei waren, deren Genre jedoch gerade einen Herrscher wohl am Wenigsten angesprochen haben dürfte, theils weil diess Genre eine ausgebildetere ästhetische Kennerschaft voraussetzt, theils weil der Inhalt eben der obersten censorischen Würde selbst in's Handwerk greift, an einzelne Oden denken und da z. B. eben I, 2; I, 37; II, 12; und besonders wohl auch III, 4, über die ich mich unten näher auslassen werde, herausheben.

setzt sich über den Gedanken hinweg, welchen Personenstand im bürgerlichen Leben er einnehmen möge; und ist es rühmlich, sich zu armen aber ehrlichen und unbescholtenen Aeltern ohne Verlegenheit zu bekennen, so fühlt doch auch der Vorurtheilsloseste und Bescheidenste mit vollem Recht einen Mismuth, wenn er, sobald ihn persönliches Verdienst und ehrenvolle Anstrengung über die Beschränkungen einer engen Sphäre des gesellschaftlichen Daseyns hinausgehoben, durch die Misgunst der Uebelwollenden, durch den Hochmuth der Vorberechtigten, wohl gar durch einen Schein rechtmässiger Zurücksetzung befördernde Engherzigkeiten der bürgerlichen Verfassung allstets gemahnt werden soll, wohin ihn die Verhältnisse seiner Vorfahren und seine Geburt stellen würden. Diese Dinge sind dem Eigensinne des Zufalls Preis gegeben: aber was sich ein jeder an Gunst und Gaben durch das freie Walten seiner Persönlichkeit zu erwerben weiss, soll ihm billig die Gesellschaft unverkürzt und unbekrittelt bewahren und ihn in dessen rechtmässigem Besitze schützen helfen. Bei den Römern herrschte aber in diesem Betrachte die nämliche Kleinstädterei und der beschränkte Philistersinn, über den sich in modernen Verhältnissen das von Haus aus nicht durch das Glück bevorzugte Talent so oft zu beschweren hat, und wie vielfältig Horaz mit seiner Abkunft aus freigelassenem Stande dem Neide herzuhalten hatte, werden wir durch ihn selber in genügendem Maasse belehrt. Jetzt galt es für ihn, den höchsten Regionen, denen ihn die Achtung vor seiner Muse und seinem freisinnigen Geiste einverleibt hatte, auch äusserlich gleichsam ebenbürtig zu erscheinen. Den Schreiberstand, die Erinnerung an eine plebejische, ja zunftmässige Existenz, hatte er allem Anscheine nach (ein bestimmtes Datum fehlt uns darüber) bereits im Jahre 716 auf 717, als ihn der Zutritt zu Mäcenas überhaupt in eine gesellschaftlich und litterarisch-aristokratische Sphäre zu heben begann, stillschweigend quittirt, d. h. er hörte, ohne förmlich auszutreten, auf, dessen Funktionen zu versehen. Dasjenige, was er ausser seinem täglichen Tische [162]) bei Mäcenas nöthig hatte, wusste sicher

162) Was der Ausdruck convictor, dessen sich der Dichter von

der im Lebensgenusse und in den Feinheiten einer vornehmen Existenz genialisch raffinirte Gönner trotz einer Fürstin Leonora, wenn sie für den träumerischen Sänger der Gerusalemme sorgte, zartsinnig darzubieten. Jetzt endlich war Horazens Anwartschaft auf eine öffentliche Geltung, auf eine Stellung in der haute volée, die sich auch selbst um die anfangende Dynastie in erneuten Formen gestaltete, vollendet, und er durfte sich in einem der Universalität seines Geistes und seiner Bildung zusagenden Elemente mit der Zuversicht einer nicht mehr zweifelhaften Berechtigung heimisch fühlen. In unsern Augen aber kann er bei dieser höchsten und letzten Stufe seiner Lebensverhältnisse neuerdings nur gewinnen, da wir ihn nach wie vor die Gesinnungen reiner Humanität und Biederkeit, unbestechliches Freimuths, auf sich selbst beruhender Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue, nach wie vor bethätigen und nirgends auch nur die leiseste Spur eines dünkelhaften, hoffärthigen, sich wegen der äusserlichen Dinge für etwas haltenden, mit Einem Worte jenes Wesens hervortreten sehen, durch welches sich der gemeine Tross der Glückspilze und Emporkömmlinge unleidlich zu machen pflegt.

In die letzten Zeiten des Jahrs 725 oder in die ersten des Jahrs 726 möchte die Offerte des Cäsar Oktavianus, unsern Dichter als Privatsekretär unmittelbar an seine Person zu knüpfen, gesetzt werden müssen. Irren wir nicht ganz, so ist in den beyden letzten Zeilen von *Oden* III, 1:

„Was sollt' um arbeitvollern Reichthum
Ich das Sabinische Thal vertauschen?"

eine Hindeutung auf die Ablehnung von Seiten des Dichters gegeben; woraus von selbst natürlich erfolgt, dass diese Ode weit früher, als die Herausgeber sie gewöhnlich entstanden glauben (736 nach *Kirchner* und *Orelli*), zu setzen seyn wird. Diess kann keinem *unsrer* Leser auffallen, vor denen wir den Grundsatz, dass keineswegs *alle* Oden Horazens nach den Epoden und Satiren abgefasst seyen, wiederholt geltend zu machen Gelegenheit hatten. Ja es ist, wie wir bereits angedeutet haben, kaum zu zweifeln, dass gerade das aus ihm

seinem Verhältnisse bedient, entschieden besagt. Mit einem förmlichen Austritt aus der Schreiberzunft scheint mir Satiren II, 6, 36 fg. zu streiten.

mitgetheilten Oden hervorleuchtende *lyrische* Talent des Venusinischen Musenjüngers den Beherrscher des Erdkreises für dessen Bestrebungen eingenommen habe.

Von jetzt an können wir mit Horazens Lebensgeschichte sehr einfach verfahren; die Summe des Restes ist, dass, soweit diess von einem Sterblichen überhaupt gesagt werden kann, seine Tage in gleichmässigem Frieden und heitrem Genusse verflossen, so dass das *Satiren* II, 6, 5 an den Sohn der Maja gerichtete Gelübde, „ihm die gegebenen Güter dauernd eigen zu machen," in Erfüllung ging, und er zuletzt, wo nicht hoch an Jahren, doch nicht untheilhaft eines mässigen Glückes, als ein „gesättigter Gast" von dem Mahle des Daseyns hinwegschied (*Satiren* I, 1, 117 fgg.). Zunächst verfolgen wir ein oben abgebrochenes Thema, die Epochen seiner satirischen Dichtungen in's Licht zu setzen, und geben die chronologische Reihenfolge des *zweyten* Buchs an. Hier kündigt sich entschieden *Satire* 3 durch ihren Anfang, als welcher auf eine bis dahin eingetretene Pause in Abfassung solcher Art Dichtungen deutet, als das erste Werk dieser neuen Reihe an, und da wir auch schon bei der Erörterung über das Sabinum das genaue Zeitdatum desselben (s. oben bei *Anmerkung* 132) ausgemittelt haben, so ist uns mit solchem (December 721) der Ausgangspunkt gegeben. Dessgleichen sehen wir *Satire* 6 eben so genau und unwidersprechlich auf den December des Entscheidungsjahrs 723 gebracht (s. bei *Anm.* 133); und von *Satire* 1 haben wir noch kurz vorhin dargethan, dass dieselbe dem Jahre 725 (s. bei *Anm.* 140); von Satire 5, dass sie dem Spätjahre 724 angehört (bei *Anm.* 142). Endlich kann kein Zweifel seyn, dass zufolge unsrer noch eben beendeten Beleuchtung der Verhältnisse, unter welchen Horaz in die Rechte eines bis in's dritte Glied hinaufreichenden Freibürtigen (ingenuus) und römischen Ritters eingesetzt worden, Satire 7 *nach* Satire 1, folglich nach 725, also mindestens 726, wie der Dichter *Vers* 4 selbst andeutet, im December, dem Monate der Saturnalien, und während dieser Feier, gedichtet sey. Dass wir Ursache haben, bei diesem Jahre 726 sogleich stehen zu bleiben, ist bereits angedeutet: es kommen über dasselbe hinaus durchaus keine ge-

schichtlichen Zeitspuren in den Satiren des zweyten Buchs vor; einige Kritiker setzen bereits in das Jahr 727 Horazische *Briefe;* und soviel kann vorläufig als gewiss angesehen werden, dass Horaz, als er die Briefform für seine poetischen Expektorationen gewählt hatte, keine Satiren weiter gedichtet hat. So weit man demnach auf einem überhaupt bis zu einem gewissen Grade stets problematischen Felde mit Wahrscheinlichkeit etwas äussern kann, ist *Kirchner's* Vermuthung als folgerecht anzuerkennen, dass Abschluss und Herausgabe des *zweyten Buchs der Satiren* über 726 nicht hinausgehe [163]).

Es bleiben also jetzt nur noch die Entstehungszeiten von *Satiren* 2, 4 und 8 zu ermitteln, in welchen direkte historische Augenmerke für den Chronologen sich nicht hervorthun. In einiger Verlegenheit befinden wir uns namentlich mit *Satire* 2. In dieser wird uns der durch die Ackervertheilungen der Triumviralzeit an seinem Eigenthum verkürzte biederbe Landmann *Ofella* dargestellt, indem er über die Unmässigkeit und Völlerei seiner Zeit sehr beherzigenswerthe Betrachtungen vorträgt, und Horaz deutet an (*Vers* 112 fgg.), dass er nicht nur in seinen Knabenjahren denselben bei vollem und reichem Besitze gekannt habe, sondern ihn auch während der Abfas-

163) Da übrigens wegen der in der Saturnalienzeit gedichteten *siebenten*, der Chronologie nach letzten Satire dieser Termin selber mit dem Schluss gedachtes Jahrs zusammenfällt, so wäre doch wohl die förmliche Herausgabe auf 727 zu verlegen. Ich will aber hier beiläufig eine Vermuthung äussern. Diess zweyte Buch hat keinen Epilog (s. die nächste Anmerkung) und seine Anordnung ist confuser als die des ersten, besonders wenn sich meine Ansicht als bündig zu erwahren vermögte, dass Satire 4 und 8 in umgekehrter Ordnung als Seitenstücke entstanden sind und unter sich eine Folge bilden. Leicht wäre nun möglich, dass Horaz eine eigentliche Herausgabe dieses zweyten Buchs für's Erste gar nicht veranstaltet, sondern es einstweilen bei zerstreutem Bestehen und analoger Verbreitung der einzelnen Stücke belassen habe, indem er, ob er der Satire ganz Valet sagen wolle, noch nicht mit sich einig, das neue Genre des *poetischen Briefs* so lebhaft ergriff, dass er darüber die Zusammenstellung seiner späteren Satiren als eines geschlossnen Ganzen versäumte, bis er eine solche allenfalls, als er das *erste Buch der Episteln* veröffentlichte, zugleich, vielleicht lediglich durch den Buchhändler, erfolgen liess. Das sey aber nur so hingeworfen; ich meine nur!

sungszeit dieser Satire persönlich kenne; welche letztre Anspielung durchaus so gefasst ist, dass wir auf ein kurz vorher stattgefundenes persönliches Zusammenseyn zu schliessen haben. Ein solches kann nun nicht wohl anders als 717 bei der Brundisinischen Reise vorgefallen seyn; denn von einer Spur weiterer Abwesenheit des Horatius aus der Nähe der Hauptstadt zwischen gedachtem Jahre und der Epoche von 726 auf 727, wo wir jetzt stehen, zeigt sich nichts. Daher setzt *Kirchner* S. 13 und 60 diese Satire geradezu in den Herbst 717, nach der Rückkehr des Dichters aus dem südlichen Italien. Andre rücken mehr oder weniger in spätere Jahre vor, vermuthlich weil sie sich ungern denken, dass eine Satire, welche zur Zeit der im *ersten* Buche gesammelten entstanden sey, nicht in dieses, sondern erst in das *zweyte* Buch aufgenommen worden. Diess liesse sich auch hören, wenn wir für eine solche Erscheinung gar keinen Grund abzusehen vermögten. Allein wie wäre es, wenn wir annähmen, der Dichter habe bei der ersten Sammlung 719 oder 720 dieses Stück, welches ohne Zweifel den engeren Freunden auch zur Zeit seiner frischen Entstehung keineswegs unbekannt geblieben, gleichwohl, und vielleicht auf Freundesrath, gegen das grössere Publikum einstweilen zurückgehalten, um, da er doch allmählig sich in die politischen Conjunkturen zu schicken begann, durch die gehässige Erinnerung an die Beraubungen Italischer Einwohner zu Gunsten geldgieriger Soldaten kein Misfallen anzuregen? Ein Andres war es mit der obenhin aufgeworfenen Frage *Satire* 6, 55 fg. in einer Zeit, wo jene ersten Leiden bereits verwunden waren, wo die Vertheilungen nicht mehr im Wege blinder Parteiwuth und gewaltsamer Vertreibung gehandhabt werden konnten, wo überdiess bloss eine müssige Neugier gleichgültiger und unbetheiligter Zuschauer vorübergehend berührt wird; ein Andres mit der *Satire* 2 geschilderten Situation, wo ein unter den Folgen des öffentlichen Grundübels, der allgemeinen Habsucht und Schwelgerei, selbst leidender Kernmann die Laster der Zeit zum Thema einer ernsten ausdrücklichen Strafrede macht und durch den Gegensatz des sich männlich und ehrenhaft in sein Schicksal ergebenden altberechtigten Besitzers gegen die pre-

kären Titel eines anmasslichen, widerrechtlichen und ungeschlachten Eindringlings der wunde Fleck jener unerhörten Maassregel erst recht in's Auge gerückt wird. Man könnte sagen: „Ei, sind denn nicht Virgil's gleich von den ersten Momenten ihrer Entstehung an den höchsten Gewalthabern selbst unter die Augen gelegte, ja als Anspruchstitel auf Schutz und Empfehlung des Verfassers ausdrücklich benutzte, und 717 sicherlich in aller gebildeten Römer Händen befindliche *Eklogen* voll Jammers über die Plackereien der Ackervertheilung?“ Aber dort schreit ein selbst Nothleidender mitten in und während der Verwirrung um Hülfe: Virgil dichtet noch in der eigentlich triumviralischen Zeit selbst, wo das Unheil allen drei Machthabern, dem einen so gut wie dem andern, aufgebürdet werden konnte; wo noch nicht Oktavianus, wie 717, in Italien so gut als ausschliesslich Herr war und man da für jedes öffentliche Misgefühl nur *ihm* Rechnung trug; man konnte der andern Partei zur Last schieben, was der einen misfällig gewesen wäre; Oktavian wird schon zu dieser ihm noch keineswegs vorzugsweise gehörenden Zeit als der alleinige Helfer, als rettender Gott, gepriesen; und die Person des Dichters selbst ist für die Lenker der öffentlichen Schicksale indifferent, er ist ein schuldloser, keiner Partei zugehörender Landmann. Horaz dagegen spricht nicht in seinem eignen Namen und als ein selbst Beeinträchtigter, sondern er dramatisirt die Geschicke gemishandelter Dritter als ruhiger parteiloser Zeuge, so dass seine Darstellung alles Schneidende einer objektiven, für sich selbst sprechenden Thatsache empfängt; er dichtet in einer Zeit, wo das Gehässige dieser Thatsache allerdings seinen Hauptschatten auf den damals in Italien allein gebietenden Oktavianus warf, vielleicht sogar nach Absicht des Dichters werfen sollte; und dieser selbst endlich war keineswegs eine harmlose Person, sondern gehörte derjenigen Partei an, hatte wenigstens auf Seiten *der* Partei noch gefochten, deren Bekämpfung gerade zu jenen invidiosen Ackerverleihungen den Vorwand hatte hergeben müssen. Diese Umstände möchten sich nun doch wohl dafür geltend machen lassen, dass die fragliche Satire aus dem *ersten* Buche in einer Herausgabezeit, wo bei der fortwährenden

Schwierigkeit der Bürger einerseits, über die Ungerechtigkeit solcher Gewaltmaassregeln, und andrerseits der Soldaten selbst, die an dem ihnen Zugesprochnen nie genug hatten und immer mehr wollten, eine dichterische Beleuchtung solches politischen Unfugs in höheren Regionen übel vermerkt werden konnte, lieber herausgelassen; bei Sammlung des *zweyten* aber, in einer unverfänglichen Periode, wo die ganze Operation längst aus der Luft gebracht war, nachträglich aufgenommen worden sey. Ich wenigstens wüsste keine andre Wahrscheinlichkeit auszusinnen, um dem Bedenken zu entgehen, dass doch die deutlich auf eine Gegenwart anspielenden Worte *Vers* 114 fgg. nicht gar zu weit von dem Zeitraume des Jahrs 717 hinausgezogen würden. Denn z. B. meinetwegen bei dem Jahre 722, für welches wir gar keine Satire des Horaz aus historischen Beweisgründen anzusetzen haben und also uns allenfalls denken könnten, wir dürften ja nur jene Satire in ein solches leerstehendes Jahr schieben — ich sage, bei dem Jahr 722 etwa zu denken, Horaz habe damals briefliche Nachrichten gehabt, dass es mit dem alten Ofella noch stehe, wie er denselben 717 gefunden hatte, wäre denn doch geradezu eine kleinliche, ja läppische Erklärungsauskunft. *Franke* S. 114 merkt an, die Satire müsse vor 727 geschrieben seyn, weil in diesem Jahr Oktavian auch begonnen habe, die verfallenen Tempel der Götter wiederherzustellen, während in jener *Vers* 103 fg. über solchen Verfall geklagt wird: diess ist nicht aus der Luft gegriffen, aber etwas abseits liegend ist es doch; denn es ist ein rein negatives Argument, und bis zum Jahr 726 dürfen wir vollends nicht heran, wenn Horaz den Ofella selbst wirklich nicht später als 717 auf seinem nun zinsbar gewordenen Landsitze gesehen haben und doch in der Weise, wie er es in der Satire thut, von dessen fortdauernden Zuständen sprechen soll. Ich lasse es daher in Gottes Namen bei *Kirchner's* Voraussetzung und statuire hier eine der Abweichungen, die auch, bereits nach Nachweisungen *Vanderbourg's* (vgl. *Kirchner* S. 8), bei einzelnen Oden in Anwendung kommen, dass nämlich die Aufnahme eines jeden einzelnen Stückes in ein späteres Buch nicht auch eine spätere Entstehung desselben als nothwendige Folge bedingt. Von

den beyden andren noch übrigen Satiren des *zweyten* Buchs aber, nämlich 4 und 8, welche gar keine historischen Kennzeichen ihrer Entstehungsepoche an sich tragen, wissen auch die Ausleger nichts Bündiges zu sagen: denn dass z. B. *Grotefend* und *Franke* Satire 4 in's Jahr 722 setzen, beruht auf der willkürlichen Annahme, dass Horaz seine Satiren mit Ausnahme der *Prologe* und *Epiloge* [164]) in derjenigen Folge

164) Ueber die Natur dieser *Prologen* und *Epilogen* verbreitet sich *Franke* S. 35 fgg. Man muss sie nur nicht aus dem Gesichtspunkte eigens zu Belehrung des Lesers und zur Einleitung in die gesammte Gattung gedichteter Stücke, sondern, wie die andern, als aus zufälligen Stimungen hervorgegangene Ergüsse einer ethischen Betrachtung ansehen, die der Dichter mehr desswegen, weil sie ihr Thema überhaupt aus einem allgemeineren Gesichtspunkte behandeln, als weil er sie zu einem ausdrücklich didaktischen Zwecke geschrieben hätte, bei Anordnung des Ganzen voran- oder nachgestellt hat. *Satiren* I, 1 diente desswegen gut zu einem Eröffnungsgedichte der ganzen ersten Sammlung, weil sie das Grundübel der menschlichen Unzufriedenheit, dass die Meisten aus Sorge für die Mittel des Daseyns nicht zu dessen Zwecke, nicht zu einem reinen Genusse des Daseyns selbst, kommen, sehr eindringlich vergegenwärtigt und mit einer, der dichterischen Weltanschauung durchaus angemessenen und zustehenden Erhebung über die materielle Gewinnsucht, die Hauptkrankheit der damaligen, wie jeder luxuriös gewordenen Zeit, den maasslosen Geiz, unter immer neuen Anläufen geisselt. Von speciell prologirenden Zwecken zeigt sich in dem Gedichte so gar nichts, dass vielmehr dessen Stellung an die Spitze der übrigen an und für sich selbst lediglich dadurch motivirt wird, dass es mit einer Anrede des Mäcenas beginnt und dadurch sich als eine Dedikation ankündigt. *Satire* 10 eignete sich insofern zu einem Epiloge, als dieselbe apologetischer Natur war; sie nimmt aber nicht die satirische Gattung überhaupt, sondern nur die Horazische Behandlung derselben, und zwar in dem Gegensatze seiner formaleren Korrektheit gegen die Nachlässigkeit des Lucilius, in Schutz, hat also ungleich mehr eine sub- als eine objektive Tendenz. *Satiren* II, 1 bildet wiederum einen erspriesslichen Eingang, weil der Dichter diessmal sich über die Gattung selbst rechtfertigt und sein Verhältniss zu ihr, die Absichten, wozu sie ihm dient, darlegt: auch diese Dichtung ist nicht eigentlich zum Prologe gedichtet, sondern bloss, als das sich am Meisten in allgemeiner Erörterung haltende Stück dieses zweyten Buchs, dazu gestempelt. Der wesentlichste Unterschied dieser Prolog- und Epilogsatiren (nicht etwa *satirischen Pro-* und *Epiloge*) von dramatischen Pro- und Epilogen ist, dass

zu einer Sammlung geordnet habe, wie sie der Reihe nach auch in der Zeit entstanden seyen. Da unsre Nachweisungen diese Annahme von Haus aus über den Haufen werfen, so haben wir nicht der Mühe werth finden können, von derselben, etwa um sie noch besonders zu widerlegen, Notiz zu nehmen. Wir lassen uns daher anch auf die Rechnung nicht ein, kraft welcher eben, jenen Herren zufolge, besagte Satire in besagtes Jahr fallen soll. Uns dünkt, dass Horaz durch die Vorspiele der politischen Endkatastrophe von 723, welche gerade in erwähntes Jahr fallen, im Gemüthe zu sehr bewegt war, als dass er sich zu längeren und gerade zu so behaglich humoristischen Compositionen, wie Satire 4 und 8 sind, hätte aufgelegt fühlen mögen. Vielmehr will uns folgende Combination eine grössere innere Haltbarkeit zu gewähren bedünken. Ist *Satiren* II, 1, wie uns evident zu seyn scheint, 725, II, 7 aber, wie höchst wahrscheinlich, 726 gedichtet (denn je später wir diess Gedicht legen wollten, desto grösser würde unsre Verlegenheit werden, anzugeben, was denn noch für Satiren zwischen diesen beyden, der *ersten* und *siebenten*, liegen sollten, und wann denn endlich Horaz das zweyte Buch zu einem öffentlichen Besitzthume sollte gemacht haben): liegen ferner, wie ebenfalls evident geworden, beyde Gedichte jedesfalls wenigstens ein ganzes Jahr aus einander: so ist eine Frage an ihrem Ort: „haben wir keine anderweitigen Satiren, diesen Zwischenraum auszufüllen?“ und da kommen uns genannte beyden, 4 und 8, höchst angemessen entgegen als zwey Werke, deren formale Vollendung an und für sich den Charakter möglichster dichterischen Uebung und Reife in der einschlagenden Gattung, und deren Inhalt eine dermassen ungetrübte und behagliche Seelenstimmung beurkundet, wie sie der Dichter nur immer nach dem endlich, für die öffentlichen Zustände durch den

jene selbstständige Stücke der satirischen Gattung selbst sind und auch ohne nachfolgende weitere Stücke bestehen könnten, während diese ohne die zugehörigen Dramen alle Bedeutung verlieren. Dass aber das zweyte Buch Horazischer Satiren einen Epilog gar nicht hat, beweist eben, dass weder Prologen noch Epilogen überhaupt an und für sich der satirischen Dichtung nöthig sind.

725 geschlossenen Janustempel, für seine persönlichen Beziehungen durch die völlige Vereinigung mit den Personen und Interessen der Monarchie, erlangten Frieden zu geniessen vermochte. Auch die Objekte beyder Satiren kommen dieser Hypothese zu Statten. Eine Friedenszeit, wie sie erst mit den Triumphen von 725 eintrat, wo gar keine Wolken mehr am Horizonte weilten, wo die allenfalls an den Enden der Erde noch zeitweise zu besorgenden Kämpfe mit barbarischen Völkern höchstens den Stoff eines gemüthlich gleichgültigen Geplauders bei einem wärmenden Feuerchen oder dem Sokratischen Becher gewähren konnten, eine solche Zeit eignete sich zu Diners und Gastgelagen, welche das Fundament jener genialischen Sittengemählde sind. Die reichgewordenen Lieferanten, die Hofbankiers, die bourgeois gentils-hommes spielten jetzt ihre Rolle. Und so setze ich *Satire* 8, als die frühere der beyden, in den Frühling 726; denn auf Frühjahrszeit deuten die *Vers* 8 fgg. vorkommenden Vegetabilien. *Satire* 4 folgte dann im Sommer desselben Jahrs hinterdrein; denn wer, wie *Vers* 21 fg. geschieht, eine Anweisung giebt, wie man sich im Sommer vor ungesundem Obstgenusse bewahren soll, wird eine solche Lehre nicht in einer Jahrszeit vortragen, wo das fragliche Obst nicht zu haben ist und also die Nahelegung einer Verwahrungsmaassregel kein Motiv hat. Beyde Gedichte aber stehen in einer offenbaren Wahlverwandschaft; sie sind zu einander gedichtete Seitenstücke: zu der glänzenden Darstellung eines gänzlich fehlgeschlagenen Versuchs, den vornehmen Wirth und feinen Esskünstler zu spielen, zu der culinarischen Tragödie und dem Nachtstücke der Gourmandise, gehörte ein heitres, positives, aufmunterndes Gegenbild, ein Lichteffekt, eine grosse Festfeier und Apotheose des wahren Bewirthungsgeistes und Speisegenie's! Dieser Hymnus auf die Kunst zu essen, diese Charte und Constitutionsurkunde des eleganten Tafelgeschmacks, diese *vierte* Satire, ist die absolute Parodie, die gelassen erhabene Abnegation, das niederschmetternde Triumphlied gegen die effektlosen Bestrebungen der reich gewordenen Hungerleider, die jetzt unter dem anmasslichen Philistertrumpfe: „Wir haben *auch* Geld!" mit der wahrhaft feinen Welt, mit der Aristokratie des eigent-

lichen, nämlich des *geistigen* Geburtsadels, mit den Leuten des Genie's und der nicht erst aus Brocken andrer Geister aufgelesenen, nicht jeden Morgen auf die Unterhaltung des Abends in saurem Schweisse sich aus dem Conversationslexikon präparirenden Bildung, in die Schranken treten wollen. Dass man im Grunde beyden Satiren bloss moderne Namen einzuflechten und sich lediglich das äussere Appareil ein wenig anders zu denken brauchte, um ihre schlagende Gewalt bei jedem Diner der durch das Lumpensammeln im Auskehricht der neusten Weltgeschichte feist gewordenen Glückspilze nach jeder Beziehung hin lebendigst zu empfinden, bleibt das beste Loblied der in denselben aufgewendeten Dichterkraft.

Das *zweyte* Buch der Satiren unterscheidet sich von dem ersten gleich von vornherein durch eine grössere Reife und Milde der gesammten Behandlungsweise, besonders aber durch die durchgängige Objektivität der Auffassung des Thema's, zu welcher sehr wesentlich die jetzt bestimmter und vorzugsweise hervortretende dramatische Einkleidung beiträgt, mittelst welcher die satirische Dichtung dem berühmten und beliebten Genre der griechischen *Mimen*, d. i. einer poetischen Gestaltung aus dem Leben gegriffener Gesprächsscenen (vgl. *zu Satiren* I, 1, 15 fg.), nahe gebracht und somit auf dasjenige Urbild, welches Horatius I, 4, 6 fgg. selbst angiebt, nämlich die alte Attische Komödie, zurückgeführt wird. Der Dichter waltet freier, behaglicher und in geschlossnerer Folge mit seinem Gegenstande, er verfährt minder sprungweise, schweift weniger häufig ab, es concentrirt sich in den einzelnen Stücken eine reichere Fülle poetisches Lebens und diese wird zugleich durch eine schärfere Einrahmung des Gegenstandes künstlerischer gezügelt. So sind Satire 4, 5, 6 und 8 durch die decidirte Einheit ihres Stoffes in ihrer Art unvergleichliche Genrebilder. Es fallen ferner die persönlichen Ausfälle auf dem Dichter feindselige und widerwärtige Individuen in diesem Buche so gut als ganz hinweg, oder beschränken sich mindestens auf notorische Charaktere einer universalen Publicität, die ohnehin dem Leumunde des Tags durch ihr Leben preisgegeben waren. Die Polemik ist rücksichtsvoller, objektiver, das Gute mit eifrigerer Huldigung

hervorhebend [165]). Allzu derbe, unappetitliche, obscöne Scherze finden sich in keiner Weise mehr vor, und Nuditäten, wie sie selbst die zierliche Satire I, 5, 84 fg. darbietet, erlaubt sich der Dichter in eigner Person anzubringen keineswegs, wenn schon dahin Anstreifendes nach der charakteristischen Geradheit antiker Rede allenfalls untergeordneten Personen, z. B. dem Sklaven *Davus* 7, 47 fgg., in den Mund gelegt, wird. Endlich ist eine verhältnissmässig bedeutendere Sorgfalt, Rundung, Grazie und Feile in Form und Ausdruck nicht zu verkennen; was sich selbst auf Versbau und Rhythmus erstreckt, der, in dieser gleichsam familiären Poesie an sich selbst sich von der strengeren Observanz des feierlichen epischen Hexameters entbindend und einer sogenannten angenehmen Nachlässigkeit dahingebend, gleichwohl das Rauhe und Unpolirte, was ihm im ersten Buche jezuweilen noch anklebt, nun abgelegt hat und mit einem leichten und gefälligen Sichgehenlassen Zierlichkeit und Schwung vereinigt. In allen diesen Beziehungen steht *Satire 2* einigermassen zurück, die auch noch einen barscheren Geist frei drauflosgehender Tadelsucht athmet; was erklärlich wird, wenn wirklich diese Dichtung jener früheren Periode des Jahrs 717 angehört. Die übrigen zeichnet durchgehends ein Gepräge klassischer Vollendung, einer eben so genialischen Conception als musterhaften Durchführung aus, und besonders die genannten Genrebilder 4, 5, 6 und 8 kann man als Früchte des ächtesten Atticismus in einem lateinischen Gewande bezeichnen.

Ob das Buch der *Epoden* vor, gleichzeitig mit, oder nach den Satiren herausgegeben sey, haben sich die Gelehrten viel herumgestritten. Dass es, die frühesten Versuche des Dichters, so weit nämlich diese noch jetzt vorliegen [166]), in sich begreifend, langsam vorgeschritten sey, bekundet der Dichter

165) So macht unter andern *Franke* S. 33 mit Recht darauf aufmerksam, dass, während *Lucilius* I, 4 und 10 keineswegs ohne Härte beurtheilt wird, Horaz II, 1 sich dessen Geiste untergeordnet bekennt und eingesteht, dass er auf den Fusstapfen dieses Vorgängers wandle, indem er seine Satiren, wie der Alte, als die Votivtafeln einer Selbstbeichte betrachtet.

166) S. oben bei *Anm.* 91.

selbst (*Epode* XIV): das chronologisch letzte der vorhandenen Stücke scheint *Epode* IX zu seyn, welche in das Jahr 723, nach der Schlacht von Aktium, gesetzt zu werden durch ihren Inhalt unmittelbar gebietet [167]). Es ist daher kaum zu zweifeln, dass nicht kurz nach Abfassung des spätesten Stückes der Sammlung diese selbst an's Licht getreten und damit der Wunsch des Mäcenas, ein altes Versprechen erfüllt zu sehen, auch zur Wirklichkeit geworden sey. Es dünkt uns daher, dass dieses Werkchen in jener Periode, wo Mäcenas während der Abwesenheit des Oktavian, in dem ungestörten Genusse seiner häuslichen Zufriedenheit, seine Zeit zwischen den Geschäften und den Musen theilte, und zwar als eine Einschaltungsarbeit zwischen dem ersten und zweyten Buche der Satiren, im Jahre 724, hervorgetreten seyn möge [168]). Der Name epodus bezeichnet ursprünglich eine Rhythmenform, aus einem längeren Verse, der mit einem nachgebrachten kürzeren zusammen ein Ganzes (eine *Strophe*, zu Deutsch *Umkehr*) bildet, bestehend; ganz in dem Rhythmus der Horazischen zehn ersten Epoden, nämlich in je einem iambischen Trimeter mit einem dergleichen Dimeter, hatte *Archilochus* von Paros jene berühmten iambischen Spottgedichte verfasst, die unter

167) Was *Franke* S. 45 und 48 fgg. vorbringt, um die letzte *Epode* (XVII) auch der Zeit nach als die letzte zu erweisen (wiewohl auch er das Jahr 723 als das Schlussjahr dieser Dichtungsart ansieht), ist sehr loses Gewebe, und beruht auf Prämissen, die sich aus unsrer Erörterung über die Verhältnisse zu *Canidia* als unhaltbar ergeben.

168) *Weichert* nimmt als Epoche der Herausgabe das Jahr 729, *Kirchner* gar erst 733 an. Beyde hat *Franke* S. 47 fg. mit genügenden Gegenbemerkungen widerlegt. Gewiss ist kein ganz geringes Gewicht darauf zu legen, dass noch einzelne Oden, namentlich I, 4, 7 und 28 in einem epodischen Versmaasse verfasst sind, daher nicht gut einzusehen wäre, warum der Dichter diese Stücke nicht in die entsprechende Sammlung hätte aufnehmen sollen. Uebrigens kehrt diese Art Rhythmen, sowohl proodische als epodische, auch noch III, 15 und 24 und IV, 7 wieder, welche Gedichte denn auch alle drei, wenn sie unter den Epoden ständen, uns da an ihrer rechten Stelle zu stehen dünken würden. Die Sache ist die, dass die römische Lyrik von den griechisch-musikalischen Gesetzen der Poesie von vornherein abstrahirte und Sangbarkeit im Allgemeinen nicht viel gründlicher würdigte als unsre modernen Lieder- ja selbst Gesangbuchsdichter.

andern den vornehmen Parier *Lykambes*, welcher dem Dichter seine Tochter *Neobule* zur Frau zu geben abgeschlagen hatte, *mit seinen drei Töchtern* dahingebracht haben sollen, dass diese sonst unbescholtenen Personen sich insgesammt selbst entleibten: s. zu *Episteln* I, 19, 25. Dass Horatius, als er den Gedanken fasste, diese Dichtweise in lateinischer Zunge zu versuchen, von ähnlichen Tendenzen, nämlich denen einer persönlichen Invektive, wenigstens theilweise erfüllt war, ergiebt sich aus den Epoden IV—VI, VIII, X und XII; indessen griff er von vornherein sein Thema weiter und expektorirte sich neben dem verliebten Unmuthe auch, ja zunächst über politischen und socialen, ja er ist nicht einmal bei der polemischen Tendenz geblieben, sondern hat sich dieser Epoden zu poetischer Manifestation einer humoristischen Stimmung überhaupt bedient. Endlich hat er es nicht ganz bei der ursprünglichen iambischen Epodenform gelassen, sondern theils (worin ihm übrigens ebenfalls *Archilochus* vorangegangen) eine daktylische (Epode XII), theils eine daktylisch-iambische (XIV—XVI), theils die der sogenannten *Proode*, d. h. wo der kürzere Vers einem längeren, mehrartig componirten (sogenannt asynartetischen) vorangeht (XI und XIII), endlich sogar eine ganz und gar weder epodische noch proodische, sondern eine monostichische (einversige), nämlich von reinen iambischen Trimetern (XVII) angewendet. Wenn er daher von diesen seinen *Epoden* unter dem Titel *Iamben* redet (*Oden* I, 16, 3 und 24; *Epoden* XIV, 7; *Episteln* I, 19, 23), so hat er zunächst nur die wirklich in iambischen Rhythmen verfasste Mehrzahl, vorzüglich und im Allgemeinen aber die mit dem griechischen Ausdrucke Iambe verbundene Bezeichnung eines spöttischen und ironischen Gehaltes im Sinne, ohne dass daraus zu folgern ist, das er wirklich sein Buch auch selbst lediglich *Iamben*, und nicht vielmehr *Epoden* [169]) betitelt hätte.

169) Ich sehe es nämlich noch nicht als erwiesen an, dass Horaz den Titel *Epoden* nicht gebraucht haben sollte als Ueberschrift seines Buchs, wenn schon er die Gesammtheit der einzelnen Stücke in Bausch und Bogen als iambos charakterisirt. Ohne Zweifel wollte er den gemischten Inhalt durch das lediglich auf die Versform gehende „epodi" andeuten. Bei *Quintilian* X, 1, 96 bedeutet freilich epodos bloss

Ueber das, worin er mit seinem Vorbilde Archilochus zusammenstimmt oder von demselben abweicht, hat er sich in der nun zweymal angeführten Epistelstelle ausgesprochen. Fragt man aber nach dem Unterschiede der *Epoden* von den *Oden*, so ist dieser theils formal, theils material. Was das Erste betrifft, so hätte man zuvörderst anzumerken, dass, inwiefern die altgriechischen Meister ihre Dichtungen zunächst immer in Verbindung zu einem begleitenden musikalischen Instrumente dachten, die Epoden nicht, wie die Oden, zur *Lyra*, sondern, als vorherrschend iambisches Rhythmus, zur *Flöte* würden vorgetragen worden seyn; sodann dass Horaz, dessen nachbildende Lyrik schwerlich überall der begleitenden Cither gedacht hat, bei den Oden gleichwohl durchaus die Bestimmung zum eigentlichen Gesange vesthielt; dagegen er die Epoden entschieden, wie z. B. schon das rein iambische letzte Stück zeigt, bloss als eine deklamatorische Form auffasste: wohin der Umstand zu rechnen ist, dass er in den Epoden, gleich wie in den Satiren und Episteln, für griechische Namensformen die lateinische Deklination vorzieht, während er in den Oden die gewähltere griechische beibehält (*Bentley* zu XVII, 17). Was sodann das Materielle betrifft, so ist bekannt, dass die Lyrik, als deren eigentlicher Tummelplatz die Oden sind, eine subjektive Empfindung auf den Schwingen der Begeisterung zum Reiche der idealischen Gestaltung nach den Gesetzen der Schönheit emporzuheben strebt: diese Empfindung muss demnach etwas Wahres und Positives seyn, das mit seinem specifischen Gehalte das Gemüth des Dichters ausfüllt, in das er sein edelstes und tiefstes Seyn und Wesen aufgehen zu lassen und zu ergiessen strebt; dagegen die subjektive Stimmung, welche sich in den Epoden zu entbinden ringt, vielmehr ablehnender, negativer Natur ist, welche eher eine Begeisterung gegen, als für den Gegenstand erregen möchte. Sie ist also der Ansatz, der erste Schritt zur satirischen

den einzelnen Anfügungsvers, nicht die Dichtart; dagegen ***Plutarch*** de Musica 28 *ἐπῳδὰ* (*ᾄσματα*) neben *τετράμετρα* offenbar als carminum genus braucht. Die entgegengesetzte Ansicht sucht ***Franke*** zu begründen S. 46 Anm. 8.

Poesie; nur dass diese in der *Epode* vom Individuellen auf das Individuelle ausgeht, während sie in der Satire ihr Thema in das Gebiet des Allgemeinen und Umfassenden hinüberspielt, und nicht sowohl von einem einzelnen Standpunkte, als von der Idee und dem universalen Gesetze des Rechten und Gehörigen selber aus die Welt der Erscheinung verleugnet und deren Mängel in's Licht setzt.

In einer Periode ehrenvoll genussreicher Musse und gegen die Bedrängnisse des äusseren Lebens vollkommen gesicherter Gemüthsruhe ergab sich Horaz nach der Herausgabe seiner *Epoden* und *Satiren*, so oft ihm die Muse einen vertraulichen Besuch schenkte oder er durch die Ereignisse, die Schicklichkeiten, die Freunde zu einer poetischen Aeusserung sich aufgemuntert sah, fortan dem lyrischen Gesange, auf welchem Felde die *vier Bücher Oden* nebst dem *Säkularliede*, als von seiner dessfalls entwickelten vielseitigen Begabung zu jedem empfänglichen Ohre sprechende Zeugnisse, vorhanden sind. Frei geworden von den politischen Antipathieen, in die Gestaltung der Zeitgeschicke durch höhere Hand ergeben, für das, worinne die Gegenwart sich seinem tiefsten Gefühle lückenhaft zeigte, Trost und Stärkung suchend in dem Blicke auf eine thatengrosse, sittenreine, unschuldfrohe Vergangenheit, verehrt er nicht ohne den würdevollen Ernst einer religiösen Sittlichkeit die waltenden Mächte, fleht ihre Hülfe an in den drängenden Zeitläuften, eifert für die Herstellung ihrer Tempel und Ehren; er beklagt den Jammer der Bürgerkämpfe, mahnt ab von ihrer Erneuung, preist die Segnungen des Friedens, und erhebt das von den Göttern sichtbar erkorene Rüstzeug, welches diese Segnungen der römischen Welt bereiten kann und will. Indess ist es nicht ein verwöhnter, weichlicher Genuss, den sich der Dichter als dieses Friedens Frucht ersehnt: es sind die alten römischen Staatsideen, die ewige Stadt und die Weltherrschaft, die als die unabgesetzten Träger dieses Friedens gedacht werden; Besiegung aller noch Roms Majestät trotzenden Barbaren, der Parther, der Germanen, der Spanier, wird immerfort an die frommen Wünsche für diesen Frieden geknüpft; und im Innern soll er benutzt werden, die alte Kernhaftigkeit und Kraft des Volks

zu stärken und zu stählen durch das Beispiel der Altvordern, durch Nachahmung ihrer Tugenden, durch Reinigung und Wiederherstellung der Sitten. Jene Grösse der Altvordern, ihre Frömmigkeit, ihr einfaches Leben, ihre ungeschminkte Treue, ihr rüstiger Sinn, ihr Muth und ihre Tapferkeit, sind dem Dichter ein Bild ehrenvoller und tüchtiger Existenz, vor welchem sein Geist nicht weilt mit der sentimentalen Ueberschwenglichkeit jener Schwächlinge, die ihre Ideale um so wortreicher anpreisen, je hohler ihr eignes Bewusstseyn ist, und je gewisser sie, unfähig eines thatkräftigen Ernstes, lediglich darauf ausgehen, Worte zu machen; sondern mit dem männlichen Gefühle eines rühmlicher Thatkraft selbst nicht fremd gebliebenen Strebens, welches am Ersten das Recht giebt, sich zum Sittenrichter der Zeit aufzuwerfen und den Lehren dichterischer Weisheit jenen Zauber lebenzündender Bündigkeit und fruchtbarer Treffkraft einhaucht, durch welchen sie sich von dem trocknen und prosaischen Schulmeistertone müssiger Moralien unterscheiden. Wenn Horaz seinen jungen Landsleuten zurief (III, 2, 13 fgg.):

„Süss ist's und ehrvoll, sterben für's Vaterland:
Der Tod ereilt auch flüchtiger Männer Schritt
Und schonet nicht kampfscheuer Jugend
Biegsames Knie und verzagten Rücken;"

so sprach er das aus der Zuversicht gebenden Erinnerung, die Scenen der Gefahr, des Mordes und der Vernichtung im Sinne eines trotz des unglücklichen Ausgangs die Probe der Ehre und des Muthes ohne Schamröthe aushaltenden Antheils persönlich durchlebt zu haben, und ein solches Bewusstseyn füllte ihn mit jenem edlen Selbstvertrauen, das, erhaben über jede kleinliche, einst so manchem Neide ausgesetze Erinnerung seiner dunkeln Herkunft (II, 20, 5 fgg.), sich kühn herausnehmen durfte, die Verwilderung, die Versunkenheit, die groben Laster der Zeit (III, 6, 17 fgg.; 24, 17 fgg.) zu strafen, die rücksichtslose Strenge vorzeitlicher Kriegszucht anzupreisen (III, 5, 13 fgg.), und, in einer Periode, wo jedermann offenbar empfand, dass diess so nicht fortdauern könne, wo man herbe Klagen über das sittliche Unheil und lebhafte Stimmen, die eine Abhülfe durch energische Gesetze verlang-

ten (III, 24, 33 fgg.), zu vernehmen bekam (ein Verlangen, das vor allem zu befriedigen Cäsar Oktavian's und seines gereinigten Senats erste Sorge nach hergestelltem Frieden ward), das gewichtige Wort kühn auszusprechen: „Was nützen Gesetze, die ohne die Sitten eitel bleiben, wenn die ungezähmte Habsucht fortdauert? Widmen wir unsre Schätze an Gold und Edelsteinen den Göttern auf dem Kapitol oder werfen sie in's Meer; reissen wir die Wurzeln unsrer Begierden aus; gewöhnen wir unsre Jugend von Kindesbeinen an zur Nüchternheit und zu den männlichen Uebungen der Väter; dann wird es besser werden (gedachte Ode 35 fgg.)!" Der Dichter war der Mann dazu, sich für seine Rathschläge mit der eignen Person bei'm Wort nehmen zu lassen: in den Grundsätzen der Frugalität, zu welchen ihn sein Vater gewöhnt hatte, als Mann beharrend (I, 31, 15 fgg. vgl. *Satiren* I, 6, 114 fgg.), preist er die Armuth nicht bloss als die heilsam bittre Wurzel vorzeitliches Heldensinns (I, 12, 43; II, 15, 13 fgg.; III, 2), sondern er macht sie und die aus ihr folgende Kraft der Selbstbeherrschung und Unabhängigkeit mitten im Ueberflusse und des „mächtigen Freundes" überschwenglichen Anerbietungen gegenüber als den Schatz, welchen er nun und nimmer und gegen keinen Preis der Welt veräussern würde, mit dem herbsten, überzeugendsten, ja bis zur Schroffheit und Härte gehenden Ernste geltend (II, 16, 13 fgg.; III, 16, 18 fgg.; 29, 53 fgg.; IV, 9, 45 fgg.; vgl. die berühmte Stelle *Episteln* I, 7, 34 fgg.). Er wusste wohl, dass den durch des Geistes Gaben geschmückten Lieblingen der Götter ziemt, unbedürftig zu seyn, wie diese; er fühlt sich mit Stolz auf den Höhen der Menschheit, wo nur die Tugend stehen kann (III, 1, 1; 2, 17—20; vgl. *Episteln* I, 1, 70 fgg.); und begeistert erkennt er sich eine höhere Sendung zu als geweihtem, unter göttlicher Obhut stehendem Sänger der Italischen Lyra (I, 22; II, 16, 39 fg.; 17, 27 fgg.; 18, 9 fgg.; III, 4, 9 fgg.; Ode 30 und IV, 3; 6, 29 fgg. und 41 fgg.); so dass er sich und denen, die er mit seinem Liede feiert, kühn die Unsterblichkeit verheisst (II, 20; III, 30; IV, 8, 13 und *Ode* 9). So weit war Horatius davon entfernt, die Lyra der griechischen Meister, seiner Vorbilder, namentlich des

Alcäus und der *Sappho* (I, 32, 5 fgg.; II, 13, 23 fgg.), bloss aus müssigem Nachahmungstriebe, zu einem Zeitvertreibe ohne Zweck und Ziel, in die Hand genommen zu haben! Es ist gewiss, dass die griechische Lyrik eine höhere Stufe dichterischer Vollendung erreicht, dass sie ein umfassenderes Kunstgebiet mit ihrer Begeisterung umspannt, dass sie tiefer und unmittelbarer in das Leben eingegriffen hat, als die Horazische; wir dürfen unbesehens voraussetzen, dass Alcäus, Sappho, Simonides, Anakreon, Pindar, die renommirtesten dieser griechischen Lyriker der Reihe nach, ohne Vergleichung grösssere Genien gewesen sind, als ihr Venusinischer Schüler: allein die Wahrheit seiner Begeisterung desshalb in Abrede zu stellen, seinen Beruf zum Lyriker überhaupt anzuzweifeln, seine Lyrik als die blosse Frucht einer abstrahirenden Reflexion, als ein künstliches Ergebniss mühseliger Schulübung zu verachten, ist ein Frevel an dem Geiste des Schönen und ein schnödes Verkennen dessen, was in dem Menschenherzen die treibenden Geister zu feurigem Anfassen eines höheren, eines auf Nachwelt und Ewigkeit hinaus wirkenden Strebens, zu Stiftung eines Denkmals der persönlichen Existenz in dem Mitgefühle künftiger Geschlechter, bewegt. Anders tritt der wahrhaft geweihte Priester der Musenkunst auf, der, wie Horaz in den oben angedeuteten Stellen, zu denen noch einzelne der später gedichteten *Episteln* (z. B. I, 19, 21 fgg.; 20, 20 fgg.) hinzugerechnet werden müssen, gethan hat, sein ganzes Volk zu einem Zeugen seines Verdienstes aufzurufen wagt; anders der demüthige, arbeitselige, von einem höheren Hauche unberührte Nachbeter und Versemacher: und schon der Stolz, die Kühnheit, die Zuversicht des Horatius auf seinen Nachruhm, und die unvertilgbare Thatsache, dass eine Nachwelt von bald neunzehnhundert Jahren ihm diesen Nachruhm einstimmig gezollt hat, hätte die Anfechter seines lyrischen Talentes in Aeusserung ihres Tadels bescheidener gemacht haben müssen. Horaz hat weder grosse Stoffe gemieden, noch ist er, vom römischen Standpunkte aus, hinter der Grösse dieser Stoffe zurückgeblieben: ein feierlicher, erhabener, schwungvoller Ernst, ein majestätisches Gewicht der Gedanken, eine unschwülstige, ungesuchte, ungeschminkte Ho-

heit des Ausdrucks, und ein sich am Schlusse seines Liedes grossartig zusammendrängender Eindruck nachwirkender Stimmung sind seinen ernsteren Oden wohl eigen; und sind dieselben von allen diesen Seiten auch einmal *einzeln* mangelhaft [170]), so muss man nur bedenken, dass er eben die spröde, auf diesem Felde noch gar nicht oder nur wenig versuchte Sprache erst zu seinem Organe zu schmeidigen hatte; dass er allerdings auch selbst sich erst in die lyrische Gewöhnung hineindichten musste; dass er gleichsam Anfänger und Vollender der höheren römischen Lyrik gewesen und geblieben ist, während in Griechenland schon die unermessliche Fülle zugleich und fast ohne Ausnahme meisterschaftlich dichtender Talente einen Wetteifer hervorrief, dessen sich dieser einsam stehende römische „Schwan" beraubt sah. Sein einziger auf uns gekommener lyrischer Vorgänger (nämlich im Odenfache), *Catullus*, ist ein unschätzbares, gemüthvolles, sinniges und tiefes Talent, aber er hat sich in der ernsten und hohen Gattung, mit Ausnahme einiger Uebertragungen aus dem Griechischen, kaum versucht, und es ist sehr die Frage, ob ihm die ruhige Pracht und grandiose Würde des Horaz mögte gelungen seyn; der spätere *Statius* dagegen, wenn gleich keineswegs so verächtlich, als ihn die machen, welche einen Grund mehr suchen, um ihn nicht lesen zu müssen, ist allerdings in seiner Lyrik frostig, gedrechselt, kleinlich, und leiht dadurch dem Horaz nur ein desto grösseres Relief.

Man hat die Religiosität des Horatius angetastet, insofern „die alten, starken Götter, die hehr und heilig über ihrer edlen Tochter, der einzigen Roma, walten," eine untergeordnete Rolle in seinen Dichtungen spielen; insofern er von den Göttern zwar sprechen soll, „aber es sind die griechischen

170) Nach immer wiederholter Betrachtung und genauster kritischer Sichtung ergiebt sich ein unbefangener Sinn zuletzt meist darein, dass die Anstösse doch zum grösseren Theile uns selbst, als dem Dichter zum Vorwurfe gereichen. Ich will hier ein für allemal bemerken, dass ich die Verdammungsurtheile, welche ich hauptsächlich auf *Buttmann's* Auktorität in meinem Corpus poetarum einzelnen Odenstellen habe angedeihen lassen, jetzt alle zurücknehme. *Orelli* hat zu Rechtfertigung dieser angefochtenen Stellen viel beigetragen.

Götter, oder wo es die römischen sind, da *spricht* er nur von ihnen [171]." Ueber diess Thema ist es leichter in dieser pretiösen Weise kurz abzusprechen, als in seine Tiefen zu dringen. Wie sollte sich einem denkenden Leser des Horaz verbergen, dass dieser Dichter, besonders wenn wir ihn über seine unsteten Begriffe von den übernatürlichen Dingen selbst scherzen sehen (I, 34), eigentlich über nichts uns so im Unklaren lässt, als über seine, sagen wir es nur in moderner Art, *dogmatischen* Vorstellungen von der Gottheit. Wir fühlen und ahnen, dass so wenig *er*, als ein andrer der damaligen gebildeten Zeitgenossen, z. B. *Cicero*, sich bei den hergebrachten Begriffen der volksmässigen Vielgötterei beruhigen konnte, und wir sind so wenig geneigt, einem Manne wie ihm diesen Unglauben an die Volksreligion, für die Zeit, in welcher *er* lebte, zu verdenken, dass wir uns vielmehr wundern und ihm misstrauen würden, wenn er uns mit dürren Worten seinen Glauben an diese Götter versicherte. Nur dass er so zu sagen nichts geglaubt haben sollte, mögten wir nicht gern voraussetzen, und eine Annahme dieser Art würde uns mitten in unsrer modernen Aufklärung und trotz alles christlichen Salbungseifers, dass wir ja dergleichen einem Heiden gar nicht übel nehmen dürften, unheimlich gemahnen. Aber wir brauchen uns desshalb auch gar keine Sorge zu machen. Horaz war weder ein altrömisch bigotter Verehrer des Capitolinischen Jupiter mit den übrigen Gottheiten der sogenannten älteren Geschlechter: denn diess müssten wir an einem Manne, der so lange in Athen gelebt und so viele griechische Philosophen studirt hatte, kindisch finden; noch war er ein Freigeist oder systematischer Atheist, welchen monstrosen

171) S. die *Teuffelische* Charakteristik S. 75 fg. Auf letzterer Seite hat offenbar das aus Satiren und Episteln dem Vf. Erinnerliche, namentlich bei dem, was er von den Göttern, vom Tode, von Verachtung der Ehre sagt, auf die Charakteristik der Horazischen Lyrik eingewirkt; eine sehr unbillige Zusammenwerfung, da sich Horaz in jenen Dichtarten viel ungenirter und in einem ganz andern Sinne, als in den Oden, äussern durfte und geäussert hat, und der grösste Theil der Teuffelischen Vorwürfe über seinen reflexiven Egoismus gerade auf die lyrischen Stimmungen ganz unanwendbar ist.

Aushängeschild Lukretius seinem genialischen Dichtwerke über die Natur vorgehangen hat: denn dazu besass er, gerade auch, weil er lyrischer Dichter war, zu viel Gemüth, zu viel inneres Leben, zu viel Phantasie. Aber wie in den kritischen Tagen neuerer Zeit, wo sich ein alter und ein neuer Glaube, oder alte Formen des Glaubens mit einem neuen Geiste desselben bekämpfen, auch andre grosse Geister, wie *Ariosto*, wie *Cervantes*, wie *Goethe*, wie *Schiller*, den kirchlichen Glauben dahingestellt seyn lassen und sich über religiöse Dinge dichterisch gar nicht äussern, so hat es Horaz auch seinerseits gehalten. Hätte er den Volksglauben, oder das Volk in in seinem Glauben, irre machen sollen? Welcher Besonnene würde ein solches von ihm zu fordern sich berechtigt halten! Hätte er heuchlerisch dichten sollen, was, und woran er selber nicht glaubte? Eben so wenig! Was blieb ihm also übrig, als, wo sein Thema ein Anstreifen an jene geheimnissvolle Sphäre unabweisbar mit sich führte, die gläubige Richtung seines Gemüths in einer Weise zum Worte kommen zu lassen, welche die Positivität seiner Annahme eines höheren Waltenden, die Gewissheit seiner Ueberzeugung von einer ewigen Lenkung der Dinge ausser Zweifel stellte, ohne dass er auf die heidnisch-orthodoxen Spaltungen des Göttlichen in eine Anzahl besondrer männlicher und weiblicher Individuen einen grösseren Werth legte, als sie ihm zu dem erwünschten Behufe haben konnten, seine dichterischen Conceptionen anschaulich gliedern zu helfen. Erinnern wir hier an ein nahe liegendes Beispiel. Die sich den klassischen Vorbildern zuwendende deutsche Poesie im Zeitalter *Bodmer's* und *Gottsched's* machte bekanntlich grösseres Wesen mit dieser vielnamigen Götterwelt des Heidenthums, als die alten heidnischen Dichter, wenigstens die in den philosophischen Zeitaltern aufgestandenen, selber, als namentlich Horaz jemals gemacht hat. *Goethe* kam, und sah, dass unmöglich diese uns Modernen absolut fremden und für unser Gemüth völlig todten Gestalten die vaterländische Dichtung flüssig machen könnten; er warf sie, wie er uns selber vertraut, bis auf *Amor* und *Luna*, völlig aus seinen Liedern hinweg. Warum behielt er jene beyden bei? Weil Personifikationen des Abstrakten, sofern sie in

der Volksphantasie einen Anklang und einen Halt finden, der sie, wenn auch nur conventionell, doch zu realen und organischen Wesen macht, eine ungemeine Hülfe der dichterischen Vergegenwärtigung, eine Abkürzung des Verständnisses, ein Schiboleth sind, mittelst dessen sich Dichter und Leser in ihren Sympathieen auf halbem Wege begegnen und ohne lange Explikationen sogleich verstehen. Denn es ist doch Niemand in der modernen Welt dermassen prosaisch und ausgenüchtert, dass er nicht in seinem Leben einmal sich den Amor als einen aus den „Göttern Griechenlands" zurückgebliebenen kleinen Dämon sollte haben gefallen lassen; Niemand, der nicht einmal einen Seufzer zur keuschen Luna sollte gethan haben: wie bequem zeigen sich nun dem Poeten diese beyden Phantasiewesen als Mittelspersonen, an die er die allerschönsten Expektorationen für alle Welt in dem grössten Behagen anknüpfen kann, ohne dass er besorgen muss, den Einwurf zu hören: „Amor, Luna! Possen; das sind ja keine Personen, an die ich glaube!" Diese Bequemlichkeit, sogleich bekannte und allgemein-geläufige Anschauungen ohne grosse Ausführlichkeit oder weitläufige Umschreibungen zu erwecken, wenn er die Namen der altgewohnten, und glücklicherweise Griechen und Römern gemeinsamen Götter [172]) in seine Lieder brachte, gesetzt auch, er hätte für sich selbst *dogmatisch* nicht mehr diejenigen Begriffe mit ihnen verbunden, die ihm *poetisch* mit denselben zu verbinden, so lange der Volksglaube nicht absolut erloschen war, freistand, kam nun Horazen in einem viel weiteren Sinne zu Gute als eben *Goethen* der noch jetzt be-

172) Ich möchte doch wissen, woran eigentlich Herr *Teuffel* erkennen will, dass Horaz in seinen Oden *griechische* und nicht *römische* Götter verehrt habe? Worin unterschied sich denn wohl für die allgemeine Phantasie der Olympische Jupiter vom Capitolinischen, der Delische oder Delphische Apollo vom Palatinischen, die Argivische Juno von der Lavinischen und Lanuvinischen, und dergleichen? Welche Götter möchte denn ausserdem überhaupt Horaz als reinrömische zu verherrlichen gehabt haben? Herr *Teuffel* hätte hier die Verpflichtung gehabt, dass er, bei einem so gewichtigen Punkte den Dichter mit so rücksichtsloser Schärfe in die Bank hauend, wenigstens selber etwas ausführlicher dargethan hätte, wie weit ihm das, was er hier an Horaz auszusetzen hatte, vollständig klar gewesen.

stehende poetische Glaube an Amor und Luna; weil eben der römische Meister diesen Glauben noch für alle seine Götternamen fordern konnte und erhielt, den der Deutsche bloss für jene zwey noch allenfalls begehren zu können rechnete. Auf diese Weise zeigt sich, kann man sagen, in Horaz gleichsam eine *exoterische* und eine *esoterische* Religion: er bedient sich, als Dichter, der hergebrachten volksthümlichen Bezeichnungen, seinem persönlichen Rechte, der dichterischen Convenienz, dem Bedürfniss, ohne Schwierigkeit allgemein verstanden zu werden, gemäss; aber er lässt als Mensch die tiefer Eindringenden ahnen, dass er mit seinen eigenthümlichsten Vorstellungen von dem Göttlichen allerdings einen innerlicheren und geheimeren Standpunkt einnimmt, an welchem ihn aufzusuchen er eben dem Nachdenken des zu so etwas vorzugsweise sich aufgelegt fühlenden Lesers überlässt. Nicht als ob er mit gewissen Ansichten geheim thäte oder einer Prüfung absichtlich zu entschlüpfen suchte: diess würde man persönlich so charakterlos als dichterisch unstatthaft finden müssen. Aber da die Lyrik an und für sich Fixirung augenblicklicher Stimmungen ist, so hat sich sein Gemüth oder vielmehr dessen augenblickliche Regungen bald in einer entschiedeneren und bestimmteren Umschreibung, bald in leiser und gleichsam ahnungsvoller Andeutung in den einzelnen Gedichten abgedrückt. Die exoterische Seite der Horazischen Religiosität lässt sich in folgenden Hauptpunkten zusammenfassen. Als Beweger und Lenker des Weltalls erkennt er eine persönliche Gottheit, den bei den Römern bekanntlich in der Eigenschaft des schlechthin allmächtigen und obersten Gottes als der „Beste und Grösseste" bezeichneten Jupiter, auch selbst an und deutet genugsam darauf hin, dass ihm dieser *Gott schlechtweg*, d. h. das allein *real*, nicht bloss mythologisch oder poetisch, höchste und vollkommenste Wesen ist, ungefähr wie derselbe es auch dem Cicero war; Vater, also auch Schöpfer und Behüter des Menschengeschlechts, König der Könige, Alles mit einem Winke bewegend (I, 12, 13 fgg. 49 fgg.; III, 1, 5 fgg.; 4, 42 fgg.); welche Vorstellung wir übrigens die der antiken Dichterwelt überhaupt, ja gleichsam das Glaubensgemeingut der Gebildeten des Alterthums schlecht-

hin nennen dürfen[173]. Wenn diesem Gotte die Pallas oder Minerva als Zweyte und Zunächststehende zugesellt wird (I, 12, 19 fgg.; III, 4, 57 fg.), so haben wir hier schon nicht etwa eine Dualität und folglich den Ansatz zu einer Pluralität, sondern lediglich eine synonymische Partialisirung zu erkennen, indem diese Göttin eben nichts mehr noch minder als die Persönlichung göttlicher Weisheit und Vorsehung ist; so dass wir in dergleichen weiter nichts als eine Mehrheit identischer Bezeichnungen gleich unsrer Variirung des Ausdruckes *Gott* durch *Vorsicht*, *Allmacht*, *Himmel* und Aehnliches zu sehen haben. So ist selbst Apollo und die Musen, Mächte, welche persönlich einzuführen gerade das antike Dichterrecht vorzugsweise mit sich bringt, zuletzt doch auch bloss die gottgegebene seherische Sanges- und Dichtkraft, da bereits die altgriechische Vorstellung den Apollo als blossen Hypopheten, d. i. als Dolmetsch und Organ der göttlichen Allwissenheit des Zeus, erfasste. Auf diese Weise dürfen wir kühnlich alle sonstige Göttererwähnungen des Horatius als ausschliesslich der poetischen Vorstellungsbequemlichkeit halber geschehende Auseinanderziehungen oder eigentliche willkürlich statuirte Emanationen der sich in Jupiter concentrirenden und auch vor dem Gemüthe des Dichters in dieser höchsten Persönlichkeit zusammengefassten göttlichen Einheit betrachten. Auch zeigt sich diese göttliche Einheit nicht im Mindesten als eine blosse unfruchtbare, folgenlose, unpraktische Abstraktion; vielmehr hängt Horazen's Vorstellung von dem menschlichen Loose mit seinem Glauben an die Gottheit genau zusammen. Die Götter sind die Zuversicht der Men-

173) Denn nicht einmal eine christliche Kunstvorstellung, weder des Pinsels, noch des Meisels, noch des dichtenden Wortes, hat bis jetzt die Majestät der Gottheit lebendiger zu veranschaulichen vermocht, als Homer in jenen drei berühmten Versen *Ilias* I, 528 fgg. Diese erleuchteten die Phantasie des Phidias (*Strabo* VIII, S. 354 Cas. 543 A und B Alm. *Valerius Maximus* III, 7, 4) in einem solchen Maasse, dass der Gott selber seine Beistimmung zu des Künstlers Olympischer Schöpfung gegeben haben soll (*Pausanias* V, 11, 9), und Griechen wie Römer anerkannten, dieser Olympische Gott sey der wahrhafte Gott und keiner sonst (*Polybius* XXX, 15, 3; *Quintilian* XII, 10, 9).

schen; nur ihnen verdanken sie den Erfolg ihrer Unternehmungen, und mit ihnen müssen sie Alles beginnen (III, 6, 5 fgg.). Den Göttern muss der Mensch vertrauen, und sie geben ihm Frieden nach dem Sturme (I, 9, 9 fgg.). In ihrem Schutze steht der Fromme, und als solcher insonderheit der Dichter (I, 17, 13 fgg.; 22, 1 fgg.; III, 4, 9 fgg.). Sie fordern nicht kostbare Gaben, wohl aber ein reines Herz und schuldlose Hände (III, 23). Impietät und Unsittlichkeit sind die Wurzeln alles menschlichen Elends (III, 6, 17 fgg.). Die Schuld unmittelbar macht unglücklich (III, 1, 17 fgg.), und Jupiter ist so wenig gesonnen, den Frevler straflos dahinziehen zu lassen, dass selbst der Unschuldige, wenn er sich der Nähe desselben nicht entzieht, in Gefahr kommt, mit ihm zu büssen (III, 2, 29 fgg.). Dagegen darf der Tugendhafte sein Antlitz, mitten im Unheil, selbst gegen Jupiter frei erheben (III, 3, 6 fgg.): denn die Gottheit in der Vorstellung des Heidenthums begehrt zu ihrer Verehrung nicht sich in den Staub streckenden Sklavensinn, sondern gross- und hochgesinnte Charakterkraft. Dass Horaz diesem Allen nach in den menschlichen Dingen ein höheres Waltende annahm, braucht gar nicht erst einleuchtend gemacht zu werden; die Epikureische Andeutung I, 34, 1 fgg. müssen wir als eine isolirte Ansicht betrachten, welcher lediglich für diejenige Periode, wo er noch den Eindrücken ausschliesslicher Systeme huldigte (vgl. zu *Episteln* I, 1, 13), eine vorübergehende Geltung zuzugestehen ist; wie denn überhaupt nicht genug vestgehalten werden kann, dass in solchen einzelnen lyrischen Ergüssen niemals vestabgeschlossene, ein für allemal consequent durchzuführende Lebensgrundregeln, sondern durchaus nur zufällige und momentane Stimmungen zur Sprache kommen. Bei jener vorherrschenden Ansicht in der sittlichen Welt obwaltender höherer Fügungen hält sich nur unser Dichter von derjenigen Folgerung allezeit weit entfernt, welche sich das göttliche Walten in dem modernen schlaff eudämonistischen und pietistischen Sinne zu Nutze macht, um nun Gott einen guten Mann seyn zu lassen und drauf los zu leben. Er statuirt bis in die Zufälle des Einzellebens hinein eine göttliche Obhut (II, 17, 27 fgg.; III, 4, 25 fgg.; 8, 6 fgg.);

aber darum erwartet er nicht, dass ihm einzig Genuss und Wohlleben zu Theil werde. Vielmehr hält er das äussere Glück und Missgeschick des Individuums für eine Sache des Zufalls und Wechsels (III, 29, 25 fgg.), gegen die dasselbe zum Gleichmuth, zur Selbstbeherrschung und zum Einhalten der Mittelstrasse sich aufgefordert fühlen muss (II, 3, 9; 10; III, 1, 25 fgg.; 16, 17 fgg.). Den Dichter erleichtert in allen Lagen die Muse (I, 26); er bedarf keines Goldes und keiner Schätze, mit denen das, was er dem Geschicke gegenüber als das Würdige erkennt, entsagungsvolle Unabhängigkeit, nicht zu erkaufen ist (I, 31; II, 2, 17 fgg.; III, 16, 21 fgg.; 29, 53 fgg.). Weil alle Zukunft ein Schleier deckt, ermahnt er zum Genusse des Augenblicks und zur fröhlichen Benutzung der Jugendzeit (I, 7, 15 fgg.; 9, 9 fgg.; 11, 6 fgg.; II, 3, 9 fgg.; 11, 3 fgg.; III, 29, 41 fgg.; IV, 7). Man hat diese Aufforderungen nicht selten auf Rechnung einer oberflächlichen und leichtsinnigen Lebensansicht gesetzt: allein man hat dabei übersehen, dass sie meistens mit einem gewissen verhaltenen Schmerze, im Geiste einer der frivolen Genusssucht keineswegs eigenen Resignation, gleichsam nur mit halbem Herzen vorgebracht werden, und daher viel angemessener und des Dichters würdiger sich deuten lassen als Verhüllungen seiner innern Trauer, dass ihm die Sterne einer ernsten und begeisterten Auffassung des Daseyns untergegangen sind. Man hat zu wenig berücksichtigt, dass diese Gedichte meist in die frühste lyrische Periode, kurz nach der Rückkehr aus dem Felde, gedichtet seyn müssen. Ausfluss desselben Gefühls, des Schmerzes, dass ihm die Braut seiner Jugend, die Republik, die Freiheit gestorben ist, muss man die Innigkeit nennen, wenn der Dichter seinen reinsten Genuss am Busen der Natur sucht (I, 6, 5 fgg.; II, 6, 14 fgg.; III, 16, 29 fgg.; vgl. *Episteln* I, 10). Man will diese Sehnsucht nach der Natur heutzutage weichlich und der thätigen Menschenkraft nicht ebenbürtig finden: gleichwohl wird jedes edle Gemüth, welches irgend einen grossen Verlust zu verwinden hat, sie immer von Neuem als den heilkräftigsten Balsam erproben; und wenn freilich in den Alten, auch nicht im Horaz, kein gespreiztes *Haller-Klei-*

stisches Aufzählen, Rubriciren und Seciren der Naturfreuden zu finden ist, so folgt daraus durchaus nicht, was man daher gefolgert hat, dass die Herrlichkeit und die Reize der Natur ihre sänftigenden und erwärmenden Eindrücke auf das strenge Menschenherz in den klassischen Zeiten minder geübt haben.

Am Leisesten sind die Horazischen Ansichten vom Zustande nach dem Tode gezeichnet. Im Ganzen herrschen die Homerischen und Hesiodischen Vorstellungen und Versinnbildungen vor, die wir denn bei ihm freilich abermals mehr als poetischen, denn als dogmatischen Apparat zu fassen haben: sie lassen indess die Schreckhaftigkeit der Todesgedanken, die den Alten so wenig als uns jener künstlerisch verschönende und täuschende, aber keineswegs beruhigende und überzeugende Genius mit der umgekehrten Fackel benehmen konnte, hindurchschimmern; und dass sich der Dichter einer Zuversicht des Fortlebens oder gar des Wiedersehens wenig getröstete, lässt seine wiederholt eingeschärfte Resignation bei der Idee des Todes vermuthen (I, 24; II, 3, 21 fgg.; 14; III, 24, 5 fgg.; IV, 7, 14 fgg.). In der That beruht ihm die Unsterblichkeit, wie dem *Cicero*, zu allernächst auf der Fortdauer eines rühmlichen Namens (IV, 8, 13 fgg.); worauf auch die Verheissungen hinauslaufen, die er sich für sein dichterisches Verdienst stellt, wenn er als ein Schwan durch die Lande zu fliegen gedenkt (II, 20, 9 fgg.; III, 30). Indessen singen doch im Elysium seine Vorbilder, Alcäus und Sappho, und es lauschen ihnen die verklärten Frommen (II, 13, 23 fgg.); Tugend und Thatkraft aber schliessen einem reinen Streben den Himmel auf (III, 2, 21 fgg.; 3, 9 fgg.).

Als *esoterische* Andeutungen Horazischer Religiosität mögte ich jene einzelnen Anklänge an eine fatalistische Ahnung des über Roms Weltherrschaft hereinbrechenden Geschicks, jene schmerzlichen Klagen über das sich selbst zerfleischende Geschlecht, jene Heraushebung gleichsam einer Erbsünde der auf Blut und Brudermord gegründeten Stadt, jene bange Begeisterung, dass doch römische Schwerter vielmehr zu Vertilgung der Parther, Germanen und sonstigen Barbaren verwandt werden mögten, als in den eignen Eingeweiden zu wühlen, bezeichnen; in welcher Hinsicht vorzugs-

weise I, 2; 35, 33 fgg.; III, 6; 24; verglichen mit *Epoden* VII, 17 fgg. und der Erörterung über die Menschennatur überhaupt I, 3, 25 fgg. voll bedeutungsvoller Beziehungen sind. Des Römers eigentliche Religion war sein Patriotismus, war wenigstens wesentlich in einem Cultus des Vaterlands oder vielmehr des abstrakten Reiches mit beschlossen, und Horazens vaterländische Gefühle sehen wir lebhaft genug bethätigt, um die philisterhaften Schulmeistereien über seinen angeblichen Kosmopolitismus uns nicht irre machen zu lassen. Auch in unsrem Deutschland wird dermalen kein grosses Nachdenken erforderlich seyn, ob der wahrere Vaterlandssinn bei den renommistischen Schreiern und in den Tabagieen mit Hülfe der Weinflasche erglühenden Helden, oder bei den ihren Schmerz über vereitelte oder gemishandelte Hoffnungen der Nation in stiller Männerbrust verarbeitenden und unterdess das sittliche und reinmenschliche Gute jeder Art mit gelassenem Gottvertrauen *ungewaltsam* fördernden Menschenfreunden zu suchen sey? Horazens patriotische Religion hatte ihr letztes Opfer bei Philippi empfangen: von da an blieb ihm lediglich noch der Cultus eines einsam und stilltrauernden Herzens gestattet, und der umgestürzte Altar der Freiheit wird in seinen Liedern mit einem Epheu leiser Wehmuth, an den Geschicken der Zukunft ahnungsvoll tastender Besorgniss, selbst mitten im Jubel und den Festfeiern der Gegenwart eines geheimen Kummers sich nicht erwehrender Maasshaltung, umzogen. Dahin rechne ich ganz besonders die angelegentliche Bitte an die Götter, den Cäsar Augustus der ermüdeten und nach Frieden lechzenden Erde lange zu lassen; eine Bitte, die anfangs an die bedingende Voraussetzung geknüpft wird, dass er wirklich der vom Schicksal bestimmte Lenker sey, welcher das geborstene Staatsschiff Roms in einen Rettungshafen zu steuern vermöge (I, 2, 41 fgg.): späterhin (nach der Aktischen Schlacht) mit unbedingter und die Motive der Ueberzeugung kräftig heraushebender Anerkennung (I, 12, 49 fgg.; 35, 29 fgg.; III, 14, 14 fgg.; IV, 2, 37 fgg.; 5 ganz; 14, 5 fgg. und 33 fgg. und endlich 15 ganz). Wir haben uns bereits oben (bei Anmerkung 139) dagegen verwahrt, dass man die Aufrichtigkeit der Horazischen Gesin-

nung bei solchen Lobpreisungen hat in Zweifel ziehen und ihm eine charakterlose nicht kalt- noch warmathmende moderne Gelehrtendruckserei in kluger Umhüllung seiner eigentlichen Gesinnung aufbürden wollen: die Gewissheit jedoch, dass diess chamäleontische Wesen einem Horatius weder zuzutrauen noch auch ehrenvoll seyn würde, schliesst nicht aus, dass Horatius die Alleinherrschaft, bei aller aufrichtigen Anerkennung der persönlichen Eigenschaften und Verdienste des Herrschers, gleichwohl stets nur als ein *pis aller* gegen die Freiheit, und die Thatsache der eingetretenen Monarchie als den ersten Schritt, wie er es allerdings auch war, zum dereinstigen Untergange der ewigen Roma, d. h. dessen, was eigentlich römische Grösse und Herrlichkeit ausmachte, ansah. Und so dürfte als sein religiös-patriotisches Glaubensbekenntniss ungefähr Folgendes zwischen den Zeilen schimmern: „Es ist eine Nemesis unsrer allzuunmässigen Begierden, dass wir die Kraft, die Freiheit vestzuhalten, verloren haben: von nun an wird Rom nicht mehr unmittelbar von seinem sieggläñzenden Capitolinischen Jupiter, der den in seinem Dienst altbäuerisch-entsagungsvoll und abgehärtet sich um Tugend und Vaterland mühenden Vätern waltete, sondern vom ehernen Schicksal, dem Rächer der Sünde und Entartung, und durch dessen irdische Werkzeuge, glückbegünstigte, sich den Göttern gleichsetzende Autokratoren, gelenkt werden! Ein Glück und Heil ist's, dass der erste Selbstherrscher, den uns dieses Schicksal als den an Jupiter's Stelle auf Erden Thronenden gegeben hat, Weisheit, Thatkraft und natürliche Güte genug besitzt, um die Wunden, welche uns die Bürgerkriege geschlagen haben, auszuheilen. Möge uns dieser Herrscher und der Frieden, den er mit starker Hand schützt, erhalten bleiben: leicht kann es schlimmer werden; schlimmere Herrscher, schlimmere Zeiten werden kommen und für Rom das Ende der Tage sich nahen!" Ob sich Horaz von der ihm ohne Zweifel zuweilen durch den Kopf gegangenen Möglichkeit, dass die Weltherrschaft an ein andres Volk übergehen könne, einen Gesichtspunkt zu bilden versuchte, kann keinen Gegenstand einer noch im Bereiche des Wahrscheinlichen bleibenden Erörterung abgeben: in keinem Falle

mogte er dann die Chance (was zu seiner Zeit, da die Niederlage des Varus, der grosse Krieg des Civilis, die Prostitutionen des Domitianus geschehen waren, und selbst ein Trajan sich scheute, „den Ur im Hercynischen Forste zu reizen," dem *Tacitus* möglich war) bei den Germanen, sondern eher bei den Parthern suchen. Von dieser Seite durfte er sich indessen seit den Vorfällen des Jahrs 734 einigermassen beruhigt halten. Ueber dieses Jahr aber liegen nur noch wenige Erzeugnisse seiner lyrischen Muse hinaus. Dass dem Horatius in seinem rein antiken Wesen keine Ahnung davon gekommen sey, dass die Erneuung der Welt nicht von einer lediglich sittlich-nationalen Umgestaltung, von einer nur so zu sagen verbesserten Ausgabe des *Römerthums*, sondern von einer schlechthin innerlichen, mystisch-socialen, die ganze Menschheit umfassenden Regeneration aller Verhältnisse ausgehen müsse und werde, liegt am Tage: das haben wir ihm nicht im Geringsten zu verdenken, das ist für seine Zeit und seine Persönlichkeit das entschiedenste Wahrzeichen des ächtrömischen Charakters. Seine Individualität trifft in dieser Hinsicht auf eine merkwürdige Weise mit der ihm in ihrem gleichsam selbst lyrischen Wesen auch sonst ähnlichen des Tacitus überein, wie denn zwischen diesen beyden Schriftstellern in Bezug auf ihre nationalen Vorstellungen ein interessanter Parallelismus durchzuführen wäre.

Ueber die Zeit, in welcher die *drei ersten Bücher* der *Oden* verfasst seyn müssen, sind glänzende Evidenzen vorhanden, ohne dass doch diese Angelegenheit von bedeutenden Schwierigkeiten frei zu nennen wäre. Sehr folgerichtig nämlich bemerkt *Lachmann* in seiner Recension des Dissen'schen Tibullus, Hallische Litteraturzeitung von 1836, No. 110, Seite 259: „Im Oktober oder November des Jahrs 734 gab Horaz das erste Buch seiner Briefe heraus, nach August's Geburtstag (5, 9 nato Caesare festus dies: vgl. *Dio* LIV, 8) und ehe er selbst sein fünfundvierzigstes Jahr vollendet hatte (20, 27): mit einer vorausgeschickten Probe der neuen Gattung ward es dem Mäcenas, statt eines von ihm begehrten zweyten Iambenbuchs, gewidmet. Nun ist die Fiktion des dreizehnten Briefes, die aber nur *Bentley* begriffen hat (denn

die Neueren finden wieder *Vers* 18 *nitere porro*[174]) ganz leicht verständlich), dass dem Vinnius, der bei August zu

174) Ich kann hier meinem alten Freunde *Orelli* nicht beistimmen, wenn er die Vulgate nitere porro wieder auf gut Vossisch frisch weg erklärt: „*schiebe dich vorwärts*," was niti nicht heissen kann, das vielmehr von einer Fussreise gesagt nur „*klimmen*," also *emporklettern*, bedeuten würde, während es vom Sabinum nach Rom im Gegentheil bergab ging. Einem solchen Kritiker aber durfte es vollends nicht begegnen, die stillschweigende und dennoch höchst folgenreiche Interpunktionsänderung eines *Bentley* für einen blossen blinden Zufall, also wohl für einen Whim der Setzer? zu erklären. *Lachmann's* Ansicht ist hier die allein richtige. Die von *Orelli* vorgezogene kategorische Untersagung: Ne volgo narres, so absolut gefasst, wie er thut, hat für den Ton possierlicher Aemsigkeit, mit welcher der Dichter sich besinnt, ob er auch nichts vergessen hat, das sein plumper Träger wahrnehmen muss, zu viel prämeditirte Gravität. Horatius weiss recht gut, dass sein Mann der Versuchung, sich mit seiner Sendung gross zu machen, nicht wird widerstehen können; er injungirt ihm daher schalkhaft, aber doch nur gleichsam gelegentlich, auch noch das onus zu schweigen: Neve narres — nitere (*gieb dir Mühe;* bei Seite denkt der Dichter: es wird dir sauer genug werden). Was *Orelli* bemerkt, nitere poro gehöre einmal rhythmisch zusammen, will nichts sagen. Solche rhythmische Forderungen sind relativ; wo es dem Dichter bequem war, zu rhythmischer Ganzheit zu verbinden, hat er's gethan; wo es sein Sinn nicht zuliess, dürfen wir's nicht erzwingen wollen. *Schmid* fühlte richtiger als *Voss*, wenn er erklären wollte: „*geh weiter*, aber mit dem Begriff der Anstrengung, auch wenn man dich aufhalten will." Da hätte er nur geradezu emendiren sollen nitere *contra*, aus dem von ihm citirten *Quintilian* XII, 10, 61; denn nitere porro konnte in solchem Sinne nicht stehen, das hiesse immer bloss: „*klimme* weiter." Mit Einem Worte, niti als Begriff, der die blosse Anstrengung zu jeder beliebigen Bewegung, also auch zu einem Fortbewegen entlängs einer Linie, nicht aber diess Fortbewegen entlängs einer Linie selbst, als welches lediglich ire oder vadere ist, bedeutet; und porro, welches eben bedeutet in die Länge hin (*entlängs der Linie*), können nicht zusammengefügt werden, so wenig als ich eine Kegelbahn mache, wenn ich ein perpendikuläres Brett an ein horizontal liegendes nagle. Endlich ist aber auch das oratus multa prece falsch bezogen, wenn man es von Leuten fasst, die den Vinnius um sein Geheimniss bestürmen. Wie sollten sie denn wissen, dass er ein solches hat, wenn er nicht selbst davon anfängt? und thut er das, so brauchen sie ihn nicht zu bestürmen. Ich verbinde oratus multa prece nitere als regentia zu ne oder neu narres: „ich bitte mir's aus (sey inständigst gebeten), dass du nicht jeder-

thun hatte (*Vers* 3 si poscet) und schon auf dem Wege nach Rom war (porro vade), eine wiederholte Anweisung nachgeschickt wird, wie er volumina carminum von Horaz dem Augustus überreichen soll. Wenn nun Horaz, wie man die Worte doch nehmen muss, seine drei Bücher Oden an August auf dem Landwege, per clivos, flumina, lamas, schickte [175]), so musste das nach dem Anfang des Jahrs 730 und vor dem Winter 732 geschehen: denn vorher und nachher war August nicht in Italien. Und gewiss wird man auch gar nicht ver-

man, der's hören will, erzählst u. s. w." So dient der Zusatz, die pathetische Spasshaftigkeit, mit der der Dichter das Geheimniss bewahrt wissen will, das nun desto sicherer wird an den Mann gebracht werden, zu verstärken.

175) Wie die geniale Schalkhaftigkeit dieser Epistel überhaupt nicht überall im Ganzen wie im Einzelnen sattsam erwogen worden, so ist auch Niemandem eingefallen, die Beziehung des *zehnten* Verses auszumitteln. Er kann unmöglich so isolirt aufgefasst werden, wie man zu thun scheint, und wie ihn namentlich *Carl Passow* in seiner Uebersetzung (vermuthlich nach *Voss*, den ich nicht bei der Hand habe) hinstellt; sondern er steht, in Folge der vorangehenden Warnung des ferum impingere clitellas, antithetisch gegen das Sic positum servabis onus u. s. w. „Deiner Kräfte bediene dich, wo sie hingehören (denn auch das impingere clitellas ist Ausfluss roher und ungeschickter Kraft), zum Ueberklettern und Durcharbeiten von Höhen, Wassern (*Digentia* und *Anio*), Lachen: bist du an Ort und Stelle, so suche dich zierlich und manierlich zu zeigen." *Vers* 4 fg. hat *Orelli* sehr unrichtig nach importes ein Comma, da doch *Schmid* schon gezeigt hatte, die Construktion sey: ne minister, sedulus opera vehemente, importes u. s. w. Wie aber die Leute manchmal ihre Vorgänger lesen! Derselbe *Schmid* bemerkt bei ferus (was nicht ἄγριος, sondern ἀγροῖκος übersetzt werden musste): „mit Recht verwirft *Bentley* die Lesart fessus." Eine solche dem Rhythmus zuwiderlaufende Lesart brauchte ein Mann wie *Bentley* nicht zu verwerfen, da es Niemandem eingefallen war, noch einfallen konnte, sie geltend zu machen: es war die von *Nicolaus Heinsius* aus dem Wechsel der r und s Laute in fessus und ferus gefolgerte Conjectur sero, die *Bentley* verwarf, mit der Bemerkung: videtur eo inductus, quod asini sint *tardi*. Diese Vorstellung lehnt er nun mit Recht ab; denn es ist an die gewöhnlichen Italienisch-Spanischen Lastesel, nämlich an Maulthiere, zu denken, die ganz und gar nicht tardi, wohl aber feri, d. i. eigensinnig, unlenksam, hartmäulig und ungestüm (man denke an die opera vehemens zurück) sind.

sucht, irgend eine Ode der drei ersten Bücher später zu setzen als in den Anfang des Jahrs 730, wenn man nur nicht bei Horazens Freunde Virgilius an den Dichter und bei den Parthern immer gleich an das Jahr 734, statt an 724, 725 (*Dio* LI, 18, 19) denkt."

Diese Argumentation ist mit Ausnahme des auf August's Geburtstag Bezüglichen auf's Genaueste logisch begründet. Berichtigen wir zuvörderst diese Kleinigkeit. Nicht im Jahre 734 zum Erstenmale ward August's Geburtstag (der 23te September) als ein öffentlicher Festtag begangen: zu einem solchen war er, wie neuerdings *Dillenburger* in seiner Ausgabe aus *Dio* LI, 19 nachgewiesen hat, bereits durch einen Senatsbeschluss vom Jahre 723 auf 724 (*Dillenburger's* Zahl 725 ist nicht ganz akkurat), in Folge der Schlacht von Aktium, erklärt. Im Jahr 734 kam nur laut der von *Lachmann* in's Auge gefassten Stelle Dio's zu der schon bestehenden Feier ein von nun an alljähriges (auf ewige Zeit, *ἀΐδιος*) Stieropfer und damit wahrscheinlich eine visceratio oder Fleischvertheilung an die Bürger, und noch einmal 743 (*Dio* LIV, 34) circensische und amphitheatralische Jagden hinzu. Ob daher die allerdings am Vorabend eines Augustischen Geburtstages, an einem 22sten September, erlassene Epistel I, 5 gerade in's Jahr 734 gehöre, ist aus obbesagtem Datum nicht zu folgern. Mir ist es allerdings dennoch wahrscheinlich, und ich werde darauf zu seiner Zeit, bei Besprechung der Episteln-chronologie, zurückkommen. In allen übrigen Umständen bleibt jedoch *Lachmann's* Erörterung folgerichtig bestehen und es kann nicht fehlen, dass Horaz das erste Buch seiner Episteln zwischen August oder September 734 und seinem Geburtstage, dem 8ten December desselben Jahres, herausgegeben habe. Denn die muthmasslich vorletzten dieser Briefe (wenn wir 1 und 20, wie doch natürlich, als die letzten rechnen), nämlich 12 und 18, sind im Sommer 734, nach der Aernte (12, 28 fg.), als die Feldzeichen aus Parthien angelangt und in den Tempeln aufgesteckt waren, verfasst. Vor dem fünfundvierzigsten Geburtstage des Dichters aber, also vor dem 8ten December 734, musste die Herausgabe erfolgt seyn, sonst hätte sich derselbe nicht Epistel 20, 27 fg. auf seinen

Geburtstag im Jahre 733 berufen, in welchem Jahre *Quintus Aemilius Lepidus* und *Markus Lollius* Consuln gewesen waren, die er in gedachter Stelle namhaft macht. Diese Epistel aber *nicht* als ausdrücklich zu dem Ende gedichtet zu denken, dass sie der Epilog dieses ersten Buchs der Episteln, sondern wer weiss welches andern Buchs Horazischer Gedichte hätte seyn sollen, ist eine so desperat vertrackte Ausflucht, den chronologischen Schwierigkeiten der Odenfrage zu entspringen, dass wir dieses kolossale Manövre, den gesunden Menschenverstand vor den Kopf zu stossen, zu besserer Ehre seiner Urheber auf sich beruhen lassen. Dass aber *Epistel* 13, 2 unter den signata volumina nicht andre Sachen, als die drei ersten Bücher der Oden (carmina *Vers* 17) verstanden werden können, ist *Kirchnern* S. 37 vollkommen beizustimmen: denn *Epistel* 19, 32 fgg. berühmt sich der Dichter seines im öffentlichen Beifall *auch* bereits vestgestellten lyrischen Verdienstes, so dass an der bei Erscheinung des ersten Epistelbandes ihrerseits schon geschehenen Herausgabe vollständiger Bücher Oden nicht zu zweifeln ist. Ueber 730 oder längstens den Winter von 732 kann also füglich wenigstens keine Ode des *ersten* Buches, das doch auf jeden Fall auch zu allererst oder mindestens an der Spitze der andern an's Licht getreten ist, mag man nun eine einzelne Herausgabe aller vier Bücher, mit *Bentley*, oder eine Herausgabe des ersten und zweyten zusammen, und des dritten für sich, mit *Vanderbourg*, oder eine gleichzeitige Gesammtherausgabe aller drei ersten Bücher, mit *Kirchner*, und wie wir sehen, *Lachmann*, statuiren, hinausgehen. Die letztbezeichnete Triplicität in den Annahmen der Herausgebungsweise ist aber in der That hiebei unwesentlich: denn das einzige bis jetzt einen unlösbaren Knoten in diesen ebenen Faden der chronologischen Rechnung bringende Gedicht, das Propemptikon auf das Schiff Virgil's, ist gleich das dritte Stück des *ersten* Buches. Da widerstrebt denn freilich nicht mehr als Alles, am Allermeisten aber wohl unser Gefühl, der von *Lachmann* gewiss nur als ein pis-aller dahingestellten Ausflucht, bei diesem Gedichte an den Dichter Virgil gar nicht zu denken. Denn die Anwünschung einer

glücklichen Reise nach Attika [176]), welche wir in dieser Ode dem den Virgil dahinzutragen bestimmten Fahrzeuge gewidmet sehen, harmonirt so sehr mit den Ueberlieferungen über Virgil's Leben, dass wir uns das Gedicht mit diesen zusammengehörig zu denken gar nicht entbrechen können. „Die Bukolika und Georgika," heisst es im sogenannten *Donatus*, Vita Virgilii 13, 50 fg., „emendirte er noch. In seinem zweyundfunfzigsten Jahre aber, um die letzte Hand an die Aeneide zu legen, beschloss er, sich nach Griechenland und Asien zurückzuziehen, und in einem fortlaufenden Triennium alle Mühe auf die Ausfeilung zu verwenden, damit er in seinen übrigen Tagen bloss für die Philosophie leben mögte. Aber da er nach Angriff der Reise in Athen dem August begegnet war, der aus dem Morgenlande nach Rom heimkehrte, beschloss er mit dem Cäsar zurückzugehen. Und da er Megara, einen Athen benachbarten Ort, um sich umzusehen, aufsuchte, befiel ihn eine Unpässlichkeit, welche die unausgesetzte Seereise verschlimmerte, so dass er, täglich kränker, endlich Brundisium erreichte, wo er nach wenigen Tagen, am 22ten September unter dem Consulate des Cajus Sentius und Quintus Lukretius (735, 19 vor Christus) starb." Vor Allem aber ist es der Ausdruck animae dimidium meae *Vers* 8 jener Ode, welchen uns von einem andern als dem Dichter Virgil zu fassen einer Profanation gleich dünken würde; und in der That müsste dem Horaz eine gute Dosis Leichtsinn zugetraut

176) Reise nach Attika, nicht nach Griechenland überhaupt oder jedem sonst beliebigen Orte desselben, also auch debes finibus Atticis, nicht, wie *Orelli* construirt und hier sein in der Lyrik doch unendlich mehr zu bedeuten habendes Gesetz rhythmischer Concinnität, das wir ihn zu *Episteln* I, 13, 18 am unrechten Orte einschärfen sahen (*Note* 173), vergisst: finibus Atticis reddas. Das ist auch eine doppelt wider die Latinität verstossende Abtheilung des Sinnes; denn *erstens* kann vom Schiffe nicht gesagt werden creditum debes Virgilium ohne ein Objekt, *wem* das Schiff debet, ist wenigstens eine putide Spitzfindigkeit im Ausdruck, die nicht dem Horaz aufgebürdet werden kann: und *zweytens* ist reddas finibus Atticis kein Latein für tradas, perferas ad. Reddas geht allerdings auf die künftige Heimkehr, und hier ist mihi oder nobis zu suppliren nicht nur leicht, sondern auch sprachüblich.

werden, wenn er als die „Hälfte seines Lebens," welche Bezeichnung er auserdem lediglich seinem geliebten Mäcenas widmet, eine ordinärere Seele, als die seines Mantuanischen Musen- und Busenfreundes hätte begrüssen sollen. Der Ton guter und zutraulicher Kameradschaft, den man einem wackern, an Bildung und bürgerlicher Stellung nicht gar zu untergeordneten Gesellen bei gesellschaftlichem Umgange widmet, ist doch von einer so aus tiefstem Herzen geschöpften innigen Benennung noch sehr verschieden. Findet sich nun jene kameradschaftliche Sprache allerdings *Oden* IV, 12 gegen denjenigen Virgil beobachtet, welchen dort Horaz zu einem Kruge Weines ladet, so hat man gleichwohl mit Recht geschlossen, besagter Virgil könne dennoch nicht der Dichter seyn[177]: aber eben so wenig könnte er der Mann seyn, dem *unser* Dichter I, 3 glückliche Reise nach Attika wünscht, so weit das persönliche Verhältniss in den ersten acht Versen

177) Dass er kein Kaufmann war, was man voreilig aus der merx *Vers* 22 und dem studium lucri 25, noch weniger ein Salbenhändler, was man, vollends lächerlich, aus 16 fg. geschlossen hat, ist jedem Vernünftigen von selbst einleuchtend. Man darf nur der beständigen Vorstellung unruhiger Habsucht unter dem Bilde des mercator bei Horaz eingedenk seyn, um sofort jedes Gedankens, dass er mit einem solchen jemals in solcher Weise sich familiär gemacht hätte, los zu werden. Dagegen leuchtet mir die Bemerkung in *Vanderbourg's* altem Manuskripte V zu dem juvenum nobilium cliens *Vers* 15 sehr ein, dass dieser Virgil Leibarzt der Neronen (Tiberius und Drusus) gewesen, und ich halte sie mit *Orelli* antiken Quellen entstammt. Das Studium lucri beziehe ich in diesem Falle auf seine ärztliche Praxis, die sich bekanntlich im kaiserlichen Rom auf jährliche 25000 Thaler belaufen konnte. Dass die Ode IV, 12 doch auf den Dichter Virgil gehen könnte und nur aus einer unbekannten Ursache, obwohl früherer Zeit angehörig, in dem spät herausgekommenen *vierten* Buche nachgebracht worden sey, wäre eine so rein willkürliche Voraussetzung, dass wir mit einer solchen das grosse Gebiet gewagter Möglichkeiten und Unterstellungen auf dem ohnehin so dornigen Felde dieser Horazischen Litterarkritik ja nicht vermehren wollen. Das ärgste Monstrum willkürlicher Vermuthungen würde aber doch zuletzt seyn, wenn man nun das gerade Entgegengesetzte unterstellen sollte, drei Virgile als Freunde oder mindestens Bekannte des Horaz, und an jeden eine besondre Ode, den Dichter (I, 34), den Arzt der Neronen (IV, 12), und einen problematischen terrae filius (I, 3).

sich kund giebt; denn von *Vers* 9 an ergeht sich die Ode durch dreissig Verse hindurch in einem Gemeinplatz über die Verwegenheit der Erfindung der Schiffahrt, welchem Gemeinplatz wir weiter nichts entnehmen können, als dass dem Horatius die Trennung von seinem Freunde unlieb war, ohne dass er doch bestimmte Beweggründe gehabt hätte, die Reise zu misbilligen. In der That musste ihm, als einem Dichter selbst, die Vollendung eines umfangreichen Musenwerks, wie die Aeneide, ein sattsam würdiger Anlass erscheinen, um einen stillen Aufenthalt jenseit des Meeres zu suchen; doch scheint wiederum ihm dieser Umstand nicht dermassen dringend vorgekommen zu seyn, dass er vollständig damit zufrieden gewesen wäre, seinen Freund, der ja ohnediess eine sehr geraume Zeit bereits in dem mussevollen Süditalien gelebt hatte, aus diesem gar über See gehen zu sehen. Vielleicht erfüllte ihn schon damals dessen Gesundheitszustand mit einer Besorgniss, über die er sich aus Schonung nicht auslassen wollte. Kurz es fehlt uns etwas, ein Wunsch für den Success der Reiseabsichten selber, was wir an der Ode vermissen: wir dürften aber sehr vorwitzig verfahren, wenn wir die unter dem jetzt vorhandenen Umstande, dass den grösseren Theil des Gedichtes ein gegen die menschliche Keckheit eifernder Gemeinplatz ausfüllt, anscheinend hervorgehende Gleichgültigkeit, ja Flachheit der Behandlung zum Nachtheil der poetischen Antheilnahme oder gar der Gesinnung des Horatius gegen seinen Freund auslegen wollten. Hier muss *zwischen* den Zeilen gelesen werden: das war aber den Zeitgenossen leichter, als jetzt uns, und wir lassen besser davon. Nun aber sehe ich in der That nicht ein, warum uns die in anderweitigen Beziehungen so zahlreiche Absurditäten enthaltende Vita des Donatus gerade in dem hier hauptsächlich zur Sprache kommenden chronologischen Bedenken so sehr beengen sollte. Das letzte sichre Merkzeichen einer noch Italien angehörigen Aufenthaltszeit bei Virgil ist die berühmte Stelle über den damals kürzlich (im Sommer oder Herbst 731) zu Bajä mit Tode abgegangenen Sohn der Oktavia, Markus Claudius Marcellus, *Aeneis* IV, 861 fgg. und die Anekdote bei *Donatus* 12, 47, dass Oktavia bei Recitation derselben in

Ohnmacht gefallen sey [178]. Was sollte uns nun hindern, von der vermeintlichen Genauigkeit im chronologischen Detail der letzten Lebenszeit Virgil's bei diesem geschwätzigen Donatus, einer Genauigkeit, die diess nur scheint, weil sie bestimmte Zahlen (das zweyundfunfzigste Lebensjahr und einen vorausbestimmten dreijährigen Aufenthalt) setzt, die ja, wie so Unzähliches bei den alten Grammatikern, ganz eigenmächtig erklügelt und aus auf eigne Hand angestellten Folgerungen herausgerechnet seyn können, in so weit abzugehen, dass wir die Abreise Virgil's nicht in das Frühjahr 735 rücken (diess ergiebt sich ohnehin bloss aus der Rechnung selbst und wird keineswegs mit bestimmten Worten angegeben), sondern wirklich einen dreijährigen Aufenthalt in Griechenland annehmen; annehmen, Virgil sey z. B. im Frühjahr 732 dahin abgegangen und dann, als im Sommer 735 August aus dem Orient in Athen eintraf, habe er sich demselben aus dem einfachen Grunde angeschlossen, weil der Zweck seines secessus vollendet, weil die Aeneide, bis gleichsam auf einzelne letzte Pinselstriche, fertig war, weil er sich erschöpft und krank fühlte, weil er auf Italiens Erde sterben wollte [179]? Ich sage nicht,

178) Ich weiss freilich, was auch selbst der nüchterne *Voss*, von dem vertrakten Jahre 734 so gut, wie Horazens Ausleger verstrickt, vom Armenischen Feldzuge dieses Jahrs bei Georgica III, 30 und anderswo, so wie von den restituirten Feldzeichen der Parther, phantasirt. Da diese Suppositionen aber bereits von *Jahn* Introductio S. XXIII fgg. widerlegt sind, so verweise ich auf diesen. Vom *Niphates*, der hier der unschuldige Anlass des Irrthums ist, reden wir weiter unten.

179) Eine andre Combination wäre, anzunehmen, Virgil sey zuerst nach Sicilien gegangen, um dort seine antiquarischen Vorarbeiten über den Aufenthalt des Aeneas auf dieser Insel abzuthun, und habe sich von da aus dem August, als dieser im Winter 732 daselbst eintraf (*Dio* LIV, 6), nach Griechenland angeschlossen, um, während der Kaiser in Asien weilte, zu Athen zu verharren. Allein Horazens Gedicht deutet auf eine direkte Reise nach Athen, und da die Aeneide den Dichter *zwölf* Jahre lang beschäftigt haben soll, so kann der ausdrücklich auch zum Zwecke dieser Ausarbeitung ihm beigelegte *Sicilische* Aufenthalt recht gut, wie es die Worte (*Donat* 11, 40) an die Hand geben, abwechselnd mit dem Campanischen, also früher, gedacht werden. Wie indess dem seyn möge, so glaube ich, aus dem

dass dem so und ein für allemal nicht anders gewesen sey; denn man kann sich im Reiche solcher Probabilitäten vor übereilten Orakelsprüchen nicht sorgfältig genug hüten: ich vindicire nur einer aperten Evidenz, dass 1) *Oden* I, 3 den Dichter Virgil und keinen andern Menschen betrifft; 2) dass also Virgil damals wirklich nach Griechenland gereist seyn muss; 3) dass er in diesem Falle nicht erst 735 gereist seyn kann, die natürlichen und vernünftigen Bedingungen, ohne die eine solche Evidenz aufhören würde, sie selbst zu seyn; und frage in Folge derselben, ob uns Skrupel, aus einer litterarisch-antiquarischen Plunderkammer, wie solche Vitae der Grammatiker sind, mit zudringlicher Auktoritätsprätension hervortretend, schwerer wiegen dürfen, als der Zusammenhang einer logisch veststehenden Argumentation? Aber in Griechenland sollte ja die Aeneide fertig werden, und sie ist nicht fertig! So? wäre wirklich Virgil, um das Paar Dutzend unvollendeter Halbverse, dem wir in der Aeneide begegnen, entsprechend auszufüllen, nach Griechenland geschifft, und hätte diesen Vorsatz verfehlt? Wer sagt uns denn, es seyen an der unvollendeten Aeneide nur diese Halbverse fertig zu machen übrig gewesen? Im Jahre 729, als August, der bekanntlich dem Dichter *häufig* schrieb (*Tacitus* de Oratore 13; *Makrobius* Saturnal. I, 24; *Claudian* XLI, 23), aus dem Cantabrischen Kriege sogar an die Aeneide dachte und sich die Brouillons, ja jeden Abschnitt zugeschickt verlangte (*Donat* 12, 46), schrieb Virgil dem Kaiser: „Was meinen Aeneas betrifft, wenn ich ihn bereits deines Ohrs würdig hielte, würde ich dir ihn gerne senden: aber ich habe mich damit an einen so mächtigen Gegenstand gewagt, dass mir es fast vorkommt, als habe ich in einer Geistesverwirrung den Gedanken eines solchen Werkes gefasst, besonders da ich, wie du weisst, auch andre und noch viel bedeutendere Studien an diess Werk wenden muss:“ *Makrobius* a. a. O. [180]). Und doch

dreijährigen Aufenthalte August's im Orient von 732 bis 735 sey der Vorsatz Virgil's, *drei* Jahre nach Griechenland und Asien zu gehen, in die Rechnung der Grammatiker gekommen.

180) Dass ich in der Weise, wie ich thue, die Notiz des *Donatus* und das Citat des *Makrobius* combinire, wird keiner Vertretung

war damals, dem *Donatus* zufolge, das Werk schon sechs Jahre lang in der Arbeit. „Erst lange darauf," heisst es bei diesem (12, 46), „nachdem zuvörderst der Stoff durcharbeitet (mit *Goethe* zu sagen, *schematisirt*) worden (perfecta demum materia, also seinen einzelnen Momenten nach eingetheilt und künstlerisch gesondert), brachte er noch (in Italien) drei ganze Bücher, das *zweyte*, *vierte* und *sechste* (vor den hohen Herrschaften), zum Vortrag." Diese Aussage bestätigt *Servius* (ad Aeneidem IV, 324), insofern auch er angiebt, dass zuerst das *dritte* und *vierte* Buch vorgelesen worden [181]). Kurz, die Aeneide rückte sehr langsam vorwärts und war sicherlich von dem Zustande noch sehr weit entfernt, in welchem sie jetzt sich unter unsern Händen befindet, als Virgil zuerst den Entschluss fasste, sie in Griechenland zu absolviren; was denn doch gleichwohl hätte der Fall seyn müssen, wenn er erst eben in Athen angekommen gewesen wäre, als er sich bei der Ankunft August's schon wieder einschiffte, um mit diesem heimkehrend unterwegs zu sterben.

Sehen wir demnach diese Sache als abgemacht an und setzen das Abschiedsgedicht Horazens an den Sänger des frommen Aeneas aus dem Jahre 735 in das Jahr 732 zurück, so bleibt kein Anstand übrig, dass nicht in demselben Jahre (denn auf 730 brauchen wir ja nicht nothwendig zurückzugehen), ehe August sich nach Sicilien auf den Weg machte, Horaz seine *drei ersten Bücher Oden* dem Fürsten mit Gelegenheit des *Vinnius Asella* überreicht haben könnte. Sie konnten dem, wie wir aus seinem Interesse an den Virgilischen Studien noch eben ersehen haben, sich selbst auf seinen Feldzügen an die Leistungen seiner Dichter erinnernden Imperator eine angenehme Zerstreuung zwischen den Strapatzen der Kriegszüge und den Anstrengungen der Geschäfte werden. Das Gedicht an Virgil brauchte nicht lange vor

bei den Sachkennern bedürfen. Der Brief bei Makrobius konnte nur auf eine *erste* Anfrage, die Aeneide betreffend, geschrieben seyn. Die andern und bedeutenderen Studien sind eben die Virgilische Alterthumsforschung.

181) Recitavit primum libros tertium et quartum; denn die Lesart primum tertium et quartum libros ist aus *Donatus* emendirt.

Herausgabe oder Ueberreichung der drei ersten Bücher Oden gedichtet zu seyn; denn die Annahme, dass die Horazischen Gedichte nach der Ordnung ihrer Zeitfolge in die gesammelten Bücher übergegangen seyen, ist durch zu viele und zu entschiedene Ausnahmen beschränkt, als dass wir ihr die Consequenz, die ihr einige Herausgeber haben geben wollen, zuzuerkennen vermögten. Die ersten drei Bücher Oden sind dem Mäcenas dedicirt, wie bekannt und wie es das erste Gedicht, die Einleitung der ganzen Sammlung, deutlich besagt; welcher wiederum das letzte Gedicht des dritten Buches, auch wieder in seiner Art, als Epilogus, das einzige dieser drei Bücher, den Stempel eines abgeschlossenen Ganzen aufdrückt; worüber wir auf *Kirchner's* (§. 25 fgg. S. 11 fg.) und *Franke's* (S. 68 und 197) Expositionen verweisen. Nehmen wir nun an, das Gedicht an Virgil entstand Frühling 732; die Herausgabe mit der Dedikation an Mäcenas geschah im Sommer desselben Jahrs; so bleibt uns bequemer Raum, den August nach der unterdess einigen Rumor machenden Sammlung begierig gemacht zu denken: denn einzeln zugekommen waren ihm höchstens die ihn selbst betreffenden Stücke. Eine Zusendung auf eigne Hand und ohne vorausgegangene Aufforderung lag nicht im Charakter unsres Dichters, so wenig er prüde war, sich einer solchen zu entziehen, sobald sie an ihn gelangte. Wir nehmen an, ja setzen entschieden voraus, dass diess geschehen, als er den *Vinnius Asella* mit seinem Packete belud.

Die übrigen Oden der drei ersten Bücher machen lange nicht die Schwierigkeiten über ihre Chronologie, welche die eben erörterte *dritte* des ersten Buches erregt; und *Franke* hat dieselben, so viel in dieser Frage *Vanderbourg* und *Kirchner*, unstreitig die verdienstvollsten Bearbeiter Horazens in diesem Punkte, übrig gelassen hatten, im Allgemeinen überzeugend gelöst, und ein neues eigenthümliches Verdienst sich, freilich wohl indem ihm *Lachmann's* Fackel vorleuchtete, dadurch erworben, dass er sich durch die triviale Vorstellung, als habe Horaz die Oden erst in reifen Männerjahren gedichtet, nicht hat befangen lassen; daher er principiell die einzelnen Stücke immer lieber früher setzt, als andre. So *Oden*

I, 4, welche, weil *Lucius Sextius* oder *Sestius*, ein ehemaliger und zwar sehr hartnäckiger (*Dio* LIII, 32) Anhänger des Brutus, also Kriegsbekannter des Dichters, im Jahr 731 von August ihm (dem Kaiser) selbst als consul suffectus substituirt, von den Abschreibern in der Ueberschrift als Consular bezeichnet wird, von andern 731 oder 732 gesetzt, aber von Herrn *Franke* nach dem Vorgange *Grotefend's* in den Februar 725 zurückverlegt wird. Er hätte nur kühnlich noch viel weiter zurückgehen, und wie wir oben gethan haben, dem Geiste und Tone der Ode getreu, dieselbe in die erste lyrische Periode des Dichters, wo er noch vorzugsweise mehr Epoden als Oden schrieb, versetzen sollen. Die epodische Form ist es, welche, nebst dem Umstande, dass des von Sextius bekleideten Consulats keine Erwähnung geschieht, Herrn *Franke* bestimmt. Das sind aber nur äusserliche und negative Zeichen, die ohne innere Begründungen bloss zufällige und zweifelhafte Kriterien abgeben. Viel eher durfte er sich darauf berufen, dass der Dichter nicht wohl mit dem Königreiche des Zechgelags [182]) und mit der Gluth für den zarten *Lycidas* (*Vers* 18 fg.) einen Consularen bekomplimentiren durfte. Auf die Lesart *Publius* statt des Vornamens *Lucius* bei *Porphyrion* ist desshalb kein Werth zu legen, da es ja gerade dieser Scholiaste ist, welcher den Sextius einen Consularen nennt, also jedesfalls die Identität der Person verbleibt. Die *Ode an Agrippa* I, 6 beraumt *Franke* (S. 148) zwischen 724 und 725 an [183]); *Kirchner* und *Grotefend* setzen sie 727 (was sich aber nur auf den allerersten Anfang des Jahrs beziehen könnte, da *Cäsar* seitdem den damals empfangenen Namen *Augustus* auch in den Horazischen Oden führt). Ich mögte bis in's Jahr 718 nach dem Siege über Sextus Pompejus zurückgehen, wodurch in dem Anliegen Oktavianus Cäsar's (denn der steckte doch stets dahinter), durch Horaz besungen zu werden, vier der Zeit nach getrennte

182) Ungefähr wie wenn sie jetzt auf dem Studentencommerce einen Pabst wählen.

183) Ich will hier anmerken, dass ich von hier an die Oden, deren Epoche entweder bereits besprochen oder überall nicht mit Wahrscheinlichkeit auszumitteln ist, ganz übergehe.

Epochen entstehen, 718 durch *Agrippa*; 723 durch Mäcenas (Oden II, 12); 725 auf 726 durch *Trebatius* (*Satiren* II, 1); und eine spätere, bis jetzt nicht allzu evidente, von welcher wir bei Gelegenheit des betreffenden Gedichts *Oden* IV, 2 handeln werden, durch *Antonius Iulus*. *Franke's* Annahme macht Agrippa's Anmuthung gleichzeitig mit der des Mäcenas; die Kirchner's und Grotefend's nur um ein Geringes später als die des Trebatius: sollte aber Oktavian den Dichter für so charakterlos gehalten haben, dass er in der nämlichen Zeitfrist dem einen Freunde zu Liebe thun würde, was er dem andern abgeschlagen? Wohl zu merken, es ist stets nur von epischer oder episch lyrischer (*Stesichoreischer* oder *Pindarischer*) Darstellung der *Bürgerkriege* die Rede; Kriegsthaten gegen die Barbaren konnte Horaz zu besingen sich so hartnäckig nicht geweigert haben und die *Oden* des *vierten* Buchs, den *Neronen* gewidmet, legen davon Zeugniss ab.

Ode 12 des *ersten* Buchs theilt man gewöhnlich dem Anfange des Jahrs 731 zu, weil da *Marcellus*, auf dessen Preis es vorzugsweise mit abgesehen scheint (*Vers* 45 fgg.), gestorben ist, man also nicht weiter hinaus kann; sonst würden ohne Zweifel die lieben Parther *Vers* 53 die Ausleger, wie gewöhnlich, in das Jahr 734 gezogen haben. Mit Recht aber findet *Franke* die Jahre 729 und 730 passender: jenes, weil da Marcellus mit der Julia vermählt worden; dieses, weil da Aelius Gallus den Feldzug in's glückliche Arabien unternommen, „welchem die Dichter [184]) einen ausgezeichneten Erfolg verheissen (Horazens *Oden* I, 29, 4; 35, 31; s. zu *Oden* I, 19).“ Hier ist indess abermals Fremdartiges beigemischt und das Zutreffende übersehen. Parther, Serer und Inder, welche Horaz in unsrer Ode 53 fgg. erwähnt, und unter denen man die Araber *nicht* einbegreifen kann, stehen hier lediglich als sinnbildliche Bezeichnung von Siegen an fernster Erdgränze, wie wir oben (bei Anmerkung 77) in Bezug auf Ode 19, 10 fgg. ausgesagt haben, die sich für den Herrscher der Welt, er mag daheim oder im Felde seyn,

184) Virgil *Aeneis* VII, 605; *Properz* II, 9 (10), 19 (15).

allezeit von selber verstehen: von kriegerischen Ereignissen jenes Jahres in specie ist da keine Rede; wie denn auch, ausser eben jenem unglücklichen Zuge nach Arabien, 730 keine stattgefunden haben. Aber das Richtige sind die in dieses Jahr gehörigen Ehrenbezeigungen gegen Marcellus zum Genesungsfeste des Augustus, welche Herr *Franke* noch zum Jahre 729 rechnet, da sie in das folgende gehören. S. *Dio* LIII, 27 fg. Aber den Dio findet man, ich muss da mit der Sprache offen herausgehen, von Herrn *Franke*, und ein Gleiches gilt nach meiner Beobachtung von Herrn *Carl Passow*, zuweilen mehr angeführt als im Zusammenhange gelesen. Da nun die Heirath mit Julia nur die erste Stufe der Erhebung des Marcellus zur Hoffnung der Thronfolge, die zweyte aber, und das deutliche Zeichen, dass ihm Tiberius nachgesetzt seyn sollte (damit wohl auch die Anreizung Livia's, jenen aus dem Wege zu räumen), jene Ehrenbezeigungen waren, die sprechendste namentlich, dass er *zehn* Jahre vor der gesetzlichen Zeit das Consulat verwalten solte, während dem Tiberius (der erst 741 zum erstenmal Consul wurde) nur eine Vergünstigung von *fünf* Jahren unter der Zeit für die Bekleidung der Staatsämter eben damals zu Theil wurde: so folgt, dass allerdings das Jahr 730 sich noch bedeutsamer als 729 zu einem Lobliede auf Marcellus eignen würde. Allein zu einem solchen ist die Sprache dieses Passus über den Marcellus zu wenig prononcirt: einem angehenden Mann, dem Eidam des Kaisers, dem unter den gewesenen Prätoren sein Sitz im Senate angewiesen wird, schreibt man keinen Ruhm zu, der „wie ein Baum in stiller Zeit" wächst; diess eignet sich für den noch bescheiden, aber zusehends wachsenden Jüngling oder Knaben. Ich gehe daher auf 725 zurück, wo Marcellus, damals im sechzehnten Jahre, nach der Heimkehr vom Aktischen Siege zuerst mehrfach hervorgezogen und sogar adoptirt wurde [185]; eine Ansicht, der ich auch *Carl Passow* zugethan sehe in seiner Recension des Franke'schen Buchs, Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1840, Seite 718, ohne dass jedoch die Gründe beigebracht würden.

185) Die Stellen s. bei *Drumann* II, S. 402.

Eine verdienstliche Sorgfalt hat Herr *Franke* auf die Chronologie der in wechselseitiger Zeitberührung stehenden vier Oden I, 20, II, 13 und 17, III, 8 verwendet. II, 13 widmete der Dichter einem Unfalle, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte, indem er sich bedroht sah, durch einen umstürzenden Baum auf seinem Landgute erschlagen zu werden; II, 17 bringt er diess Ereigniss in einen Zeitzusammenhang mit dem dreimaligen Beifallgeklatsch (nach unsrer Art zu reden einem dreifachen *Hurrah*), mit welchem Mäcenas nach glücklicher Wiedergenesung von schwerer Krankheit bei seinem erstmaligen Erscheinen im Theater empfangen worden; III, 8 ladet er den Mäcenas zu einem Schmausse auf den *ersten März* ein, und da dieser Tag der des Ehefestes oder der *Matronalien* war (vgl. *Juvenal* IX, 51 fgg.), welchen bloss verheirathete Leute begingen, so erklärt er dem Mäcenas, warum er, der Ehelose, ihn gleichwohl feire: es sey nämlich der zum erstenmal wiederkehrende Jahrstag eben jenes Unfalls; und I, 20 endlich erklärt er demselben Gönner, der sich ihm, wie es scheint, auf das Sabinum angesagt hatte, er werde bei ihm lediglich ordinären Sabiner finden, den er selbst, der Dichter, im Jahre jenes dem Mäcen zu Theil gewordenen öffentlichen Applauses auf Krüge oder Flaschen gefüllt habe (graeca testa, d. i. cado, conditum levi). Aus diesen Beziehungen ist klar, dass es hauptsächlich darauf ankommt, das eigentliche Jahr des dem Horaz an einem ersten März zugestossenen Unfalls auszumitteln, dessen Jahrstag III, 8 gefeiert werden soll. Da nun in dieser Ode neben andern historischen Anspielungen eine Niederlage der Dacier unter ihrem Könige Cotiso *Vers* 18 besonders hervortritt, diese Niederlage aber von allen Horazischen Chronologen, *Bentley*, der diese Einzelheiten gar nicht berührt, ausgenommen, namentlich von *Vanderbourg* und *Kirchner* (s. letztern S. 9), auf die Auktorität *Masson's* in's Jahr 734 gesetzt wird, so nehmen namentlich letztere beyden Interpreten an, III, 8 sey 734, II, 13 und 17 wahrscheinlich 733, und I, 20 muthmasslich doch wenigstens um *zwey* Jahre später, als jener Theaterapplaus dem Mäcenas ertheilt worden war, also um 735 oder 736 entstanden. Diesen Calcul hat nun *Franke*

mit genügenden Gegengründen erschüttert und eine sichrere Position für die Zeit gedachter Oden um ein Geraumes früher gefasst; wobei wir zunächst eine sorgsame Ausmittlung der historischen Daten Ode III, 8 im Auge haben müssen. Diese aber wollen wir unsres Theils, da *Franke* selbst nicht bis in alle Einzelheiten mit erschöpfender Folgerichtigkeit gedrungen ist, in selbstständiger Ausführung nach allen Seiten hin hier neu unternehmen.

Zuvörderst ersehen wir, dass Mäcenas um die Zeit dieser Ode praefectus urbi seyn musste (Vers 17): das war er aber im Jahr 734 ganz und gar nicht, sondern Augustus hatte, als er gegen Ende 732 zu seiner damaligen Expedition nach dem Oriente über Sicilien abging, von dieser Insel aus den Agrippa mit den Sorgen der Stadt betraut (*Dio* LIV, 6). Sodann die Niederlage des Daciers Cotiso (*Vers* 18) setzt man ganz willkürlich, einzig und allein auf *Masson's* Auktorität, indem die Ausleger die Citate *Suetonius* Vita Augusti 21 und *Florus* IV, 12 (18 fg.) einander blindlings nachschreiben, in das Jahr 734, eine Epoche, gegen die gerade die geschichtliche Wahrscheinlichkeit am Meisten spricht. Wir haben über die Conflikte der Oktavian-Augustischen Herrschaft mit den Daciern eine chronologisch erste Notiz bei dem Jahre 719, zu der Zeit als Oktavian gegen die Pannonier und Dalmatier kriegt, in *Appian's* Illyricis 22 fg., wo sie jedoch lediglich als ein *künftig* zu bekämpfendes Gränzvolk, zugleich mit den *Bastarnen*, bloss mit Namen erwähnt werden: hiernächst die beyden summarischen Berichte des *Suetonius* und des *Florus* und die ausführlicheren des *Dio* LI, 22 fgg. und LIV, 36. *Sueton* sagt sehr kurz: „Er dämmte auch der Dacier Einfälle, nachdem drei ihrer Heerführer mit einer grossen Streitmacht (*der Feinde*) niedergehauen waren.“ Ein Satz über die Germanen, der sich diesem unmittelbar anschliesst: „und drängte die Germanen über die Elbe hinüber,“ steht damit nur in grammatischer, keineswegs in logischer Verbindung. Etwas ausführlicher drückt sich *Florus* aus. „Die Dacier hausen zwischen Gebirgen: unter der Herrschaft ihres Königes Cotiso, so oft die zugefrorne Donau beyde Ufer verbunden hatte, pflegten sie herabzustreifen und

die Nachbarschaft zu verheeren. Es dünkte dem Cäsar Augustus gut, das äusserst schwer zugängliche Volk aus dem Wege zu scheuchen (submovere). Er sandte also den *Lentulus* und trieb dasselbe über das jenseitige Ufer; diesseits legte er Besatzungen. So ward damals Dacien nicht besiegt, sondern aus dem Wege gescheucht und aufgeschoben.“ Diese Stelle des *Florus* ist es nun eben, aus welcher *Masson* wegen der Namen *Cotiso* und *Lentulus* auf eine sehr übereilte Weise eine im Jahr 734 (letzteres wegen der vermeintlichen Gleichzeitigkeit mit Parthischen Ereignissen) geschehene Niederlage (gravissimam cladem) *des Königs Cotiso durch einen römischen Feldherrn Lentulus* gefolgert hat. Hätten nun seine Nachtreter der Mühe werth befunden, des *Florus* Stelle selbst nachzusehen, so hätten sie ihm unmöglich so einmüthig beistimmen können. Es musste sie erstlich und vor Allem sogleich der abrupte Ausdruck: Daci montibus inhaerent, aufmerksam machen, dass hier nicht der Anfang einer selbstständigen Erzählung, sondern lediglich die Fortsetznng einer solchen nach einer Digression oder einer in die Folge der Begebenheiten herein gehörigen anderweitigen Darlegung zu suchen sey. Florus beginnt das *zwölfte* Capitel mit der allgemeinen Bemerkung, „im Innern sey nun (nach der Katastrophe von Aktium) Frieden geworden: dagegen habe es von jetzt an mit den nordischen Barbaren Händel auf Händel gegeben;“ und er zählt demgemäss die Noriker (d. i. Rhätier und Vindelicier), Illyrier, Pannonier, Dalmatier, Mysier (Mösier), Thracier, *Dacier*, Sarmaten und Germanen als diese Barbaren auf. Dann geht er die Kämpfe mit den einzelnen, unter Benennung der gegen sie geschickten Führer, der Reihe nach durch, und verweilt bei den Mysiern, als deren Besieger er den *Markus Crassus* heraushebt; berührt noch die Thracier, und hierauf folgt Obiges von den Daciern. Hier hätten die Ausleger die Augen aufthun und vernünftig combiniren müssen. Denn aus *Dio* wissen wir, dass *Markus Licinius Crassus* (Enkel des vor den Parthern gebliebenen sogenannten Triumvirn) nicht bloss gegen die Mysier oder Mösier (Servier, Bulgaren und ihres Gleichen), sondern, als Proconsul von Macedonien und Griechenland (er war Consul des Jahrs 724,

als College Oktavian's, der diese Würde zum viertenmal, aber abwesend, bekleidete), gegen die gesammten Scythischen Donaunationen, die das Reich an dieser Gränze beunruhigten, namentlich aber gegen die *Dacier*, bevollmächtigt war. Diese nämlich hatten vor der Aktischen Katastrophe an Oktavian Gesandte geschickt; als sie aber nicht erreicht, was sie wollten, sich zu dem Antonius geschlagen. Auf diese Verhandlungen mit Oktavian bezieht sich ohne Zweifel, was ihm Antonius bei *Sueton* Kapitel 63 vorwirft, „er habe seine Tochter Julia dem Cotiso, Könige der Geten [186]), verlobt und dagegen sich selber eine Tochter des Königs zur Frau erbeten;" und Bewegungen der Dacier um die Zeit des Aktischen Kriegs, wiewohl dieselben dem Antonius nicht viel halfen, weil sie durch innern Unfrieden des Stammes selbst gelähmt wurden, werden bei *Dio* ausdrücklich angedeutet. Man nahm ihnen bei dieser Gelegenheit Gefangene ab, die in den Triumphspielen des Jahrs 725 auf der Arena mit gefangenen Sueven kämpfen mussten. Auf die Dacischen Händel in jener Epoche bezieht sich auch die Frage in Horazens gleichzeitiger *Satire* II, 6, 53. Markus Crassus aber trug in den Jahren 725 und 726 so viele Vortheile über alle die seinem Commando zugewiesenen barbarischen Völker davon, dass er am 12ten July 726 einen Triumph über sie halten durfte [187]).

186) In der ältesten griechischen Geographie sind die an der Donau und in ihren Umgegenden wohnenden Nationen alle noch Thracier; dann werden sie genauer als Scythen im Allgemeinen erkannt und folgen sich, von der Küste des schwarzen Meers bei Byzanz an nordwestlich gewandt, in folgender Reihe: Thracier, Mösier, Geten, Dacier (worauf nördlich Sarmaten, westlich Pannonier). Nun sagt *Plinius* H. N. IV, 25 geradezu, die Römer nennten die *Geten* Dacier; vgl. *Justinus* XXXII, 3 und *Appianus* Praef. 4. *Strabo* VII, S. 304 sagt, nach dem Pontus zu hiessen sie Geten, nach Germanien zu Dacier; und *Dio* LI, 22 ist über die Sache zweifelhaft; dagegen verwahrt sich derselbe *Dio* auf's Schärfste gegen diese Vermengung LXVII, 6.

187) Ich muss mich hier auf die Citation *Franke's* S. 156 verlassen, da ich *Masson's* Janus clausus und reseratus nicht habe; den aber *Heyne* zu Aeneis VIII, 725 des Irrthums zeiht, weil er Virgil's Leleger für Bastarnen und Dacier hält. In der Hauptsache wird diess nichts zu sagen haben.

Hierauf ist von den Daciern bei *Dio* nicht weiter die Rede, als bei dem Jahre 744, also ganzer zehn Jahre nach dem vermeintlichen, rein in der Phantasie der Ausleger bestehenden, mit keinem Worte weder bei *Florus* noch bei *Suetonius* zu lesenden Siege des Lentulus, jener gravissima clades, wie es selbst *Mitscherlich* und leider auch noch der gute *Orelli* dem *Masson* nachbezeichnen: in jenem Jahre gehen sie über die gefrorne Donau (wie bei *Florus* zur Zeit des Cotiso) und plündern Pannonien. Zugleich empören sich die Dalmatier. „Diese nun beschwichtigte der aus Gallien, wohin er mit Augustus gegangen war, herangesandte Tiberius.“ Dass hier lediglich die Dalmatier, und nicht auch die Dacier gemeint sind, ergiebt sich daraus, dass diese auch in den anderweitigen, freilich schwachfliessenden Quellen bei den Dalmatischen Erfolgen des Tiberius nicht mitgenannt werden, sondern *Suetonius* (vita Tiberii 9) Pannonier, Breuker oder Breuner und Dalmaten, *Vellejus* aber, II, 96, 3 Pannonier und Dalmaten verbindet. Auch an und für sich liegen Dacier und Dalmaten weit aus einander. Was nun zum Brot? Wo bringen wir diesen Florussischen Lentulus hin? Die Ausleger, die ja den Mann so in's Herz schliessen, hätten sich doch vor Allem wohl darum bekümmern sollen, ihm wenigstens éine geschichtliche Stellung auszumitteln. Sie haben diess unterlassen, als komme darauf ganz und gar nichts an[188]. Ich glaube diese Stellung gefunden zu haben. Das Nächste musste seyn, sich in den Consulnverzeichnissen dieser Jahre nach diesem Namen umzusehen, da wir aus dem Beispiele des Markus Crassus ersehen, dass den Consularen von Macedonien

188) Leider steht mir *Masson's* Vita Horatii nicht im Original zu Gebote, sondern nur der dürftige Auszug *Mitscherlich's*. Ich kann also nicht sagen, was jener in der Sache gethan hat; nahm er aber den sogleich (im Texte) zu erwähnenden *Lentulus Marcellinus* an, wie ich aus *Reimarus* Note 178 zu *Dio's* pag. 749 (VI, S. 121 *Sturz*) entnehme, so ist er unkritisch verfahren, und die Selbstständigkeit meiner Ergebnisse leidet durch ihn keinen Abbruch. Selbst *Franke* ist noch weit entfernt, diese spinösen Details mit der Genauigkeit geprüft zu haben, die allein zu einer völlig zuverlässigen Evidenz zu führen vermochte.

und Griechenland diese Funktion, die Donauvölker in Schranken zu halten, übertragen war. Nun merke man wohl, dass nicht allein seit dem Jahre 726, wo Markus Crassus über diese Völker triumphirte, sondern sogar lange vor dem Jahre 723, wo die Dacier zum erstenmale gegen die Römer auftreten, und von diesem Jahre ab, kein *Lentulus* unter den Consuln erscheint, bis zum Jahre 736 (also zwey Jahre nach der angeblichen clades gravissima), wo ihrer zwey zugleich das Consulat bekleiden, *Publius Lentulus Marcellinus* und *Gnäus Lentulus*, des Lucius Sohn. Jetzt erwäge man. Nach seiner oben wörtlich mitgetheilten Stelle über die Dacier fährt *Florus*, zu den Sarmaten in ihrer Reihe übergehend, fort: „Die Sarmaten treiben sich auf offenen Ebenen reisig umher: auch diese *durch denselben Lentulus* von der Donau fernzuhalten begnügte man sich.“ Also *Lentulus* commandirte, gleich dem *Crassus*, gegen mehrere dieser hordenmässig umherstreifenden Stämme zugleich, und zwar als Gränzhüter der Donau; eine neue Analogie, ihn als einen Proconsul Macedoniens und Griechenlands anzusehen. Nun kommt bei dem an kriegerischen Aufständen nordländischer Barbaren so reichen Jahre 738 bei *Dio* LIV, 20 Folgendes vor: „In Thracien hatte schon vorher (Markus) *Claudius Marcellus* (richtige Verbesserung statt *Marcellus Lollius*), dem Rhömetalces, Oheim und Vormunde der Kinder des Cotys, Hülfe leistend, die Besser unterjocht; darauf aber *Lucius Gajus* die Sarmaten aus derselben Ursache besiegt und über die Donau zurückgewiesen.“ *Marcellus* war Consul des Jahrs 732 gewesen, womit wir eine Muthmassung gewinnen, dass er 733 als Proconsul aufgetreten, und somit, da er zu den Händeln mit den Sarmaten in ein Verhältniss der zeitlichen Priorität gesetzt wird, haben wir eine Spur mehr, dass wir mit der Chronologie dieser Händel dem rechten Zeitraume auf der Spur sind. Es ist nämlich, bei den bekannten Textesverderbungen im *Dio*, darüber nicht zu zweifeln, dass der Name *Lucius Gajus* (ich schreibe hier mit Fleiss so wegen der griechischen Namensform bei Dio) verschrieben oder corrumpirt sey: *Johann Albert Fabricius* hat *Junius Gajus* verbessern wollen, und allerdings ist *Cajus Junius Silanus* ein Consul dieser Zeit und

zwar des Jahrs 737, was ganz vortrefflich passen würde. Aber der Leser hat hier längst selber herausgebracht, dass hier *Florus* und *Dio* unter übereinstimmender Erwähnung der Sarmaten auch dieselbe Persönlichkeit ihres Besiegers im Auge haben und bei *Dio* gelesen werden muss *Lentulus Gajus*, wenn er nicht vielleicht geschrieben haben sollte, *Gajus Lentulus*, *des Lucius Sohn;* was ich jedoch nicht glaube, da er solche Weitläuftigkeit nicht liebt, auch den Vornamen gerne dem Familiennamen nachsetzt. *Gajus* aber ist, wenn die Consulnverzeichnisse Recht haben, in *Gnäus* oder *Cnäus* zu verwandeln, und man sieht, bei griechischer Orthographie, wie leicht hier der richtige Vorname in einem oder dem andern Falle zu einem falschen werden konnte. Es ist nämlich unstreitig *Cnäus Lentulus*, *Lucius Sohn*, der zweyte Consul des Jahrs 736, nicht *Lentulus Marcellinus*, der erste, welcher diesen Krieg wider die Sarmaten geführt haben muss: denn diesen ersten konnte der Schriftsteller, da derselbe von Haus aus kein *Cornelier*, sondern ein *Claudier* seyn musste, ohne Undeutlichkeit lediglich mit Hinzufügung des Namens *Marcellinus* aufführen, wie er z. B. XXXIX, 16 den Consul des Jahrs 698, ebenfalls einen Lentulus Marcellinus, nicht *Gnäus Lentulus*, sondern *Gnäus Marcellinus* nennt. Aehnlicherweise scheidet *Florus* gar die beyden Legaten des Pompejus *Lentulus Clodianus* und *Lentulus Marcellinus* einfach so, dass er den ersten schlechtweg als *Lentulus*, den andern schlechtweg als *Marcellinus* bezeichnet (III, 6, 9); und dieser Autor ist in dergleichen Verdeutlichungen nicht so aufmerksam, als es Dio zu seyn pflegt. Zu Vervollständigung dieser Notizen kann man nun noch bemerken, dass auch noch dem Jahre 744, wo *Dio* Streifzüge der Dacier über die Donau erwähnt, und Tiberius seine Ovation über die Pannonier und Dalmatier verdiente, nur um Weniges, nämlich im Jahr 740, ein *Cnäus Lentulus* als Consul vorhergeht, also durch ein Spiel des Zufalls möglicherweise auch dieser *Lentulus* sie bekämpft haben könnte. Hierauf aber historisch fussen zu wollen, hiesse auf ein Spinnengewebe bauen: das wollen wir den Leuten überlassen, welche die gravissima clades des Jahrs 734 bisher so zuversichtlich vestgehalten haben. Aus allem Bisherigen

wird ersichtlich seyn: 1) dass in der Horazischen Stelle *Oden* III, 8 die Niederlage eines „Haufens des Cotiso" unmöglich in die Zeit, da ein *Lentulus* gegen die Dacier befehligte, herabgerückt werden kann, da diese Zeit noch mindestens um zwey Jahre über das Jahr 734, welcher Termin an sich selbst gegen alle chronologische Evidenz bei dieser Ode streiten würde, nach der Gegenwart zu hinausgeht; 2) dass bei diesen Siegen über die Dacischen Horden überhaupt nicht an entscheidende, wohl gar einen ganzen Volksstamm aufreibende Schlachten, sondern lediglich an glückliche Streifgefechte, einzelne Vortheile des kleinen Kriegs, im höchsten Falle für eine Zeitlang dauernde ernste Abweisung des Gesindels vom römischen Donauufer, zu denken ist, und auch jene Schlappe des Cotiso, mag er nun selbst oder, was wahrscheinlicher, einer seiner Knesen oder Hetmans die Schaar geführt haben, weiter nichts war, als ein augenblicklich errungener, wahrscheinlich, wie diess geht, durch das Gerücht grösser, als er wirklich war, gemachter Partialsieg, dessen kürzlich eingelaufene Botschaft das von den politischen Sorgen bewegte Gemüth Mäcen's in etwas erleichtert hatte, so dass Horaz an eine solche Stimmung die Aufforderung, einmal aus Herzensgrunde mit ihm froh zu seyn, schicklich anknüpfen konnte. Wissen wir aber 3), dass zwischen der Periode, wo *Markus Crassus*, und der, wo ein *Lentulus* gegen die Dacier commandirte, keine kriegerischen Verwicklungen mit dieser Nation berichtet worden, und wollen auch dergleichen nicht vorlaut aus den Fingern saugen, so ist klar, dass wir mit der Horazischen Beziehung auf diese Verwicklungen volle Freiheit haben, ja gezwungen sind, in die Epoche des dort kommandirenden *Markus Crassus* zurückzugehen; wie denn auch lediglich diese Epoche, auf ein Paar Jahre ab und zu die des Aktischen Krieges, einzig und allein für die historische Gewissheit eines dort herrschenden Königs *Cotiso* anzuführen ist, und mitnichten auf das Jahr 734 oder noch spätere willkürlich ausgedehnt werden kann.

Der Stelle über den Cotiso folgt in unsrer Horazischen Ode III, 8 eine über die *Parther*. „Der Meder," heisst es, „sich selbst feindselig, ist zwieträchtig in trauervol-

len[189]) Waffen.“ Die Geschichte der Parther, so weit sie bei unsern Untersuchungen einem Leser des Horaz gegenwärtig seyn muss, ist in aller Kürze die. Auf dem Throne des Arsaces[190]), welcher 498 nach Roms Erbauung, 256 vor Christi Geburt durch Abfall von den Syrischen Seleuciden das Reich gestiftet, sass, eben erst durch Brudermord, eine dort gewöhnliche Sitte, zu demselben gelangt, *Orodes*[191]), als Markus Licinius Crassus im Jahre 701, 53 vor Chr. den berühmten Eroberungszug gegen diese antiken Moskowiter unternahm, aber in den Ebenen von Carrhä Niederlage und Untergang fand. Einigermassen wurde der den Barbaren darob entstandene Uebermuth gedämpft, seit *Cajus Cassius*, des Crassus Quästor, welcher die Ueberreste des Heers glücklich nach Syrien zurückgeführt hatte, von dort aus jenen im nächsten Jahre eine unerwartete Schlappe beigebracht; noch mehr aber, als vollends gar 716 *Publius Ventidius Bassus* des Orodes Sohn *Pacorus*, nachdem derselbe mit ansehnlichen Streitkräften über den Euphrat herübergekommen, zusammenhieb. Da er auf diese Weise seinen liebsten Sohn verloren, erkor Orodes aus dreissigen, die er überhaupt hatte, noch bei Lebzeiten, um 718, *Phraates* II zu seinem Nachfolger, dessen Erstes war, dass er die dreissig Brüder, dann aber auch den darob entrüsteten Vater umbrachte (*Justin* XLII, 4; *Dio* XLIX, 23). Dagegen erlangte er Ruhm, dass er dem in diesem Jahre 718 mit einem starken Heere herangezogenen Antonius eine eben so schwere Niederlage, als sein Vater dem Crassus, beibrachte; nur dass sich Antonius zu seiner geliebten Kleopatra rettete. Als daher Phraates durch seine Grausamkeit im Lande verhasst geworden und sich ein Verwandter aus dem Stamme der Arsaciden, *Teridates*[192]),

189) Alles dem eignen Vaterlande Schadende ist, nach Analogie einer Familientrauer, luctuosum. Das Pronomen sibi gehört zu infestus.

190) Die Namen aller dieser Persisch-Parthischen Personen auf *aces*, *anus*, *ares* und *ates* haben durchweg die vorletzte Sylbe lang.

191) Er ist griechisch Ὀρώδης, bei *Josephus* Herodes, so wie Phraates bei *Plutarch* Phraortes. *Pacorus* hat drei kurze Sylben; Horaz *Oden* III, 6, 9; *Martial* IX, 36, 3.

192) Er ist griechisch Τηριδάτης. Die Schreibart Tiridates ist

gegen ihn aufgelehnt, war natürlich dem von diesen alten Feinden wiederholentlich so hart mitgenommenen römischen Ehrgeize sehr erwünscht, dieselben sich unter einander zerfleischen zu sehen. Die beyden Gegner wandten sich, zur Zeit des Aktischen Kriegs, um eine Intervention an den Oktavianus: er hielt sie aber mit Fleiss hin, auf dass sie sich wechselseitig schwächen mögten. Teridates zog den Kürzern und musste nach Syrien flüchten: dort bat er den nach Antonius Tode 724 dahingekommenen Oktavianus neuerdings um Hülfe, und zugleich erschienen Gesandte des Phraates (vgl. oben bei *Anmerkung* 141). Oktavianus war gegen beyde Theile freundschaftlich, that aber nichts zu ihren Gunsten, ausser dass er dem Teridates den Aufenthalt in Syrien gestattete [193]). Unterdess ward Phraates von seinem eignen Volke vertrieben und Teridates als König berufen; jener aber bewirkte nach langem Umherziehen als Verbannter eine Restauration durch die *Scythen*, eine Nation, die wir in den Parthischen Königsgeschichten häufig bald als Gegnerin, bald als Bundesgenossin auftreten sehen. Bei Herannäherung des Scythischen Heers floh Teridates mit einer Anzahl Freunde zum Cäsar, der damals in Hispanien (zum Cantabrischen Kriege) war und brachte ihm einen dem Vater vorenthaltenen Sohn des Phraates mit (*Justin* XLII, 5, 6): der Kaiser wies ihn nach Rom, wo im Winter 731, als sich abermals Gesandte von Phraates eingestellt und „dessen Knecht Teridates" sammt dem entwendeten Sohne zurückgefordert hatten (*Justin* §. 7 fg.), die Sache desselben im Senat verhandelt, aber beschlossen wurde, dass zwar Teridates nicht ausgeliefert, jedoch

aus herkömmlicher Gleichstellung des η, ι und ει in der Aussprache entstanden.

193) Schon damals heisst es bei *Dio* LI, 18, Oktavian habe vom Teridates einen Sohn des Phraates empfangen und als Geisel mit nach Rom genommen: ich glaube aber, dass *Justin* hier den Zeitpunkt richtiger bestimmt. Denn beyde Geschichtsquellen lassen sich sehr gut vereinigen. Der Sohn des Phraates (bezeichnungsvoll nennt ihn *Justin* den jüngsten, der nach orientalischer Sitte der liebste war) konnte bei Verjagung des Vaters gefangen im Lande behalten worden seyn.

ebensowenig in das Königthum selbst restituirt werden, dagegen Phraates seinen Sohn zurückerhalten und zur Erwiederung die dem Crassius und Antonius abgenommenen römischen Fahnen, Feldzeichen und Kriegsgefangenen, welche von der öffentlichen Stimme lebhaft zurückgefordert wurden (*Virgil's* Aeneis VII, 606), herausgeben sollte (*Dio* LIII, 33). Teridates scheint in Rom geblieben zu seyn und von der Pension gelebt zu haben, die ihm Augustus ausgesetzt hatte (*Justin* §. 9). Die Erfüllung indess der dem Phraates gesetzten Bedingung, welche den Parthischen Grossen, an deren Gesinnung schon in jenen alten Zeiten das Schicksal der herrschenden Dynastie hing, während vom eigentlichen Volke keine Rede war, empfindlich fallen mogte, zog sich in die Länge; und theils diese Säumniss, theils wohl auch die Berechnung, dass bei dem verhassten Charakter des Phraates eine Intervention für oder wider ihn doch noch nöthig werden könnte, überhaupt aber die Absicht, dem Oriente die Majestät des jetzt im Innern durchaus beruhigten Römerreiches in einem imposanten Glanze sehen zu lassen, waren die Hauptmotive, welche den Augustus zu der vom Spätjahre 732 bis zur gleichen Jahrszeit 735 andauernden Entfernung aus Rom bewegten; wo er, wie bereits oben bemerkt worden (*Anmerkung* 178), über Sicilien, Griechenland und Kleinasien nach Syrien ging. Aus Sicilien segelte er nach Griechenland ab im Frühjahr 733; den Sommer hindurch ordnete er die griechischen Angelegenheiten, überwinterte in Samos, und ging im Frühjahre 734 über Kyzikos, deren Einwohner, weil sie römische Bürger umgebracht hatten, sich zur Sklaverei verurtheilt sahen, sodann über Sidon und Tyrus, deren Bevölkerung wegen Meuterei Gleiches erlitt, an die Gränze. Hier aber beeilte sich Phraates einer ernsthaften Demonstration zuvorzukommen, liess den Imperator mit Einlieferung der 731 begehrten Fahnen und Gefangenen becomplimentiren, und stellte damit sein Reich, um es nach einer modernen Analogie zu benennen, gleichsam unter römische Suzeränität. So wenigstens legten es die Römer aus: August sah diesen unblutigen Unterwerfungsakt als einen der grössten Siege seiner Herrschaft an und liess Münzen darauf schlagen, wo der Partherkönig knieend ein römi-

sches vexillum überreicht [194]). Diess ist das vielbesprochene und von den Auslegern des Horatius bei jeder Gelegenheit, wo der Parther Erwähnung geschieht, bis zur Ungebühr herangezogene Ereigniss des Jahrs 734 (s. *Dio* LIV, 8). Es muss in den frühen Sommer gefallen seyn; denn als die Nachricht davon in Rom eintraf, beschäftigte man sich in Italien und Sicilien mit der Aernte (Horazens *Episteln* I, 12, 1 und 27 fg.), und gleich in demselben Jahre noch ward der desshalb zum öffentlichen Feiertag erhobene Geburtst agAugust's (23 Sept.) festlich begangen (oben zwischen *Anmerkung* 174 und 175). Die Hauptursache, wesswegen Phraates sich gegen den römischen Imperator so nachgiebig bewies, war die Absicht, bei wankendem Throne für sich und die Seinen an ihm eine Stütze zu haben; wesshalb er den damals geschlossenen Freundschaftsbund auch damit bestätigte, dass er hinterher vier Söhne mit zwey Weibern und vier Enkeln nach Rom sandte (*Strabo* in der Anmerkung 194; *Justin* §. 12; *Tacitus* Annales II, 1).

Was die bei Horaz folgenden „durch späte Kette gebändigten *Cantabrer*" betrifft, so haben wir bereits oben, als von der *Ode an Septimius* die Rede war, ersehen (*Anmerkung* 107), dass ohne Ursache die Ausleger mit den Anspielungen auf dieses Volk in verhältnissmässig späte Jahre des Oktavianus Augustus vorwärts wollen. Allerdings erscheint diess kriegerische und freiheittrotzige Volk (es sind die heutigen Biskayer) verhältnissmässig spät auf dem Schauplatze

194) *Reimarus* zu Dio LIV, 8, Bd. VI, S. 103 fg. Der Parther hat die Tiara, stellt also den König selbst vor; eine empfangende Person ist nicht abgebildet. Die Inschriften sind signis receptis, signis Parthicis receptis, civibus et signis militar. a Parthis restitutis. S. die Abbildungen aus *Patin* im zweyten Bande von Burmann's Suetonius Tafel IX. Auf diese Cärimonie, der sich vermuthlich die ausliefernden Gesandten nach Art ihres Landes freiwillig unterzogen hatten, geht das genibus minor bei Horaz *Episteln* I, 12, 28. Denn persönlich erschien Phraates nicht; eine persönliche Zusammenkunft hatte er vielmehr erst später mit dem Proconsul *Titius* (Septimius, Consul des Jahrs 723, Vater von Horazens Freunde?), als er demselben seine Kinder übergab. S. *Strabo* XVI, S. 748; 1085 D. Almelov. Vgl. *Justin* §. 11 und 12.

der Weltgeschichte: zum erstenmale geschieht ihrer Erwähnung bei *Caesar* de bello Gallico III, 26, wo sie als Bundesgenossen der Gallischen Pyrenäenvölker auftreten; und der erste Krieg mii ihnen fällt allerdings schon in die Zeiten der Monarchie: denn 725, als der Janustempel geschlossen wird, stehen sie mit ihren Nachbarn, den Vaccäern und Asturiern, noch unter den Waffen, werden aber von Statilius Taurus bezwungen (*Dio* LI, 20). Man weiss nun, was solche römische Unterwerfungen uncivilisirter Völker, wenn dieselben noch frisch sind, zu sagen haben: gewöhnlich wird in Rom über sie triumphirt, während sie in ihrem Lande schon wieder auf den Beinen stehen, um neu anzufangen; zumal da die Unklugheit und Habsucht der Befehlshaber immer einen Zunder neues Unfriedens hinterlässt. So ging es besonders in Spanien. Als August im Jahre 727 nach Gallien aufbrach, um eine Unterwerfung Britanniens zu bewirken, hielten ihn zu gleicher Zeit ausbrechende Aufstände des Alpenvolks der Salasser, und in Spanien der Cantabrer und Asturier, zurück. Er überliess jene seinem Legaten *Aulus Terentius Varro*: nach Spanien ging er selbst; da ihn aber die Anstrengungen und Strapatzen dieses hartnäckigen und schweren Kriegs auf's Krankenlager warfen, musste er auch hier die Führung desselben an Legaten abgeben und wartete die Sachen in Tarrako ab (*Dio* LIII, 25). Die Legaten, *Cajus Antistius* und *Titus Carisius*, beendigten den Kampf glücklich: August legte mit Veteranen eine Stadt in Lusitanien, Emerita Augusta (heutzutage Merida am Quadiana) an, und kehrte nach seiner völligen Genesung im Frühjahre 730 zurück [195]). Kaum hatte

195) Die Chronologie bei *Dio* ist die. Nach Gallien zieht August Ende 727: LIII, 22. Er verweilt dort, vernimmt Britannische Gesandte, hält Schatzung, ordnet die Administration der Provinz. Unterdess tritt er sein *achtes* Consulat (728) an mit Statilius Taurus: *Kap.* 23 init. Jetzt brechen die Aufstände der Salasser (also in seinem Rücken) und Spanier aus. Er tritt das *neunte* Consulat (729) mit Marcus Silanus an, schickt den Terentius Varro gegen die Salasser, und geht nach Spanien: *Kap.* 25. *Florus*, der über den Cantabrischen Krieg interessante Details hat (IV, 12, 46 fgg.), die der stupide Christ *Orosius* (VI, 21) fast wörtlich ausgeschrieben, lässt

er jedoch den Rücken gewandt, so machten die mühsam gedämpften Cantabrier und Asturier eine Empörung und hieben noch in demselben Jahre 730 eine grosse Zahl römischer Soldaten, die sie unter dem Vorwande, dem *Lucius Aemilius Paulus*, welchen August über die Provinz gesetzt hatte, eine freiwillige Lieferung an Lebensmitteln machen zu wollen, herangelockt hatten, nieder. Aemilius züchtigte sie dafür (*Dio*

ihn in Tarrako überwintern (§. 51): da er aber die gesammten Feldzüge gegen diese Völker von 729 an bis 734 zusammenfasst, so ist eine chronologische Sonderung bei ihm schwer zu bewirken. *Suetonius* nun, V. Augusti 26, sagt, August habe sein *achtes* und *neuntes* Consulat in Tarrako angetreten; und so stellt es *Zumpt* hin, Annales bei 728: *Octavum* consulatum *Tarracone* init u. s. w. Das ist aber falsch: *Suetonius* hat das achte und neunte Consulat 729 und 730 gerechnet, oder er hat das *neunte und zehnte* sagen wollen. Denn so gern ich zugebe, dass der Krieg in Spanien bereits 728 auch den Kaiser selbst in das Land zog, und *Dio* seinem Hange, das in mehreren Jahren hinter einander Erfolgte vorausgreifend zusammenzufassen, auch hier nachgegeben, so dass er seine Erzählung chronologisch etwas verworren hat; so wenig kann ich es der historischen Evidenz gemäss finden, den August gleich mit Anfange des Jahrs 728 in Spanien zu denken. Es ist aber natürlich, dass er die ersten Winterquartiere nach gewöhnlichem Herkommen in einem beruhigten und überdiess wegen seiner gesunden Meerlage angenehmen Theile des Landes, zu Tarragona, nahm, während er im Laufe des zweyten und definitiven Feldzugs durch Erkrankung gezwungen wurde, noch vor dem Winter eben dahin zurückzugehen; worauf sich denn sein Aufenthalt gezwungen bis zum Frühling oder Sommer 730 verlängerte. Denn wenn die von *Franke* S. 194 aus des *Norisius* Cenotaphiis Pisanis angeführte Inschrift richtig ist und richtig gedeutet wird, so machte der 13. Juuy einen Wendepunkt, sey es zur Genesung oder zur Rückkehr. Ein Beispiel aber, wie *Dio* zuweilen, der Zusammenordnung zu Liebe, das Gleichzeitige örtlich trennt, liefern die Feldzüge des Jahrs 734, wo der des Agrippa in Cantabrien, dessen Gleichzeitigkeit mit dem Armenischen des Tiberius und den zurückgestellten Feldzeichen des Crassus durch die *zwölfte* Epistel Horazen's unwidersprechlich vestgestellt wird, LIV, 11 scheinbar unter den Begebenheiten des Jahrs 735 aufgeführt wird. Es ist aber bloss ein Nachbringen des Früheren, weil Dio die Sache an die Abreise Agrippa's *aus Sicilien* im Jahr 733, als derselbe die Stadtpräfektur übernehmen sollte, anknüpft. Dieser Zusammenhang hat ebenfalls meinen Freund *Zumpt* getäuscht, so dass er der wahren Rechnung zuwider die definitive Besiegung der Cantabrer auf 735 setzt.

LIII, 29). Im Jahr 732 brach aber eine neue Rebellion derselben Völker aus; die Asturier fanden die Ueppigkeit und Grausamkeit unerträglich, mit welcher *Titus Carisius* über sie waltete, und die Cantabrier verachteten ihren neuen Legaten *Cajus Furnius;* sie täuschten sich aber bitter, da derselbe sich als einen eben so energischen als klugen Kriegsmann bewährte. Wenige von ihnen überlieferten sich aber lebend in die Hände der Römer; sehr viele verbrannten sich selbst in ihren Verschanzungen oder erdolchten und vergifteten sich. Auch die Asturier wurden besiegt und legten sich wieder zum Ziele (*Dio* LIV, 5). Allein selbst jetzt nicht ergab sich das hochherzige Cantabrische Volk in sein Schicksal: die Cantabrischen Gefangenen ranzionirten sich mit Ermordung derer, an welche sie verkauft worden, wussten in die Heimath zurückzugelangen und es kam 734 zu einem letzten blutigen Aufstande, dessen bloss Agrippa und zwar unter den äussersten Mühseligkeiten und unter schweren Verlusten und Niederlagen, ja unter Meutereien seiner eignen Truppen, welche *diesen* Feind für unbezwinglich hielten, damit, dass er die kriegerische Mannschaft ganz ausrottete, die übrige Bevölkerung aber, mit Abgabe aller Waffen, aus den Bergen in die Ebenen zu ziehen nöthigte, endlich Meister ward (*Dio* LIV, 11; vgl. Horazens *Episteln* I, 12, 26).

Jetzt sind in Horazens Ode die *Scythen* übrig, welche „darauf denken, mit abgespanntem Bogen (also ohne Widerstand) ihre Ebenen zu räumen.“ Hier schreibt *Franke* S. 161: „Wie er III, 29 *zwieträchtige Tanaiten* erwähnt, so versteht er hier Scythen, nicht Anwohner des Ister, sondern des *Tanais* (Don), *Sarmaten* (Donische Kosacken!), der Parther Bundesgenossen (Justin XLII, 5, 5), *bloss durch Hörensagen bekannte*, wie Sueton im August 21 sagt, von denen er trefflich dichtet, sie hätten die Waffen niedergelegt, da sie vernommen hatten, August sey nach des Teridates Flucht der Parthischen Angelegenheiten Schiedsrichter geworden.“ Nämlich aus dieser vermeintlichen Erdichtung, aus der Flucht des Teridates zum August in's Lager von Tarrako, aus der Anspielung auf die damals allerdings bereits „gebändigten“ Cantabrer, entnimmt *Franke* für Oden III, 8 als

chronologisches Datum den 1. März 729. Für diese Ansicht macht er die bereits 725 errungenen Siege des Markus Crassus in Betreff des Cotiso geltend, und dass Mäcenas während der Abwesenheit August's in Spanien Stadtpräfekt gewesen sey, obgleich das die Historiker nicht sagen, dünkt ihm doch auch wahrscheinlich, da Mäcen ja diese Würde bereits 718 und 723 auf 725 bekleidet habe, und es III, 29, 25 fgg., welche Ode unzweifelhaft im Sommer 729 geschrieben sey, heisse: „Du sorgest, welcher Zustand dem gemeinen Wesen gezieme und bekümmert um die Hauptstadt fürchtest du, was die Serer und das von Cyrus beherrschte Baktra und der zwieträchtige Tanais im Schilde führen.“ Sehen wir aber nach, was Herr *Franke* zum Beweise für die „unzweifelhafte“ Entstehung von III, 29 im Sommer des Jahrs 729 beibringt (S. 197), so verweist er uns auf seine Erörterung zu unsrer jetzigen Frage und dreht sich also im Cirkel herum. Denn was er dort noch zufügt: „Mit den Serern oder vielmehr den Indern haben die Römer 729 Verkehr gehabt nach Oden I, 12, 56;“ steht ebenfalls auf schwachen Füssen, da offenbar diese Stelle als prophetische Deutung der Zukunft wo nicht geradezu zu fassen ist, doch mindestens gefasst werden kann, und somit einen chronologischen Stützpunkt nicht abgiebt. Aber überhaupt haben wir kein Recht, ein Stadtpräfektenamt des Mäcenas für die Abwesenheit August's im Spanischen Kriege vorauszusetzen. Denn erstlich spricht das Hauptzeugniss über diess von Mäcenas in Stellvertretung August's verwaltete Amt, die berühmte Stelle des *Tacitus* Annal. VI, 11 ausdrücklich nur von der Zeit der Bürgerkriege, und ein Kenner des Tacitus muss wissen, dass man solche Beschränkungen bei diesem Geschichtschreiber genau zu nehmen hat. Zweytens muss doch vernünftigerweise gefolgert werden, dass *Dio*, der einzige Zeuge, der die einzelnen Epochen dieses von Mäcenas geführten Amtes jedesmal (eigentlicher gesagt *beydemale*) genau anmerkt, da, wo er dem Mäcenas solch Amt nicht zutheilt, auch wirklich nichts davon im Archive des Senats gefunden hatte und dass man, wie überhaupt nirgends, ein Schweigen dieses Schriftstellers mitnichten für eine Bejahung auszulegen hat. Und endlich sind wir, wenn wirklich

während der Abwesenheit August's im Cantabrischen Kriege ein Stadtpräfekt aufgestellt gewesen wäre, ohne dass es uns ausdrücklich vermeldet würde, damit noch keineswegs berechtigt, den Mäcenas dafür anzunehmen, da die Wahl eben so gut auf den Agrippa hätte fallen können, der 733 von Sicilien aus diesen Posten übertragen bekam (*Dio* LIV, 6) und seine Sachkunde in Behandlung innerer Angelegenheiten bereits mehrmals und namentlich bei der gemeinsamen Censur im Jahr 725 und 726 bewährt hatte, überdiess auch bereits 723 dem Mäcenas, als derselbe in Bekleidung der Stadtpräfektur mit den Veteranen seine Noth hatte, ausserordentlicherweise zum Beistand in derselben zugesandt worden war (*Dio* LI, 3). Herr *Franke* hat also in Betreff dieses Punktes nur so weit Recht, als er die bisherige, wirklich auch, da sie einem ausgemachten Geschichtsfaktum schnurstracks widerspricht, gar zu bornirte Ansicht, als sey Mäcenas von 732 bis 735 Stadtpräfekt gewesen, zurückweist. Mit seiner Ode III, 29 werden wir aber auch in ein etwas früheres Jahr als 729 zurückgelangen müssen. Um dann von diesem seinem Irrthum auf den nächsten, die wunderliche Auslegung des Verses III, 8, 23 fg. zu kommen, als *erdichte* Horaz, die Scythen, gerade in der Epoche, da sie den *Phraates*, den Gegner des bei den Römern Hülfe flehenden, muthmasslich also deren Schutz geniessenden Teridates, mit Waffengewalt in das Parthische Reich zurückgeführt, hätten aus blossem Respekt vor Augustus die Waffen *niedergelegt*, so heisst diess doch für einen Philologen etwas stark radotiren. Viel eher hätte ja Herr *Franke* die von Seiten der Inder *und der Scythen* an August gelangte Gesandtschaft, von der *Orosius* VI, 21 (vgl. *Sueton's* Vita Augusti 21) ausdrücklich bemerkt, sie sey *nach Tarrako* gekommen, geltend machen können: denn Leute, die Gesandtschaften schicken, denken auf Unterwürfigkeit; wahrlich nicht solche, die trotz mögliches Einspruchs einen vertriebenen Fürsten mit Waffengewalt in sein Reich zurückführen. Die Chronologie von Ode III, 8 würde damit unverändert geblieben seyn. Allein Herr *Franke* ist nicht einmal im Geiste seiner Hypothese genau und konsequent genug mit der Chronologie verfahren. Nicht den ersten März

729, sondern denselben Tag 730 musste er für besagte Ode vestsetzen. Denn um dieselbe Zeit 729 waren die Sachen noch nicht so weit, dass der Dichter sagen konnte, „der Cantabrer *diene*, gebändigt durch späte Kette," wie aus der in unsrer Anmerkung 195 im Zusammenhang durchgeführten Chonologie des Spanischen Kriegs zu ersehen ist. Teridates, dessen Flucht zu dem in Spanien beschäftigten Cäsar Herr *Franke* ausdrücklich mit unter die Beziehungen jener Ode rechnet, konnte am 1. März 729 schwerlich bereits in Spanien seyn; vielmehr ist anzunehmen, dass er den Kaiser in Tarrako aufsuchte und mit demselben hinterher nach Rom reiste. Denn die Krankheit August's dauerte lange (*Dio* LIII, 28), und es mogte bereits ziemlich in das Jahr hinein seyn, ja er war bereits todt gesagt worden[196]), als er 730 zu allgemeiner Freude und Beglückwünschung zurückkehrte. Der Unglückstag, an welchem Horaz von einem fallenden Baume fast wäre erschlagen worden, hätte demnach der erste März 729 seyn müssen, und nach diesem Datum hätte sich die Chronologie der übrigen hier in Frage kommenden Oden zu reguliren gehabt. Es ist aber gar kein Grund vorhanden, und die unzweifelhafte Stadtpräfektur des Mäcenas zur Zeit

196) Ich sehe nicht, wie das Herculis ritu modo dictus, o plebs, Morte venalem petiise laurum *Oden* III, 14 in. besser ausgelegt werden sollte. Das dictus muss doch eine Bedeutung, eine Beziehung auf etwas als dictum Besondres und Charakteristisches haben, wenn es nicht höchst prosaisch erscheinen soll; und höchst prosaisch ist es doch gewiss, wenn der Dichter mit dem Philistergemeinplatz begönne: „Von dem ihr *kaum* noch gesagt hattet: da hat sich Augustus in eine sehr gefährliche Unternehmung eingelassen, die ihm den Hals kosten kann!" Als ob diess nicht von jedem Zuge in empörte Provinzen hätte gesagt werden können! Und was sollte denn in solch einem platten Gemeinplatze der Herkules? Weil der auch in Spanien gewesen? Aber die von ihm dort errichteten Säulen konnten nur, wenn Horaz sich auf Dichtersprache verstand, als Bild eines Ruhmes, nicht einer Gefahr herangezogen werden. Man muss construiren oder vielmehr, damit die Gegensätze gehörig hervortreten, umschreiben: Is oder Idem Caesar, qui modo dictus erat, Herculis ritu (i. e. descensu ad inferos) petiisse laurum morte venalem (i. e. laurum, quae non nisi morte venalis et parabilis erat), victor (vivus simul et victoria ornatus) repetit penates.

der Ode III, 8 läuft entschieden dagegen, uns mit dieser Ode in die Jahre 729 oder 730 zu drängen. Schon die blosse Inconvenienz, dass Horaz mit der Anspielung auf den Cotiso sich im Jahre 729 auf eine *vier* Jahre alte Begebenheit als auf ein frischgeschehenes Faktum bezogen hätte, was wider alle Dichtersitte verstösst, hätte Herrn *Franke* stutzig machen sollen: solch eine Einzelheit musste entweder auf frischer That berührt werden, oder gar nicht. Es ist aber dieselbe Bévue, wie wenn Horaz *Oden* I, 2, 5 fgg. im Jahr 725 an die Ueberschwemmungen von 710 und 711 gedacht haben soll! Das Jahr 725, der erste März desselben, ist es aber gerade, in welchem und zu welchem Horaz seinen Gönner Mäcenas einladet. Damals *war* Mäcenas praefectus Urbis: damals konnte die Nachricht von einer Schlappe der Dacier (durch *Markus Crassus*) neu seyn, und war es unstreitig: damals waren die Parther mit einander in Zwietracht; denn Teridates wie Phraates hatten 724 den in Asien anwesenden Cäsar um eine Intervention ersucht, er hatte sie aber ihrem Schicksale überlassen; Teridates, für den Augenblick nach Syrien geflohen, hatte seine Prätensionen an den Thron auf eigne Hand fortgesetzt und endlich sogar für eine Zeitlang erreicht, wirklich als König über die Parther zu herrschen. Was ferner die Cantabrier betrifft, so konnte ein Dichter, zumal im Geiste römischer Magniloquenz, auch damals sagen, sie, „der alte Feind an Hispanischer Küste," *dienten*, gebändigt durch *späte* Kette: denn gerade 725 standen sie noch unter den Waffen, waren aber offenbar der ersten Unterwerfung (durch Statilius Taurus) bereits nahe gebracht, da trotz des mit ihnen noch andauernden Kampfes der Janustempel geschlossen ward. „Gebändigt durch *späte* Kette" nennt sie aber der Dichter nicht in Bezug auf frühere Kriege mit ihnen selbst, sondern in Bezug auf ihr Vaterland, das damals längst unterworfene übrige Spanien, wo allein noch diese wilden Bergvölker „alte Feinde," nämlich seit Julius Cäsar, waren. Die Scythen endlich würden wir in unsrer Ode zuletzt gar nicht auf ein eigentlich historisches Faktum zu beziehen brauchen, wenn wir uns allenfalls im Haupte des Dichters folgenden Gedankengang vorstellten: „Die Dacier sind auf's Haupt

geschlagen; die Parther zerfleischen sich unter einander selbst; die Cantabrer dienen; *wie lange wird es währen, so beugen sich die Scythen* (als die wildesten und fernsten Barbaren) *freiwillig vor unsrer überall siegreich hindringenden Macht!*“ Allein dieser Ausflucht bedürfen wir nicht: wir brauchen uns ja nur zu erinnern, dass auch die Sarmaten ein Scythischer Stamm waren, mit dem Crassus so gut wie der nachmalige so vielcitirte Lentulus zu thun hatte, unter welchem *Florus* von ihnen schreibt: „sie reiten auf offenen Ebenen einher,“ womit das „von ihren Ebenen weichen“ des Horatius genau zusammenstimmt [197]). Die spitzfindige Unterscheidung zwischen Scythen des Tanais und Scythen des Ister, welche Herr *Franke* bei dieser Gelegenheit anstellt, ist für unsre Dichterstelle so wenig von einem Gewichte, als die Einmischung dieser Barbaren in die ebenfalls barbarischen Händel der Parther. Dass übrigens schlechterdings kein andres Jahr als 725, nicht etwa weder das zunächst vorangehende 724, noch das zunächst nachfolgende 726 als das Jahr der Ode III, 8 zu bezeichnen ist, obgleich im vorhergehenden Mäcen bereits Stadtpräfekt war [198]), im folgenden aber sich Markus Crassus noch in seiner Provinz befand, wird einfach dadurch bestimmt, dass 724 Crassus als regierender Consul in Rom weilte, 726 aber Mäcen's Stadtpräfektur längst ihre Endschaft erreicht hatte, nämlich im August 725, als der aus den Ostländern gen Italien heimgekehrte Cäsar seine Triumphe feierte und den Janus schloss.

Dieses Resultat hat bereits Herrn *Franke* sein Lehrer *Lachmann* in der des erstern Fastis Horatianis zugefügten

197) Es kommt auf Eins heraus, wenn *Lachmann* in der gleich hernach anzuführenden Epistola ad Frankium unter den Scythen die *Bastarnen* versteht, welche speciell unter den Besiegten des Crassus aufgeführt werden (*Dio* LI, 23 fgg.). Denn die Bastarnen waren Sarmaten, wiewohl sie Einigen als Germanen galten: *Tacitus* Germ. 46. Von den Scythen werden sie bei *Tacitus* Annal. II, 65 unterschieden.

198) Er wurde es *vor*, nicht *nach* der Schlacht von Aktium, wie *Dio's* Ausdrucksweise LI, 3 entschieden lehrt (also 723). In letzterer Beziehung hat Herr *Lachmann* in seiner Epistola an Franke sich geirrt.

Epistola S. 240 nach seiner kurzen Art angedeutet: die von uns hier gegebene Ausführung ist unabhängig von Herrn *Lachmann* entstanden und bestätigt also nur um so mehr das von diesem scharfsinnigen Gelehrten richtig Gesehene [199]. Steht nun für Oden III, 8 der erste März vest, so war der böse Tag, wo Horazens Leben auf dem Sabinum durch einen fallenden Baum bedroht war, der erste März 724, und zu dieser Frist, ein Paar Tage auf und ab allenfalls später, ist *Oden* II, 13 gedichtet. Um dieselbe Zeit also war Mäcenas von schwerer Krankheit genesen und erschien zum ersten Male wieder im Theater, also während seiner Funktion als praefectus Urbi und alter ego des Imperators, und diess war ein Grund mehr, ja eigentlich wohl das Hauptmotiv, um denselben mit jenem von Horaz zu wiederholten Malen rühmlich erwähnten dreifachen Beifallgeklatsch zu empfangen. Um dieselbe Zeit füllte Horaz jenen selbstgezogenen Sabinerwein in einen griechischen, d. h. aus Samischem oder Attischem Töpfergeschirr bestehenden cadus, dessen *Oden* I, 20 gedacht wird: denn es ist von dem Abfüllen (diffundere) des ausgegohrnen Weins, welches im Frühjahr geschah, nicht etwa vom Keltern des im Herbst geärnteten die Rede (vgl. *zu Satiren* II, 2, 58). Da nun ein vierjähriger Sabiner I, 9, 6 fg. als ein abgelagerter guter Wein vorkommt, Horaz aber dem Mä-

199) Ein Hauptmotiv, welches Herrn Professor *Lachmann* bei seinen chronologischen Bestimmungen Horazischer Oden leitet, ist die natürlich früherhin unvollkommene, später vollkommnere rhythmische Korrektheit. In der vom Dichter mit Vorliebe benutzten Alcäischen Form hat das dritte Glied der Strophe eine Cäsur nach der *fünften* Sylbe lediglich in der Art, dass die *sechste* Sylbe zugleich ein einsylbiges Wort bildet: Excepit ictus | pro | pudicis; welches metrische Gesetz sich in einzelnen Stellen der Oden I, 16; 26; 29; 35; II, 1; 3; 13; 14; 19, vernachlässigt findet durch Formirungen, wie Cantare rivos | atque | truncis; Nodo coerces | viperino und dergl. Auffallend ist, dass diese leichten Vernachlässigungen rhythmischer Grazie sich lediglich in Oden des ersten und zweyten Buchs finden, und solch ein formeller Fingerzeig kann unmöglich Zufall seyn, sondern muss auf zeitliche Frühe und noch nicht völlig ausgebildete Uebung deuten. Nach der zunehmenden Sorgfalt und dem feiner werdenden Gehör in der rhythmischen Behandlung seiner Lyrik hat auch bereits *Grotefend* die Zeitfolge der Horazischen Oden mit zu bestimmen versucht.

cenas, der sich vermuthlich in vornehmer Artigkeit auf einen ganz gewöhnlichen Hausmannstrunk eingeladen hatte, einen kleinen Schrecken einjagen und denselben anreizen will, von seinem guten Caecuber und Calener selbst mitzubringen, so dürfen wir schwerlich diesem Weine mehr als ein zweyjähriges Alter auf dem cadus geben. So weit bleiben wir denn mit *Franke* wiederum einverstanden; müssen aber natürlich nun auch mit Ode I, 20 nur im gehörigen Verhältnisse vorwärts gehen und dieselbe etwa in's Frühjahr 726, höchstens 727, setzen. Die Zeit von Oden II, 17 hat dagegen *Franke* an derselben Stelle (S. 162) jedesfalls vorschnell als zusammenfallend mit II, 13 bestimmt: sie kann nur als nicht gar viel später angesprochen werden, da sich *Vers* 32 zeigt, dass das Gelübdeopfer an den rettenden Faunus noch nicht gebracht ist. Dieses Datum hat *Franke* S. 184 hinzugefügt, und damit sein kleines Versehen selbst berichtigt.

Des *ersten* Buchs *Ode* 21 setzen die Ausleger in das Jahr der Säcularspiele 737, was schon *Bentley* zurückgewiesen; *Franke* bestimmt auf eine durchaus beifallswerthe Weise die erstmalige Feier der Aktischen Quinquennalien im Jahre 726 (*Dio* LIII, 1). *Ode* 24 wird durch ein Datum des Hieronymus in der Eusebianischen Chronik: „Quintilius Cremonensis, Virgilii et Horatii familiaris, moritur," auf 730 bestimmt; über den *Quintilius* selber s. zu Ars poetica 438. *Ode* 26 giebt nach *Franke* das Jahr 729 an die Hand: denn er versteht unter dem „König der kalten Zone" jenen Scythenkönig, der dem Phraates wieder zu seinem Throne verhilft und dadurch den Teridates „in Schrecken setzt." Herr *Lachmann* Epistola S. 239 giebt ihm diess zu, behauptet aber wegen des Rhythmeneinschnittes im siebenten Verse: Gaudes, apricos | necte | flores, einen früheren Zeitursprung der Ode, wobei er den *Justinus* des Irrthums zeiht, der den Teridates erst zur Zeit des Cantabrischen Feldzugs (729) zum Cäsar fliehen lasse, statt mit *Dio* schon 724 nach Asien. Hier aber hat sich auch Herr *Lachmann* versehen, und einer im Uebrigen richtigen Combination zu Liebe die allerdings nicht immer gleich triftige Auktorität des Justinus zu schnell verworfen. Wie die vermeintlichen Abweichungen des *Justinus* und *Dio*

in Betreff des Teridates zu vereinigen sind, ergiebt sich dem Leser aus unsrer Darstellung der Parthischen Geschichten. Horaz aber denkt bei den Worten: quis sub Arcto Rex gelidae metuatur orae, nicht an den Bundesgenossen des Phraates, sondern an den Cotiso oder irgend einen gegen den *Markus Crassus* unter den Waffen stehenden Scythenfürsten, und die metuentes sind die Römer. Das musste schon die mangelnde Andeutung jeder Gedankenverbindung zwischen Quis metuatur und Quid terreat, wenn beyde Sätze bloss Theile eines und desselben Gedankenobjekts hätten seyn sollen, den Auslegern zu Gemüthe führen. Herr *Lachmann* behält also, was die Zeit des Gedichtes betrifft, Recht und es ist aus 725. *Ode* 28 ist unbedenklich auf 717 zurückzuführen, wo Horaz an der Tarentinischen Küste weilte; worüber auf *Kirchner* S. 31 und 59 zu verweisen genügt [200]. *Ode* 29 hat *Franke* mit *Masson* und Andern in's Jahr 727 zurückgesetzt, während dieselbe in *Kirchner's* Tabelle bei 729 steht. Allerdings ward auch der Arabische Feldzug gleichzeitig mit dem Britannischen schon 727 angegriffen: *Ode* 35, 29 fgg. Es ist daher auch wahrscheinlich, dass sich *Iccius* bereits im nämlichen Jahre zum Mitmarsch in diess Eldorado geiziger Hoffnungen entschlossen; der Feldzug selber gehört aber allerdings erst in das Jahr 730 [201]. *Ode* 31 trägt im zweyten Worte,

200) Dass diess Gedicht eine in Horazen's *eigner* Phantasie entstandene, nicht etwa aus dem Griechischen entlehnte Fiktion sey, machen die rein Horazischen Gedanken und Wendungen mit Ausschmückungen, wie wir sie auch I, 4, 13 fgg. und IV, 7, 14 fgg. finden, evident. An ein Gespräch zwischen dem Nauta und Archytas denkt hoffentlich heutzutage kein Mensch mehr.

201) Nichts sollten die Philologen mehr vermeiden, als eine *ungründliche* Gründlichkeit. Der sonst wackere *Obbarius* in einer Rec. von Kirchner's Quaestiones, Neue Jahrbb. für Philologie von Jahn Bd. XVI, Heft 1 (Seite 51) bestreitet Kirchnern: „Wir finden keinen Grund, warum diese Ode auf der chronolog. Tabelle ihren Platz bei dem Jahre 729 bekommen hat; es sey denn, dass der Herr Vf. den Feldzug selbst, der in diesem Jahre erst von Aegypten aus unter Aelius Gallus zur Ausführung kam, vorgeschwebt hätte (freilich!). *Dio* LIII, 29; *Plinius* H. N. VI, 28 (aus letzterem ist gar nichts von Zeitbestimmung zu entnehmen). Allein letzterer (*Aelius Gallus*) ging, wie aus den Berichten der Historiker zu schliessen ist, dahin schon

dedicatum Apollinem, das Jahr 726 unwidersprechlich an sich: dagegen bleibt 32 durchaus problematisch. Man könnte das Gedichtchen als das Vorspiel zu einem öffentlichen Festliede ansehen, wie es IV, 6 zum carmen saeculare ist; aber wo wäre das Hauptlied geblieben? Denn Ode 31 ist kein solcher öffentlicher Festgesang, und Horaz, wenn er anders, was freilich weder bejaht noch verneint werden kann, die Stellung der einzelnen Lieder in seinen Büchern selbst geordnet, hätte denn doch nicht das Proömium hinter das Hauptgedicht placirt. Mir erscheint *Orelli's* Einfall, das kleine Oedchen sey in Bezug auf Ode 2 zu setzen, und das Poscimur deute umhüllt auf eine Bitte des Mäcenas, sehr sinnreich und wenigstens so viel werth, als jede andre Vermuthung; dann aber gehört das Gedichtchen natürlich in dieselbe Zeit mit der Hauptode, die, wie wir oben nach Anmerkung 143 gezeigt haben, in den Frühling 723 gehört. Der Ausdruck Latinum carmen *Vers* 3 fg. ist als mit Nachdruck ein des lateinischen Namens würdiges, ein *patriotisches* Lied, im Gegensatz der Liebesgedichte (si quid lusimus *Vers* 1 fg.), bezeichnend, zu fassen.

Bei der berühmten Ode an den Tibullus I, 33 ist nun durchaus nichts dagegen vorzubringen, dass nicht dieselbe mit Herrn *Lachmann* in der obgedachten Recension S. 258 gegen 730 gesetzt werde (womit *Spohn's* Jahr 728 und überhaupt

727 ab, um den Statthalter in Aegypten, den *Cornelius Gallus*, abzulösen, welcher, die erlittene Schmach nicht ertragend, im Jahr 728 sich selbst den Tod gab. *Dio* LI, 17; LIII, 23; vgl. *Strabo* XVI, 4, p. 404 fgg. ed. Tauchn." Die Berichte der Historiker (ausser Dio war *Josephus* Ant. Jud. XV, 12 anzuführen) wissen so wenig davon als *Strabo*, des Aelius Gallus Freund, dass letztrer den Cornelius Gallus abgelöst, sondern *Dio* sagt darüber, wer auf den Cornelius Gallus gefolgt sey, gar nichts; die beyden andern aber bezeichnen als solchen den *Petronius (Turpilianus)*, und erst diesem geben sie zum Nachfolger den *Aelius Gallus*. Ueber letztern sind aber mehr Stellen, als die obige, aus Strabo anzuführen, die uns über den Arabischen Feldzug ungleich vollständiger belehren, als die Historiker thun; nämlich II, S. 118 (179 A Almelov.); XVI, S. 780—783 (1126—1120); XVII, 816 (1170 D) und (die Hauptstelle über die drei Landpfleger) 819 fg. (1170 A fgg.).

ein praeter propter von ein Paar Jahre *vor* 730 als Endpunkt nicht absolut ausgeschlossen wird): die letzte Strophe der Ode gedenkt der eigenen Liebeserfahrungen nicht als gegenwärtiger, sondern lediglich als vergangener Zeit angehörig. Uebrigens ist *Franz Passow's* Entscheidung, dass Delia und Nemesis, die beyden von *Ovidius* Amor. III, 9, 55 fg. vestgestellten noms de guerre Tibullischer Geliebten, was ja der letztere Zeuge unwidersprechbar macht, auch ein für allemal zwey getrennte Individuen seyen, und dass die von Horaz so bezeichnete *Glycera* eben die *Nemesis* sey, fortan wohl als ausgemacht veststehend zu betrachten. Es wird mit letzterem Umstande bestätigt, was wir oben bei Anmerkung 77 ausgesagt haben, dass Eine und dieselbe Person von den Dichtern nach Gelegenheit mehrere, aber nach der Analogie ihres wirklichen gleichmässig quantitirte Verhüllungsnamen erhalten haben. Die Oden 35 und 36 sind in sich selbst, jene durch *Vers* 29 fgg. für 727, diese durch *Vers* 4 (Heimkehr aus dem Cantabrischen Feldzuge) für 730 evident genug bezeichnet.

Gehen wir zum *zweyten* Buche der Horazischen Oden über, so spricht sich in dem bedeutsam dieses Buch eröffnenden Gedichte an den *Asinius Pollio*, als er sein Geschichtswerk über die Bürgerkriege begann (denn in dieser speciellen Beziehung begrüsst ihn daselbst der Dichter) noch selbst eine Idee republikanisches Freiheitsmuthes, welchen Pollio auch unter der Monarchie vestzuhalten beflissen war, frischathmend aus, so dass wir mit dieser Ode weit in die monarchische Zeit nicht wohl hinein könnten. Sie hat etwas von der bedingten und häsitirenden Stimmung von I, 2. Pollio hatte bisher seine Musse der tragischen Dichtkunst gewidmet: jetzt soll diese einstweilen feiern, um der Geschichtschreibung Raum zu geben (*Vers* 9 fgg.). Als Tragiker wird er aber *Satiren* I, 10, 42 fg. gepriesen, welches Stück wir in's Jahr 718 (*Franke* S. 106 fgg. 719) gesetzt haben. Hier haben wir also einen Anfang für die denkbare Periode des Gedichts: es ist aber *Franke'n* unbedingt zuzugeben, dass Pollio bei der Geschichte der Bürgerkriege vorzüglich auch die letzte Entwickelung, die Entscheidung zwischen Antonius und Oktavianus, im Auge hatte, und auf das Delikate dieser Materie

deutet Horaz *Vers* 5 bis 9 unfehlbar hin. Dazu konnte nun aber wohl der Gedanke kaum anders als mit der dem Pollio, dem alten Freunde und Kriegsbefehlshaber Antonianischer Partei, schwerlich unerwarteten, aber gewiss unerwünschten Nachricht von dem Aktischen Siege und dem entscheidenden Erfolge der Waffen Oktavians kommen; ja es ist etwas in Pollio's Wesen, das uns verführen will, gerade jetzt, als einen gegen das Schicksal trotzig auszuspielenden Trumpf, den Gedanken dieser Geschichte geschöpft zu denken: und so mögte denn auch gerade diess Lied Horazens gleichzeitig als ein Zeugniss einer noch immer an der Idee des alten Freistaates sympathetisch haftenden Stimmung entstanden seyn. Ich setze es daher mit *Franke* in eine dem Kampfe bei Aktium mögligst nahe Zeit; ja ich würde noch das Jahr 723 selbst annehmen, wenn ich nicht unter den inferiis Jugurthae *Vers* 25 fgg. den todten Antonius mitbegriffe, so dass ich nun auf den Ausgang 724 oder Anfang 725 mit *Franke* geradezu stimme. *Ode* 2 wird von demselben Gelehrten nach dem Vorgange *Vanderbourg's* und *Kirchner's* auf 730 vestgestellt, als wo, nachdem *Teridates* im Jahr 729 geflohen, die Wiedereinsetzung des Phraates (*Vers* 17 fgg.) mit Hülfe der Scythischen Hülfsvölker erfolgt seyn musste. Der Ton, in welchem Horaz dieses Ereignisses gedenkt, schliesst einen Gedanken an römische Anerkennung und Beistimmung, welche, wie wir oben (nach Anmerkung 193) gesehen haben, erst im Winter 731 erfolgte, noch aus. Phraates war als ein blutiger Wütherich, ein Gegenstand der Abneigung für den human denkenden Dichter; seine Bevestigung auf dem Throne wurde von der römischen Politik lediglich als ein fait accompli behandelt, und hätte August und sein Senat nach Sympathie oder nach der Gerechtigkeit entscheiden wollen, so mögte eher Teridates Aussicht zur Wiederherstellung gehabt haben. Diess hätte *Franke* mitgelten machen sollen: darin hat er übrigens Recht, dass er die Art, wie des *Proculejus* Benehmen gegen seine Brüder gepriesen wird (*Vers* 5 fgg.), als ein Zeichen fasst, dass über 732, wo einer dieser Brüder, *Licinius Murena*, hingerichtet wurde, nicht hinausgedacht werden darf. Für die *Ode* 3, an *Quintus Dellius*, hätten wir zwischen 725 und

732 allen möglichen Spielraum: ein Parteigänger der Bürgerkriege in dem Maasse, dass ihn Messala deren desultor (Englischen Reiter, der mit äquilibristischen Künsten von einem Pferd auf's andre springt) nannte, war er aus der persönlichen Nähe des Antonius und der Kleopatra vor der Schlacht von Aktium zu Oktavian übergegangen und hatte denselben allem Anscheine nach auf den ferneren Zügen in Aegypten und Asien begleitet: jetzt genoss er die Früchte seiner sinnreichen Kriegsmanöver (*Vers* 17 fgg.); denn er hatte, wie die Französischen Kriegsnotabilitäten der Republik und des Kaiserthums, in fremden Landen neben dem Kriegsruhm auch Schätze gesammelt. Ein ganz bestimmtes Jahr jedoch innerhalb jenes Zeitraums aufzusuchen, findet sich in der Ode selbst keine Handhabe. Hier hilft uns nur *Lachmann's* metrische Achtsamkeit. Denn von drei dritten colis der Strophe, welche die Cäsur nach der fünften Sylbe haben, nämlich *Vers* 3, 15 und 27 sind bloss zwey, beyde letzten, regelrichtig gebaut, so dass der Cäsur ein einsylbiges Wort folgt; das erste hat die nachlässige Form:

Ab insolenti | temperatam.

Es ist daher zu schliessen, dass die Ode aus verhältnissmässig früher Zeit sey und scheint mir dieselbe in das Jahr 725 zu setzen. Bei *Ode* 9 kehrt die alte Marotte der Ausleger von ihrem Bannaljahre 734 wegen *Vers* 19 fgg. zurück. Aber mit Recht bemerkt *Franke*, dass die neuen Tropäen des August, an welchen man gerade etwas Parthisches wittern will, so wenig die friedfertige Unterthänigkeit des Phraates mit dem Bilde von Tropäen, welches lediglich auf Schlachten deutet, schicklich bezeichnet wäre, sehr gut auf die Cantabrischen Siege passen [202]). Der *Niphates*, über welchen übrigens Herr *Franke* die spätere Dichtervorstellung, dass es ein Fluss sey, nicht in den Horatius hineintragen (wogegen schon dessen Beiwort rigidum sich sträubt), noch denselben beschuldigen durfte, er möge wohl selbst nicht recht gewusst haben,

202) Nova tropaea heissen sie in Bezug auf die unter August's persönlichen Auspicien zunächst allein vorhergegangene Besiegung Aegyptens.

was es eigentlich sey (mit der Art Complimenten dürfen wir Philologen uns unter einander, aber nicht die Alten beehren), ist ein Berg, nicht *Armeniens* selber: denn er bildet nur dessen Gränze; sondern von Media Atropatene, dem zweyten, westlichen Theile der Provinz Medien (der erste ist Grossmedien). Diess geht aus *Strabo* XI, S. 523 (797 A) und 527 (799 C) deutlich hervor. Es ist folglich auch von Conflikten mit den Armeniern an dieser Stelle nichts zu suchen, sondern die Anspielung geht auf die Parthischen Verhältnisse. Medum flumen von dem sich in den Araxes ergiessenden kleinen Flusse *Medus* zu verstehen, ist eine Pedanterei; es ist der Araxes selber gemeint. Der Dichter ist kein Schulmeister, der Geographie lehrt. An den Euphrat war aber freilich nicht zu denken. Was nun jene Parthischen Verhältnisse betrifft, so konnte Horaz, seit Teridates, den er als den rechtmässigeren Kronprätendenten schon aus Widerwillen gegen den Phraates ansehen mogte, seine Sache und, wie es bei *Justin* XLII, 5 ausdrücklich heisst, „das Reich der Parther zur Verfügung Roms gestellt,“ mit vollem Rechte Parthien als „den besiegten Völkern zugefügt“ darstellen, und von dieser Seite ist also keineswegs Ursache gegeben, bis zum Jahre 734 vorzugehen. Die *Geloner* endlich, Scythische Nomaden, stehen anerkannt für die Dacier; und da diese nach den oben aus *Florus* beigebrachten Anordnungen August's seit 725 über der Donau in Schach gehalten wurden, so durfte sich der Dichter in einer Epoche glorreich beendeter Kriege nach ächtrömischer und ächter Dichterart gar wohl so stolz ausdrücken: „sie reiten umher innerhalb einer vorschriftsmässig beschränkten Gränze.“ Jene Epoche ist aber allerdings höchst wahrscheinlich das Jahr 730 und die Frist, da August aus Spanien heimkam: denn damals schien aller Krieg durch die römische Welt neuerdings dermassen abgethan, dass Augustus den Janustempel, was er bekanntlich während seiner Herrschaft dreimal gethan hat, zum zweyten Male schloss (*Dio* LIII, 26). In den Anfang des Jahrs 730, als August nach seiner Krankheit aus Tarrako zurückerwartet wurde, er jedoch noch nicht eingetroffen und der Janus nicht geschlossen war (solch ein seltnes und charakteristisches Ereigniss hätte der

Dichter berührt), einige Zeit vor III, 11, gehört die *Ode* an den Valgius. *Ode* 11 wird durch die Anspielung auf die Cantabrer sattsam bezeichnet als Ausgangs 728 oder Anfangs 729 gedichtet. Was die *Scythen* betrifft, so mögte ich bei deren Erwähnung nicht immer sogleich an die Scythischen Bundesgenossen des Phraates, sondern eher an die Scythischen Donauvölker denken: bloss wo die ostrussischen Scythen durch den *Tanais* lokalisirt werden, mögte an jene Beziehung gedacht werden *können*. *Können*, sage ich; denn ob es in Wirklichkeit sich so verhält, wollen wir zu den Stellen selbst (III, 29, 28; IV, 15, 24) erwägen. *Ode* 14 mögte in *Vers* 13 eine Anspielung auf den eingetretenen Friedenszustand enthalten und dürfte danach 730 anzusetzen seyn: wobei freilich der angenehme Vorbehalt, dass es auch anders seyn könne, leider dem Calcul auch in die Quere zu kommen seine Gewalt nicht verliert. Dessgleichen trägt *Ode* 15 *Vers* 17 fgg. in den Anspielungen auf August's 726 begonnene öffentliche Bauten und Tempelrestaurationen eine Wahrscheinlichkeit für selbiges Jahr, jedoch unter dem nämlichen fatalen Vorbehalt, in sich. Ueber *Ode* 16 lässt sich freilich nichts sagen, als dass sie nach 721 (nicht 722, wie *Franke* rechnet), wo Horaz das Sabinum bekam, gedichtet sey (*Vers* 37). Den Pompejus Grosphus finden wir *Episteln* I, 12, 22 fg., also, wie bereits erörtert ist, 734, auf denselben Sicilischen Gütern, die in der Ode erwähnt werden (*Vers* 33 fgg.): aber wir haben nur bis höchstens Frühling oder Sommer 732 (s. nach Anm. 180) Spielraum, dass die Ode gedichtet seyn müsste; da kann zwischen 722 und 732 gewählt werden, welche Zeitfrist beliebig ist. *Ode* 18 scheint der Zeit nach, des verwandten Inhalts wegen, nicht sehr entfernt von 15; 20 nicht von 17 zu seyn: andrerseits aber ist wiederum die stehende Wiederkehr ähnlicher Vorstellungen, wie es z. B. in andern Oden namentlich die ist, dass man bei der Gewissheit eines Allem ein Ende machenden Todes das Leben frisch und lustig geniessen müsse, an sich selbst so sehr im Geiste lyrischer Gemeinplätze, folglich etwas allzu Schlüpfriges und leicht aus der Hand Gleitendes, als dass man dergleichen überhaupt sogleich zu einem sichern chronologischen Anhalte nutzen mögte,

und so übt der Nüchterne lieber Enthaltsamkeit und sagt, hier mit vollem Rechte: non liquet.

Das letzte Gedicht dieses *zweyten* Buches, *Ode* 20, hat manchen Herausgebern ein Epilogus zu seyn gedünkt, und als solchen dürfte man ihn unbedenklich gelten lassen, wenn die besondre Herausgabe des ersten und zweyten Buchs als ein Ganzes für sich, und eine demnächst erfolgte ebenfalls besondre Herausgabe des einzelnen *dritten* Buchs abermals für sich (denn das *vierte* ist unzweifelhaft so getrennt erschienen) nach mehr als blosser Vermuthung veststünde; woraus von selbst folgen würde, dass *Oden* III, I ein Prologus zu nennen wäre, wozu er allerdings auch der Allgemeinheit seines Inhalts halber sich eignet. Aber ein äusserer Erweis, dass wirklich das dritte Buch vom ersten und zweyten abgesondert an's Licht getreten sey, ist nicht zu führen; und als innerer, also an sich vollgültigerer, tritt hier die Natur des wirklichen, diesem Ganzen aller drei Bücher hinzugefügten Epilogs, *Oden* III, 30 entgegen, in welchem lediglich das dritte Buch als monumentum aere perennius ausgesprochen zu sehen, ohne dass der Dichter der vorangehenden und dann ja jedesfalls bereits erschienenen Bücher auch nur mit einer Sylbe gedächte, rein widersinnig wäre. Was übrigens nun die Eingangsode des *dritten* Buchs selber betrifft, so hat *Franke* mit Recht auf die innere und äussere Continuität der sechs ersten Stücke dieses Buchs überhaupt aufmerksam gemacht, insofern sie einen gewissen in absichtlicher Feierlichkeit ernst und pathetisch sich einherbewegenden Schwung mit einander gemein haben, ihr Inhalt aber auf eine Epoche deutet, wo im römischen Staate besondre Erwägungen zu einer würdevollen und erspriesslichen Veststellung der Dinge durch maassvolle Verwaltungsmaximen und wohlbedachte Gesetze zur Tagesordnung gelangten; ein Gegenstand, der dem Herzen des Dichters um so lebhafteren Antheil einflössen musste, da wir unverkennbar gewahren, dass es gerade auf solchen Maassregeln beruhende Erfüllungen waren, an die sich für seine persönliche Gesinnung die Versöhnung mit den Wendungen des Geschicks und dem Uebergange der republikanischen Zustände in eine Monarchie knüpfte. Jene Erwägungen und

Maassregeln beschäftigten den Herrscher und seinen Senat vom Jahre 726 an, seit mit dem Schlusse von 725 und dem Beginne des folgenden eben dieser integrirende Reichskörper durch die Censur Oktavian's und Agrippa's in einem erfrischenden Sinne reconstituirt war. Zu solchen ernst gewichtigen Vorwürfen eignete sich III, 1 als ein angemessenes Auspikationsgedicht. Die Ausleger sehen es geradezu als ein Proömium an; welche Auffassung denn doch auf eine gar zu allgemeine didaktische, mithin der höheren Lyrik nicht gerade würdige Tendenz hinausläuft. Es ist vielmehr auch hier ein speciell subjektiver Anlass in der Stimmung des Dichters zu suchen, den ich darin zu finden glaube, dass er, als er nach der ehrenvollen Anerbietung des Cäsar Oktavianus, ihn als Privatsekretär in den Pallast und an seine Tafel zu nehmen, in sich selbst zu dem Entschlusse gekommen war, eine so lockende Gelegenheit gleichwohl abzulehnen, seine höhere, von keiner irdischen Grösse einer Vollmacht oder Förderung bedürfende Bestimmung in seinem Bewusstseyn neugekräftigt und bevestigt, und der glücklichen Freiheit, welche bei Maass und Bescheidenheit irdischer Begierden ihren Lieblingen die Muse gewährt, eine Huldigung darzubringen sich gedrungen fühlte. An solcher konnte auch der fürstliche Beschützer, ohne verletzt zu werden, erkennen, was dem Dichter einzig und allein homogen war, und was er ihm bei aller Macht und Herrlichkeit zu bieten nicht vermogte, oder vielmehr, was dieser lange und als eigenstes Eigenthum besass, also von aussen her gar nicht erst zu empfangen brauchte. Nur hüte man sich ja, diese letztre Bemerkung als eine indirekte Absicht der Ode selbst anzusehen und damit in eine didaktische Auslegung derselben zurückzufallen. Wir haben bereits oben (nach *Anmerkung* 162) angedeutet, dass wir dieses Gedicht Ausgangs 725 oder Anfangs 726 entstanden glauben. Als zuerst entstandenes dieser ernsthaften Reihe und *desshalb* an deren Spitze gestelltes ist es darum nicht anzusehen. *Franke* setzt es auf *Grotefend's* Auktorität ebenfalls 726. *Ode* 2 hat lediglich eine schwache Zeitspur an den *stolzen* (feroces *Vers* 3), also nicht besiegten, noch, wie 734, an freiwillige Huldigung denkenden Parthern; indirekt bestätigt aber dieser Aus-

druck die ungefähre Annahme des Jahrs 726; denn von 727 an geht es an neue Kriegsgedanken, es ergeben sich Verwickelungen, und die Lage der Dinge gestattet nicht mehr bloss allgemeine und gleichgültige Anspielung, sondern führt zu bestimmter und specieller Bezugnahme. *Ode* 3 hat zum ersten Male den Namen *Augustus*, und nicht mehr lediglich *Cäsar*, im Texte. Beigelegt wurde gedachter Name dem Herrscher auf Vorschlag des *Lucius Munatius Plankus* am 17. Januar 727 (Ausl. *zu Dio* LIII, 16, S. 710 Anm. 106): die Ode gehört also wenigstens in diess Jahr. Ich halte sie geradezu als zur Feier dieser Begrüssung gedichtet. Der beliebten Grille, auch diess kleine Werk, der *Vers* 44 erwähnten Parther willen, in das Jahr 734, das wahre Halljahr Horazischer Chronologen, zu verlegen, widersetzt sich *Franke* mit Fug. Was *Ode* 4 betrifft, so ist ihr durch die Erwähnung des umstürzenden Baums ihr Ziel rückwärts allerdings gesteckt, so dass wir mit ihrer Epoche über den ersten März 724 nicht zurückgehen dürfen. Aber *Franke* nimmt, wie wir gesehen haben, diesen ersten März vom Jahre 728 an und sucht demnach auch in diesem Jahre die Beziehungen des Gedichtes auf. Die Anspielung auf *Britannier* und *Conkaner* (eine Cantabrische Völkerschaft) gehen ihm auf die 727 bereitete Expedition gegen die ersteren, welche durch die Rebellion in Spanien unterbrochen wurde; und die pathetische Stelle über den Titanenkampf deutet er, da dieser Abschluss der Ode doch nicht ohne Beziehung auf bedeutende Zeitereignisse in's Blaue hineingemacht seyn kann, auf das tragische Ende des *Cornelius Gallus* und die bestrafte Verschwörung des *Markus Egnatius Rufus*. Man kann diese Auslegung nur höchst gezwungen und gänzlich neben das Ziel hinausschiessend nennen; was Herrn *Franke* nicht begegnet seyn würde, wenn nicht auch er durch den häufigen Gebrauch der Cantabrischen Vorfälle, so wie der dem Phraates zu Hülfe ziehenden Scythen, sich allmählich in das Jahr 729 ganz so, wie die andern Interpreten in das Jahr 734, hineinphantasirt hätte. In den ersten *neun* Strophen der Ode, also bis zum *sechsunddreissigsten* Verse, ist nach meiner Ansicht schlechterdings keine Zeitanspielung zu finden,

trotz der antithetischen Zusammenstellung geographischer Namen, die hier, wie anderswo, lediglich Bilder der fernsten und uncultivirtesten, also einem Römer zum Aufenthalte daselbst wahres Grauen einflössenden Gegenden sind. Erst mit der zehnten Strophe, *Vers* 37, tritt eine Anspielung auf ein historisches Faktum hervor, nämlich die Verlegung der aus dem Kriege zurückkehrenden Heerschaaren in Städte (als Kolonisten), eine Maasregel, die der Imperator fast nach jedem Feldzuge wiederholte, und, obgleich diess *Dio* ausdrücklich anzumerken über seinen zwar sehr breiten, aber denn doch nicht so schlechthin gehaltlosen Erörterungen über Demokratie und Monarchie, die er dem Agrippa und Mäcenas in den Mund legt, ohne Zweifel vergessen hat, gewiss ganz besonders nach dem Aktischen und Aegyptischen Kriege zur Ausführung brachte. Wir haben für die Sache nur im Allgemeinen sein eignes Zeugniss im *Ancyranischen Monument*, nach welchem er weit über dreimalhunderttausend Soldaten auf diese Weise in Colonieen und Municipien unterbrachte und mit Land versah; so wie das des *Sueton* Kap. 46, demzufolge er der Entvölkerung Italiens durch *achtundzwanzig* allmählig gestiftete Kolonieen aufzuhelfen bemüht war. Die Sache blieb seitdem eine Staatsmaxime der Kaiserherrschaft. Vgl. Tacitus *Annalen* XIII, 31. Nach dem Cantabrischen Feldzuge findet sich lediglich die Gründung jener Kolonie in Lusitanien, *Emerita Augusta* (s. oben bei *Anmerkung* 194), auf diese Weise ausgeführt; auf welche Anpflanzung Horazens Aeusserung beziehen zu wollen nur einem nicht ganz Nüchternen oder von der Art, wie Dichter auf die Zeitbegebenheiten anspielen, keinen Begriff Habenden beifallen könnte [203]). Wie taktlos und abgeschmackt aber wäre es von Horaz gewesen, in einer Ode höchster Feierlichkeit, wie diese vorliegende vierte des dritten Buchs ist, dergleichen ohnmächtig unbesonnene Gegner

203) Ich will bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, dass auch über die Wahl der Lesart *Vers* 38 zwischen addidit und abdidit (denn reddidit war blosse Emendation) ein richtiges Gefühl vorlängst entscheiden konnte. Abdidit oppidis konnte nur schimpflichen oder gefährlichen Dingen beigelegt werden und passte nicht auf ehrenvoll entlassne und belohnte Krieger.

der Monarchie, wie den *Cornelius Gallus*, oder gar moralisch anrüchige und verachtete, wie den *Egnatius* (vgl. *Vellejus* II, 91), die ja überdiess ihre Thorheiten mit dem Leben gebüsst hatten und also für das Interesse der öffentlichen Meinung beseitigt waren, dem Cäsar gegenüber, nach einer Stelle, wo demselben *milde Weisheit* (lene consilium), nicht aber etwa strafende Gerechtigkeit nachgerühmt wird (*Vers* 41 fgg.), unter dem Bilde von Titanen, als Subjekte, die selbst dem Jupiter „grossen Schrecken einzuflössen vermogt (*Vers* 49)," darzustellen! Wie wunderlich verstehen manche Philologen die Dichter, und hinterher wohl gar noch, wenn sie dieselben bornirt aufgefasst haben, finden sie sie schlecht! Bei der „milden Weisheit" haben allerdings auch andre, namentlich *Dacier*, an eine „gegen die Partisane der Republik" geübte Grossmuth gedacht: aber unglücklicherweise findet sich in der Periode, wo *sie* eine solche suchen (*Dacier* spricht vom Kriege mit Brutus und Cassius), dieselbe nicht, und die, wo eine solche sich wirklich findet, als nämlich *Cnäus Cinna* begnadigt wurde (*Dio* LV, 14 fgg.), fällt für die Zeit unsrer Ode viel zu spät, nämlich 757, wo Horaz selber bereits gegen eilf Jahre todt war. Ueberhaupt aber wird Niemand, der den Horatius etwas tiefer kennt, sich der Vorstellung hingeben, als habe derselbe entweder über zurückgeschlagene Angriffe auf die Monarchie triumphiren oder aus der sehr seltenen und sehr späten Grossmuth Oktavian's gegen politische Gegner viel Wesens machen mögen. Ich zweifle meinerseits nicht im Mindesten, dass *Orelli* das Rechte getroffen hat, wenn er die Anspielung auf den Titanenkampf mit dem Kriege wider Antonius in Beziehung setzt; wobei er nur auch selber der Unschicklichkeit nicht ausgewichen ist, diese Anspielung noch nach einer Frist von *zehn* Jahren, im Jahre 735, wo er mit *Kirchner* die Ode gedichtet hält, gemacht zu denken. Nein, 725 selber ist sie gemacht, im Jahr der Rückkehr des Cäsar, nach seinen Triumphen, als er den Janus schloss, den kriegerischen Machtapparat, durch Vertheilung der Veteranen in die Municipien und Kolonieen, aus Rom entfernte, und durch die ernsten Schritte zu einer gründlichen Herstellung der öffentlichen Wohlfahrt, Würde und Eintracht

sich als den der Götter Gunst *verdienenden* Auserkornen des Schicksals bewährte. In den Worten: „Ihr gebet linde Weisheit und freut euch der gegebenen, hehre Musen!“ liegt eben so sehr die Genugthuung des patriotischen Gemüths, den Herrscher einen so heilsamen Pfad der öffentlichen Geschäfte einschlagen zu sehen, als eine patriotische Anmahnung im Namen der Gesammtheit, auf diesem Pfade fortzuwandeln und die Wunden des Staats zur Genesung zu führen [204]. In solchem Sinne konnte der Dichter es der Mühe werth finden, sich seiner schon in der Kindheit empfangenen Musenweihe zu rühmen und sich als den darzustellen, welcher dem durch die Musen geweihten *Genius der Humanität* die verdienten Kränze zu flechten bereit sey. Ich halte diese Ode für eine derer, welche durch Mäcenas dem Oktavian zu specieller Empfehlung des Dichters überreicht wurden und ihm die Gunst des Gebieters vorzugsweise zugewendet haben mögen.

In der nunmehr folgenden *Ode* 5 haben die Ausleger wegen der berühmten und etwas stark rigorosen Stelle, dass man Kriegsgefangene eigentlich ihrem Schicksale überlassen und keineswegs auslösen sollte, das Partherjahr 734 mit Händen zu greifen geglaubt, da gerade von der entrüstungsvollen Frage: „Haben wirklich die Krieger des Crassus als schwächliche Gatten barbarischer Ehefrauen gelebt u. s. w. (*Vers* 5 fgg.)?“ das Thema anhebt, um im Sinne einer berühmten Scene aus der Geschichte des Regulus ausgesponnen zu werden. Allein mit sehr gesundem Sinne macht hier *Franke* auf die grosse Unschicklichkeit aufmerksam, die es doch haben würde, wenn Horaz in einem so wegwerfenden Sinne von der Unwürdigkeit, sich im Kriege gefangen nehmen zu lassen, in der nämlichen Epoche deklamirt hätte, wo sich August

204) Wenn es dem Mäcenas gelungen war, gegen die Zeit der Aktischen Entscheidung hin Horazen's Gesinnung mehr und mehr mit der Oktavianischen Monarchie zu befreunden, so mochte die nach der Schlacht von Aktium noch einmal hervortretende Unbarmherzigkeit, namentlich die Hinrichtung des *Cassius von Parma*, in das Gemüth des Dichters eine empfindliche Häsitation gebracht haben. Diese war jetzt überwunden und die gänzliche Unterbleibung irgend reaktionärer Maasregeln nach der Rückkehr in die Hauptstadt stärkte sein Zutrauen.

und der Senat bemühten, Leuten, denen dieses Loos zugefallen war, durch die Macht des römischen Namens Heil und ehrenvolle Wiederherstellung zu gewähren! Uebrigens glaube ich nicht, dass in der Ode Anspielungen auf die Verhandlungen des Senats in Betreff der Wiedergewinnung römischer Feldzeichen und Gefangenen, und am allerwenigsten in den Worten: Auro repensus scilicet acrior Miles redibit *Vers* 25 fg. etwa eine Beziehung auf geäusserte Ansicht, man solle diess mit Geld zu beschaffen suchen (so etwas hätte wohl selbst damals im Schoosse des ersten römischen Staatskörpers nicht laut werden dürfen), vorauszusetzen sind. Die Eingangsstrophe bezieht sich nicht auf bereits eingetretene, sondern auf demnächst, aber sicher, erwartete Thatsachen. Augustus bricht, in der Absicht, Britannien zu erobern, nach Gallien auf; wenn der Occident erobert und beruhigt ist, kommt (diess war die allgemeine Voraussetzung, zugleich Horazens Lieblingsgedanke) das Reich der übermüthigen und dem römischen Nationalstolze durch die Erinnerung an Crassus und Antonius Niederlagen verhassten (graves Persae) Parther an die Reihe [205]). Die Epoche ist also das Jahr 727 (s. oben *Anmerkung* 195): was nachher durch die Erscheinung des Teridates im Feldlager August's und die Debatten über eine Intervention in dem Senate zur bestimmten Wirklichkeit herantrat, wurde damals in der öffentlichen Meinung, in der Auslegung der natürlich nicht von den Dächern gepredigten, aber doch gewiss unter der Hand verlautbarten Absichten des Kaisers, ventilirt. Horaz wünscht in der Ode dem unternommenen Kriegszuge gedeihlichen Fortgang; es ist ein Propemptikon, ein Geleitsgedicht; absichtlich werden den *Britannern* die *Parther* zugesellt, um dem Abmarschirenden den Augenpunkt der nationalen Wün-

205) Horazen's Zusammenstellung der Britannischen Expedition mit einer in den Orient, hier so wie I, 35, 30 fgg. (wo die *Massageten Vers* 40 bestimmt auf Parthien deuten; denn sonst könnte man zunächst bloss an die *Araber* denken), auch die Anspielung III, 2, 44 lassen über diese Hoffnungen der öffentlichen Meinung keinen Zweifel; aber die Ausführung kam erst 732 nach. Bei *Dio* ist über eine bereits 727 stattfindende Rüstung für den Orient nichts zu lesen und *Franke's* Citate S. 169 sind in diesem Betreffe unrichtig.

sche zu vergegenwärtigen, ihm das Votum der öffentlichen Erwartung auf den Weg zu geben. „Ist es möglich," ruft der Dichter bei dem Gedanken an jene für ihren Uebermuth, ihre mehrmaligen Siege über römische Waffen noch nicht gezüchtigten Barbaren aus, „dass Soldaten des Crassus unter solch einem Geschlechte zurückbleiben und dort Bande der Ehe schliessen konnten? Solche Schmach hätte man doch von ehrliebenden Römern nicht erwarten sollen!" Es war ohne Zweifel erst neuerdings, da die nach beendigten Bürgerkriegen rege werdende Lust, die dem Crassus und Antonius abgenommenen Adler und Fahnen wiederzuholen, Nachfragen und Forschungen hervorgerufen hatte, was und wieviel denn eigentlich in dieser Art verloren gegangen sey, die Gewissheit, dass sich auch noch viele lebende Römer dort finden müssten, so eigentlich zur Sprache gekommen: von einer Anslösung durch Frieden und gute Worte konnte natürlich keine Rede seyn; es verstand sich von selbst, dass sie zu der mit Trotz und offner Gewalt zu bewirkenden Herausgabe der stummen und sachlichen Sinnbilder die natürliche Zugabe waren. Im frischen Gefühl der Verwunderung, dass eine solche Zugabe nur existire, drückt sich nun Horaz so aus, wie er thut, und ergiesst sich in stolz patriotischen Maximen, was altrömische Kriegsstrenge erfordern würde. Bei solcher patriotischen Indignation in der Aufregung des Augenblicks ist eine definitive Maasregel im weiten Felde; oder vielmehr, in einem Momente, wo eine specielle Maassregel noch im weiten Felde ist, darf sich die augenblickliche Indignation ohne Unschicklichkeit noch mit dieser Herbe und Strenge aussprechen: hinterher, als der Fall ernstlich erwogen wurde, als der Senat die Losgebung dieser Gefangenen den Bedingungen eines ruhigen Thronbesitzes von Seiten der Parthischen Kronprätendenten zufügte, war nicht rauhe Rüge der Schuld, sondern Theilnahme und Mitleid für die in ihr Befangenen an ihrer Stelle und Horaz hätte sich mit einem Widerspruch gegen diess natürliche Gefühl nur lächerlich oder gehässig gemacht. Die Gleichzeitigkeit der Ode mit I, 35 ist demnach keiner Anzweifelung zu unterwerfen. Ueber *Ode* 6 sind die Rechnungen einstimmig, dass sie 726 gehört. Sie

ist ein Weihegedicht zu den damals angegriffenen Plänen des Cäsar Oktavian, die alten und verfallenen Tempel angemessen zu erneuen. Das Weihegedicht an den Quell *Bandusia* III, 13, wenn, wie doch erwiesen scheint, dieser Quell bei Venusia zu suchen ist, gehört in's Jahr 717. Solche Bemerkungen, wie sie *Franke* hierbei macht: „*Grotefend* setzt das Lied in den Sommer 725, *Kirchner* 717, *jener nach meinem Urtheil beifallswürdiger als dieser.* Aber der wievielste wird einem von beyden glauben?" schreibt ein ernster Mann von vornherein lieber gar nicht hin. Was *Orelli* bei dieser Gelegenheit ausersonnen hat, ist eben so unphilologisch. Er will nämlich, aus Präoccupation, die Ode könne nicht aus 717 seyn, weil die übrigen dieses dritten Buchs aus dem Decennium von 726 bis 736 seyen (hätte er diess doch erst auf eigne Hand untersucht!), entweder sey das Lied eine reine Phantasie, was ein wirkliches und gutes Gedicht niemals gewesen ist; oder Horaz habe seinem Bach *Digentia* am Sabinum aus Anhänglichkeit an die Jugenderinnerungen den Beinamen *Bandusia* gegeben. Wenn das Horaz irgendwo selbst gesagt hätte, wäre es etwas Andres; da er aber eine solche Sentimentalität nirgends laut werden lässt, haben wir uns sehr zu hüten, dass wir dergleichen ihm anspintisiren [206]). Ueber *Ode* 14 ist nach den Auseinandersetzungen oben in den *Anmerkungen* 195 und 196 nichts hinzuzufügen; sie gehört zwischen Frühling und Sommer 730. Betreffend *Ode* 16 ist unbedingt *Grotefend's* Meinung zu billigen, dass dieselbe bei Ablehnung der angetragenen Sekretärsstelle im Palatium

206) Eine sehr prosaische Erörterung stellt jetzt auch *Dillenburger* in seiner so eben erschienenen Ausgabe bei dieser Ode an und schlägt sich auf *Orelli's* Seite. Die *Bandusia* sey nach den mittelaltrigen darüber (schon längst) consultirten Urkunden *sechstausend* Schritt (also über eine deutsche Meile) von Venosa entfernt: habe da wohl Horaz Musse gefunden, die Quelle zu besuchen, oder auf einer Reise, wie er sich befand, ein Opfer darzubringen? Macht mir keine Sorge! Konnte nicht die Bandusia nahe bei Ofella's Gute seyn und der Dichter bei einem Aufenthalte daselbst wiederholt zu ihr pilgern, sie als das Lieblingsziel täglicher Spatziergänge wählen und ihr bei'm Abschiede ein Böckchen opfern? Gerade die letzte Strophe passt vortrefflich zu einer solchen Auffassung des Verhältnisses.

gedichtet worden: sie ist demnach ein Schwestergedicht von *Ode* 1; nur sind beyde so zu trennen, dass Ode 16 vorangeht, als zu der Zeit entsprungen, wo die Sache zwischen Mäcen und Horaz hin- und herbewegt wurde; Ode 1 aber nachgefolgt ist, nach bevestigtem Entschlusse und definitiv geschehener Ablehnung. *Ode* 24 trägt die entschiedensten Spuren eines im Verhältnisse dieser lyrischen Muse des Horatius überhaupt *frühen* Ursprungs: einmal in dem epodischen Metrum und der an Prosa streifenden nacktderben Polemik; sodann in der Hindeutung auf fortdauernden Bürgerkrieg oder mindestens nicht ausgelöschten Zunder desselben (*Vers* 25 fgg.); so dass wir auf keinen Fall über die Epoche des beendeten Aktischen Kriegs hinausgehen dürften. Diess thut aber *Franke* schon damit, dass er die Ode gleichzeitig mit I, 2 hält, da er diese 725 setzt. Aber auch wenn wir letztere, wie oben gezeigt ist (s. bei *Anmerkung* 95 und nach 141), in den Frühling 723 verweisen, ist diess für Ode 24 eine zu späte Epoche. In dieser schwankte Horazens Gesinnung höchstens noch zwischen Antonius und Oktavian, wie Ode I, 2 deutlich zeigt: die besagte Stelle in der Ode 24 aber denkt für's Erste noch an gar kein muthmassliches Individuum, das den Gräueln ein Ende machen könnte, sie drückt sich höchst allgemein mit einem quisquis aus. Freilich wird man versucht, bei der Frage: „Was nützen *Gesetze*, die ohne Sitten eitel sind (*Vers* 35 fgg.)?" an eine Periode zu denken, wo an Erlassung solcher Gesetze ernstlich gedacht wurde; was allerdings erst seit dem Spätjahr 725 wirklich der Fall wurde. Allein in *dieser* Zeit ist der ganze Ton der Horazischen Oden viel milder und lässlicher; auch hätte wohl der Dichter, wenn er auf faktische Bemühungen um gesetzliche Abhülfe der Sittenverderbniss hätte anspielen wollen, *Vers* 36 eher proficient, als proficiunt gesetzt. Es ist vielmehr von der unzulänglichen Handhabung *bestehender* Gesetze die Rede, in welcher die, welche die alte Zeit vergeblich zurücksehnten, die Ursache eines sittlichen Unheils suchten, das der Dichter ganz wo anders fand. Er vernahm die Klagen wohlgesinnter Mitbürger über den Luxus und den Uebermuth der Reichen, den Verfall der Sitten, die fortdauernde Un-

heimlichkeit und Versunkenheit aller Zustände. „Ihr habt ganz recht," ruft er ihnen zu; „aber wo ihr das Uebel sucht, ist es nicht. Von innen heraus muss die Abhülfe kommen, nicht von aussen hinein!" Die Stelle *Vers* 17 fgg. ist sinnverwandt mit *Ode* 6, 21 fgg., welche wir freilich 726 setzen müssen: aber diess Zusammentreffen kommt nur daher, dass dem Horaz diese Anliegen überhaupt Sache seines innersten Fühlens und seiner patriotischen Ueberzeugung waren, die ihn früh und spät in seinen ernsten Stunden beschäftigten. Die Invektive *Vers* 9 fgg. athmet einen eigentlichen republikanischen Grimm, eine tiefe Herabsetzung des ganzen römischen Treibens, jenes sollicitum taedium. der *Ode* I, 14, 17, jenen desperaten Auswanderungsvorschlag der *Epode* XVI; und zwischen die Zeit beyder letzteren Gedichte, etwa 715 oder 716 setze ich das hier besprochene. In *Vers* 30 fgg. finde ich eine entschiedene Anspielung auf die schlechte Unterstützung, welche Männer, wie *Cato*, *Cicero*, *Brutus*, bei ihren Anstrengungen für die alte Verfassung und für die Freiheit gefunden. Die Ausleger sagen bei dieser Stelle kein sterbendes Wörtchen. *Ode* 25 in ihrem wahren Bakchischen Enthusiasmus deutet auf eine zu unternehmende Verherrlichung des Cäsar Oktavianus hin, von der die Ausleger, mit Ausnahme *Orelli's*, nicht bemerkt haben, dass dieselbe keineswegs in derselben enthalten, sondern diese dazu nur das Proömium ist. Allerdings nun zeigt sich in den vorhandenen Horazischen *Eklogen* keine, in welcher wir das so eingeleitete erhabene Festgedicht zu erkennen vermögten, da z. B. I, 12, III, 3 oder 5 einen Ton zu ruhiger Hoheit und zu gelassener Würde haben, um auf jenen stürmischen Enthusiasmus eine angemessene Consequenz zu gewähren; an die Oden des *vierten* Buchs aber auf keinen Fall schon hier zu denken ist. Ich glaube daher alles Ernstes, dass die mit solchem Entzücken verheissene Celebration zu den späterhin liegengebliebenen Vorsätzen gehört hat; denn dass sich ein so schwärmerisch angekündigtes Prachtstück verloren haben oder vom Dichter selbst der Aufnahme in seine sämmtlichen Werke unwerth befunden seyn sollte, würde absurd erscheinen. Wir müssen also, damit uns Horaz nicht im Lichte eines eitlen

und nichtigen promissor vorkomme, einen Moment seines subjektiven Daseyns aufsuchen, wo ein solcher aufbrausender und das Gelübde eines ausbündigen Präkoniums auf den egregius Caesar rechtfertigender Taumel an seiner Stelle war, ohne dass wir demohngeachtet den Dichter allzu streng bei'm Wort nehmen dürften, wenn eine ruhigere Ueberlegung ihn später von dem so lebhaft ausgesprochenen Vorsatze zurückbrachte. Denn wollten wir z. B. annehmen, er sey in jenen Taumel gerathen, als ihn die persönliche Aufnahme des Oktavian bei seiner ersten Audienz bezaubert hatte, ungefähr so, wie sich einst *Johannes Müller* durch eine einzige entrevue mit Napoleon aus dessen bittrem Gegner zum begeisterten Bewunderer umwandeln liess, so würde diess gleichwohl, so menschlich erklärbar und darum verzeihlich es herauskommen mögte, eine Unterstellung seyn, bei der wir uns an der Reinheit des Horazischen Charakters und an der geschichtlichen Umsicht versündigen würden, da wir nichts voraussetzen dürfen, was eines Menschen Denkart auch nur mit dem leisesten Schatten überwebt, sobald wir nicht durch unzweifelhafte historische Belege dazu die Vollmacht erlangen. Ich erkenne dagegen einen solchen Moment in der Epoche, da *Oden* I, 37 entstand: dass Cäsar Oktavian die Kleopatra gedemüthigt; dass er die Aussicht gehabt, sie den Römern im Triumphe zuzuführen, dass sich jede Römerbrust frei fühlen durfte von der Sorge, noch einst zu den Füssen dieser Buhlerin alle grossen Erinnerungen einer edlen Vorzeit im Capitole selbst als Huldigungsbeute in den Staub gelegt zu sehen, das durfte auch den bei Philippi in den Reihen der Gegner Cäsar's Erblickten jetzt ohne eine Unwürdigkeit zu dessen Lobredner machen. Es war vielleicht gerade eine voreilige Kunde, dass Kleopatra wirklich gefangen, dass sie nicht todt sey, dass sie der kostbarste Gegenstand des zu erwartenden Triumphes seyn werde, was den Dichter so lebhaft anregte. Hinterher wich die Ausführung jenes ausdrücklich verheissenen Erhebungsliedes der kühleren Betrachtung, dass der in dieses Thema so unauflöslich verwickelte Antonius und sein tragisches Geschick mehr oder minder in einem Gedichte der fraglichen Art doch mitfiguriren musste, und weder Mäcenas noch selbst Oktavian

verargten es dem Sänger, wenn er es mit diesem Thema bei dem Proömium bewenden liess. Er hat den Sieger, so weit er ihm mit lyrischer Anerkennung seines persönlichen Verdienstes willfährig seyn konnte, Entschädigung gewährt. Ich setze also die fragliche dithyrambische Beschwörung des Bakchus in den August des Jahrs 724. In das Aktische Interregnum des Mäcenas aber, d. h. zwischen Frühjahr 723 und August 725 gehört auch *Ode* 29, wenn anders die *Vers* 25 fg. angedeutete politische Sorge des Mäcenas, wie es doch allem Anscheine gemäss ist, auf die Stadtpräfektur geht; denn dass im Jahr 729 Mäcenas diese nicht bekleidet hat, wie *Franke*, auch mit diesem Gedichte in besagtes sein Lieblingsjahr hineinrückend, behaupten will, haben wir oben gesehen. Es gehen also auch die *Serer* und *Baktra* und der *Tanais* nicht auf Geschichten genanntes Jahres, sondern werden wohl als Bezeichnungen der aus einander liegenden, oder dem Mittelpunkte der Welt, der ewigen Roma, entgegengesetzten und gleichwohl im Haupte desselben Mannes beisammenwohnenden, gleich leicht beherrschten Beziehungen seiner diplomatischen Thätigkeit zu fassen seyn.

Ausser der in diesem herrlichen Schatze der ersten drei Bücher seiner Oden sich aussprechenden Antheilnahme an dem öffentlichen und Privatverkehr seiner Tage tritt uns aus dem persönlichen Leben des Horatius in der That für's Erste so gar nichts Bemerkenswerthes entgegen, dass wir die chronologische Beleuchtung des *ersten* Buchs seiner *Episteln*, dessen Herausgabe auf die ersten drei Bücher der Oden zunächst gefolgt ist, sogleich anknüpfen dürfen, zumal, wie wir gesehen haben, die zierliche Epistel 13 als eigentliches Vehikel oder Involuker dieser drei Bücher gedient hat. Hier aber geziemt sich, ein Wort über den Unterschied der *Episteln* von den *Satiren* einzuschalten. Dieser ist einigen lediglich *materiell*, andern eben so ausschliesslich *formell* erschienen; und wenn unsre Schlussansicht darauf hinauslaufen sollte: dass wir ihn zugleich als materiell *und* formell erklären, so dürfte diess ja wohl als dem Sinne des Dichters selber am Entsprechendsten erscheinen. An der Spitze der ersten dieser Meinungen steht *Isaak Casaubonus:* der zweyten Partei trägt

Porphyrion die Fahne vor, der den Unterschied bloss in den Titeln findet; sie hat aber neuerdings ihren eigentlichen Sprecher an *Weichert* gefunden[207]). Casaubonus sagt, es seyen zwey Arten der Horazischen Satire, die eine (nach einem Ausdrucke der Platoniker) *elengktischer*, d. i. anzüglicher, zum Geständniss der Unkunde und der Thorheit zwingender, die andre *didaktischer* oder *paränetischer*, d. i. belehrender und ermahnender Natur; und die erste Art bilden die zwey Bücher *Satiren* oder nach antiker Ueberschrift *Sermonen*, die zweyte die zwey Bücher *Episteln*, so dass man gewissermassen in vier zusammengehörigen Büchern einen vollständigen Moralkursus vor sich habe. Im Allgemeinen lässt sich die Bündigkeit dieser Auffassung nicht leugnen: wenn dagegen *Weichert* (nach *Franke's* Darstellung) der äusseren Form gar nicht nachfragt, also den Charakter der *Episteln* einzig und allein darein setzt, dass dieselben eine Addresse haben, während diese den Satiren meistens fehlt; so ist eben klar, dass er einen bloss zufälligen und formalen Unterschied, ganz im Geiste des *Porphyrion*, statuirt, der auf das Wesen beyder Gedichtsammlungen keinen Einfluss übt. Es würden also, dieser Voraussetzung nach, alle Satiren, die, ohne dialogisirt zu seyn, eine Namensanrede zeigen, nämlich I, 1; 3 und 6, gerade so gut unter den Episteln, als unter den Satiren haben figuriren können. Ob sich *Weichert* diese Folgerung gedacht hat, kann ich nicht sagen: nach *Franke* jedoch erklärt er mehrere Briefe geradezu für fingirt, namentlich I, 7; 14; 17 und 18; und Epistel 19 ist ihm eine vollkommene Satire. Personen, welche die Dichter mit einem bestimmten Gefühle von dem, was Poesie ist, lesen und den Horaz nicht schlechthin für einen blossen in allerlei rhythmischem Spielwerk eine pedantische Gemüthsergötzung suchenden Verseschmied halten,

207) *Casaubonus* de Satirica Graecorum poesi et Romanorum Satira II, 3, S. 227 fgg. ed. Rambach. *Weichert* in seiner prolusio de Horatii Epistolis 1826, die ich aber nur aus *Franke* S. 71 benutzen kann. Was ich im Text von des Casaubonus Ansicht vorbringe, begreift die von *Rambach* ausgezogenen Erweiterungen *Daciers* mit ein. Mit *Weichert* hält es im Grunde genommen auch *Franke*: s. besonders dessen pag. 73.

werden eine solche Confusion bedenklich finden, und besonders der Ausspruch, dass Epistel 19 eine Satire sey, kann ihnen schwerlich anders als übereilt und ohne Befragung der ästhetischen Gesetze aufgestellt erscheinen [208]. Wir verweisen über diesen speciellen Punkt einstweilen auf unsre Erörterung zu gedachtem Gedichte, und wenden uns hier dahin, wo man, um in solchen Anliegen sicher zu gehen, am Ersten Licht und Helle zu finden hoffen darf. Horaz bezeichnet seine Satiren, dem Gesammtinhalte beyder Bücher nach, *Episteln* I, 4, 1, und hat, nach dem einstimmigen Berichte der Scholiasten beyde Bücher überschrieben Sermones, d. i. *Erörterungen;* welchen Titel er bescheidenerweise der sich mit Hinwegnahme der rhythmischen Form als gewöhnliche Conversation, als hausbacknes Geplauder ergebenden Behandlung des Thema's entlehnt hat (vgl. I, 4, 39 fgg.). Dessgleichen ist unverkennbar, dass, wenn ebenso der Dichter *Episteln* II, 1, 250 fg. seine Poeterei im Gegensatze epischer Darstellungen als sermones, „die an der Erde hinkriechen (d. i. pedestres),“ charakterisirt, er unter diesem Ausdrucke generell allerdings die Satiren und Episteln *beyderseits*, als in der behaglichen und angenehm sich gehenlassenden Behandlungsweise des Thema's sich gleichende Darstellungsarten, verstehen muss. Dagegen fasst er sowohl das Ganze der Satiren seinem Inhalte nach ausdrücklich als *Satire* auf (II, 1, 1), als bezeichnet er so die einzelnen Stücke (II, 6, 17). In den Handschriften führen die Episteln die Bezeichnung sermones *nicht* mit, werden auch von alten Grammatikern und Scholiasten nie so genannt, und die Species bezeichnet Horaz selber ganz bestimmt als epistola, II, 2, 22. Hierzu kommt Folgendes. Es sind nur *vier* Briefe von *dreiundzwanzig*, welche von der allgemeinen und schon prosaischen Bestimmung des Brief-

208) Ich ehre und erkenne mit Freuden an *Weichert's* Gelehrsamkeit, gründlichen Fleiss und specifischen Scharfsinn: aber dass er nach ästhetischem Geschmacke, ja nach sittlichem Zartgefühl bei seinen Beleuchtungen dichterischer Lebens- und Gemüthslagen wenig fragt, liegt leider in zu schlagenden Thatsachen vor Augen; und dass in solchem Falle jede Kritik mangelhaft bleiben muss, ist unumstössliche Wahrheit.

schreibens, nämlich Mittheilung des an dem Einen Orte befindlichen Individuums an das an einem andern Orte befindliche zu seyn, in so fern abweichen, als sie theils mit dem Dichter unmittelbar gegenüberstehenden Individuen oder zu Individuen personificirten Wesen gleichsam *mündlich* verhandeln, oder doch an in demselben Orte mit dem Dichter befindliche Individuen gerichtet sind. Die besondre Bewandtniss dieser vier Briefe (es sind I, 5; 13; 20 und II, 1) werden wir sogleich erörtern. Die übrigen *neunzehn* sammt und sonders erfüllen nach dem allerprosaischesten Maassstabe, der sich denken lässt, genau den Briefzweck: sie sind an augenblicklich von dem Aufenthaltsorte des Schreibenden entfernte, ja in fremdländischen Regioneu abwesende Personen gerichtet (die an *Mäcenas* I, 1; 7 und 19 sind vom Sabinum aus nach Rom gegangen); während der in den drei einzigen Satiren, die durch Zufügung einer individuellen Anrede eine äusserliche Aehnlichkeit mit den Episteln zeigen, nämlich I, 1; 3 und 6, apostrophirte Mäcenas nicht nur ohne Umstände als in Einem Orte mit dem Dichter anwesend, sondern sogar ihm gegenüber stehend und *zuhörend*, nicht aber, wie diess bei der Briefform vorausgesetzt wird, *lesend*, gedacht werden muss. Die Satiren nämlich, und zwar die ohne und mit Addresse, sind im striktesten Sinne sermones, Conversationen, mit *gegenwärtig* Gedachten: die drei bezeichneten mit Mäcenas, die übrigen mit dem Leser als einem dem Dichter gegenüberstehenden und mit ihm conversirenden Individuum. Und zwar sind die Satiren solche sermones sowohl im formalen als im materialen Sinne. Die Episteln sind dergleichen Sermonen wohl material, wie es jeder Brief, auch in Prosa, ist; allein die briefliche Form, einen Abwesenden und lediglich Lesenden voraussetzend, leidet die Anwendung des Ausdrucks sermones bloss im weiteren und abusiven Sinne; und ich glaube auch nimmermehr, dass Horaz speciell seine Briefe, als eine von den Satiren getrennte Sammlung, je so genannt haben würde, während diess mit den Satiren eben so gut speciell als generell geschehen konnte, und wirklich geschehen ist. Was die vier scheinbaren Ausnahmen betrifft, so bestätigen auch sie in ihrer Art, nach dem Sprüchworte, die

Regel. Zuvörderst Epistel 13 und 20 anlangend, so bedeutet bekanntermassen epistola wörtlich einen Auftrag, eine Bestellung, etwas durch eine Mittelsperson Auszurichtendes. Als die Subjekte einer solchen Ausrichtung werden allerdings, in der *dreizehnten* Epistel der Briefträger *Vinnius Asella*, in der *zwanzigsten* das personificirte Buch, als ein idealisches Individuum, und zwar beyde Subjekte im Verhältniss persönlich Gegenwärtiger angeredet. Es ist jedoch nicht eine Conversation, welche der Dichter mit diesen beyden Subjekten als gleichsam den Vertrauten und Partnern seiner Herzensergüsse anstellt, sondern eine Ausrichtung an dritte Personen, dort den Augustns, hier den Leser, die er ihnen zu *bestellen* aufträgt. Es sind *indirekte* Briefe an den Augustus und an den Leser. Des ersten Buches *fünfter* Brief ist freilich, wie eine genaue Erwägung seines Inhalts lehrt (s. unsern Commentar) in Rom und an einen zu Rom Anwesenden datirt: er ist aber im prosaisch gewöhnlichsten Sinne ein Einladungsbillet zu einem Diner, dergleichen wir noch jetzt an Freunde in loco erlassen, nur, wie es einem eleganten Geiste und Dichter ziemte, versificirt. Er hat also seine Fassung gar nicht besonders zu vertreten, da dieselbe in der realsten Wahrheit begründet ist. Die *erste* Epistel des zweyten Buchs aber, das einzige dem Augustus direkt zugesendete Stück dieser satirisch-epistolarischen Expektorationen, findet, auch wenn Augustus selbst so gut als Horaz in Rom anwesend war (auch diese Epistel kam indess ohne Zweifel vom Sabinum) die Rechtfertigung ihrer Briefform in dem Verhältnisse der Unterordnung der Person des Dichters unter die Person des Herrschers, welche nicht eben so schicklich, wie der näherstehende und vertraute Mäcenas, zum Confabulanten einer Satire gemacht werden konnte. Der Zutritt zum Herrscher setzte doch immer erst eine bewilligte Audienz, nicht eine freie Annäherung auf einem Fusse der Gleichheit voraus; als welche letztre den Charakter der satirischen Conversation bildet. Denn da wir dem ganz unkünstlerischen Gedanken, es seyen die Horazischen Dichtungen aus willkkürlichen Phantasieeinfällen zu müssigem Zeitvertreibe hervorgegangene Vers- und Schulübungen, und nicht vielmehr aus

bestimmten Anlässen einer gegebenen Erfahrung vermöge idealischer Gesetze des ästhetischen Schöpfungstriebes hervorbrechende Ergüsse eines wahren und positiven Gefühls, ein für allemal keinen Raum geben, so müssen wir, wenigstens auf diesem Gebiete *conversationsmässiger* Poesie, auch die Convenienzen der gesellschaftlichen Schicklichkeit als positive Schranken der dichterischen Bewegung anerkennen und nicht voraussetzen, dass Horaz sich dichterisch über Rücksichten würde hinausgeschwungen haben, die er im Leben unantastbar zu halten für Pflicht erachtet hätte. Aehnliche Motive würden für *Epistel* I, 9 geltend zu machen seyn, und zwar ganz so, wie bei Epistel I, 5, aus dem Augenscheine realer Wahrheit, wenn sich finden sollte, dass diese Epistel nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, an den auf einem Feldzuge abwesenden Tiberius und in Rom selber geschrieben sey: Horaz konnte sich schicklich die Freiheit nehmen, an den in der Stadt weilenden Prinzen einen Empfehlungsbrief zu Gunsten eines Freundes zu richten; taktlos und zudringlich aber hätte es unter Umständen erscheinen können, wenn er denselben hätte persönlich vorstellen wollen. Ich verweise hierüber einstweilen auf das zu besagter Epistel selbst Beizubringende.

Wir kehren zum Unterschiede der Satiren und Episteln überhaupt zurück, und sagen mit Einem Worte: der formale Unterschied der satirischen und epistolarischen Darstellung in der Horazischen Poesie beruht darauf, dass in der Satire sich der Autor den Correspondenten seiner dichterischen Conversation als ihm persönlich gegenüberstehend und mit *leiblichem* Ohre hörend, also eventuell auch zu eingreifender Erwiederung und also zum Dialoge bereit denkt: daher die Satire Dialog werden kann; was bei der Epistel, mit Ausnahme einzelner emphatischen Stellen im Verlaufe, wo allenfalls der Briefsteller sich den Correspondenten *vermöge einer rhetorischen Figur* einen Einwurf machen liesse, nie aber von vornherein und in einer vollständigen Durchführung, möglich wäre. Denn der epistolarische Correspondent wird ein für allemal als abwesend und nur als *Leser*, nicht als *Hörer* gedacht; wenn schon auch in der Epistel die aufmerksam machende

Imperativpartikel audi, nach der erweiterten Bedeutung dieses Verbums für den Begriff geistiger Aufmerksamkeit überhaupt gewöhnlich ist (I, 2, 5; 14, 31; 17, 16).

Es muss aus diesem Allem schon an sich selbst erhellen, dass Horaz einen formalen Unterschied zwischen seinen Satiren und Episteln nicht bloss im Allgemeinen und allein dem Namen nach statuirt, sondern denselben auch, und bis in's Einzelne konsequent, vestgehalten hat: woraus die Folgerung sich ganz von selbst ergiebt, dass ihm dieser Unterschied zugleich ein materialer gewesen ist. Wir versuchen diesen in Folgendem näher vestzusetzen. Der Correspondent des Dichters in der satirischen Unterhaltung, d. i. in speciell bezeichneter (*Mäcenas*) oder allgemein zu denkender Gestalt immer der *Leser*, steht demselben nicht gegenüber als Individuum, als gesonderter und specieller Charakter, sondern einzig und allein als Personification des Publikums, der Zuhörerschaft, so dass damit alle speciellen und persönlichen Beziehungen der Behandlung des Thema's von selbst wegfallen und letztre rein *objektiv* wird. Die individuelle, und überhaupt die Anrede in der Satire, wenn sich eine solche findet, ist rein zufällig und nebensächlich, ohne allen Einfluss auf diese Behandlung: sie dient höchstens, die Erörterung dem Tone mündlicher Conversation äusserlich näher zu bringen, ihr einen gewissen Anhauch grösserer Wärme zu verleihen [209]). Sonst müssten alle Satiren, so gut wie die Episteln, eine bestimmte Anrede enthalten. Die erhöhte Wärme, die sich dem Dialog nähernde Belebung des satirischen Tones durch die Gegenüberstellung eines bestimmt angeredeten Correspondenten hatte dem Horaz bei den Satiren seines ersten Buchs noch nicht so entschieden und durchweg eingeleuchtet, er war noch zu sehr mit der Beziehung des Thema's auf sich selbst beschäftigt, es war ihm darum zu thun, dem Publikum sich und nicht vielmehr die Objekte in ihrer wahren Natur entgegenzuhalten, als dass er auf diese gefällige Annäherung

209) *Satiren* II, 2, 1 werden unter den boni die Leser in des Horaz Namen, eigentlich aber die Söhne des Ofella *durch diesen*, angeredet.

im Sinne eines Ergusses unter vier Augen hätte verfallen oder sie bei allen seinen früheren Satiren anwenden, und vollends gar zum eigentlichen Dialog durchbilden sollen. Aber auch in der dialogischen, also wesentlich dramatischen Form der Darstellung, zu der seine grössere Reife und Einsicht im zweyten Buche fortschreitet, hört die Behandlung selber nicht auf, ihrem Geiste nach *objektiv* zu erscheinen. Denn die vom Dichter sich gegenübergestellten Zwischenredner vertreten nicht persönliche Beziehungen und subjektive Anliegen ihres Ichs, sondern äussre, objektive Verhältnisse, die Stimme des Publikums, die Lage der Dinge, wie sie ist und sich der persönlichen Empfindung des Dichters im Sinne des Widerspruchs entgegenstellt. So *Trebatius*, der nicht (wie in einer Epistel) als Gemahnter und Belehrter, sondern als Belehrender, als Mentor, dargestellt wird; so *Damasippus*; so der Sklave *Davus*. Und wo vollends ein von der persönlichen Beziehung auf des Dichters Ansichten ganz getrennter Gegenstand zwischen zwey Subjekte des Dialogs so vertheilt ist, dass sie beyde in einmüthigem Streben gedacht das Ganze zusammenbringen, wie Satire 4; 5 und 8, da ist das objektive Verhältniss künstlerisch noch abgeschlossener gegeben und die Subjektivität und Specialität sogar des Autors selbst aufgehoben [210]).

Bei den Episteln dagegen ist das Verhältniss, dass dieselben an Einzelne, und zwar als Abwesende, gerichtet sind, nicht bloss insofern vestzuhalten, dass es bei dieser Form auf eine bestimmte Absicht specieller und persönlicher Erörterung überhaupt angelegt ist, sondern schon die Wahl des Thema's selber, wie die Ausführung im Einzelnen, wird durch

210) Es ist klar, dass in den dialogischen Satiren 1; 3 und 7 noch vorzugsweise eine Polemik der Aussenwelt gegen die subjektiven Ansichten des Dichters verarbeitet wird, daher er für seine Person den einen Zwischenedner selbst macht. In Satire 4 und 8 thut er das zwar auch, aber offenbar in einem subjektiv ganz gleichgültigen Verhältnisse: er ist nur Hörer und Mithelfer am satirischen Stoffe. Das objektivste und zugleich dramatischeste Stück aber ist Satire 5, wo der Autor auch für seine Persönlichkeit ganz und unbedingt zurücktritt.

und durch von der Individualität der Correspondirenden bedingt und bezieht sich auf diese. Mit Einem Worte, die Episteln sind, sowohl der Form als dem Thema nach, völlig *subjektiver* Natur; der Dichter selbst geht rein von seiner speciellen Beziehung zu dem Correspondirenden aus und seine Auseinandersetzung hat auch durchweg die Verhältnisse des letzteren als eines gesonderten und persönlichen Individuums im Auge.

Die epistolarische Poesie, zu der ein allerdings von Haus aus durch die Musen und Grazien eigenthümlich ausgestattetes Subjekt erfordert wird (wie denn auch schon in Prosa die Gabe, gute Briefe zu schreiben, kein Marktgut der geistigen Bildung ist), hat bei den starren und steifen Quiriten späterhin, mit Ausnahme einiger wenig gemüthliches Leben darstellenden Stücke des *Statius* und der späten Schulrhetoren, die, wie der Gallische *Ausonius*, aus dem gespreizten Formwesen sich selten zu einer wahren und naiven Herzensergiessung erwärmen, keinen Anbau gefunden. Desto eifriger haben sie sich auf die, ihrem in sich zurückgezogenen und gravitätisch exclusiven Wesen ganz auf den Leib gemachten Satire verlegt. Sie ist die ganz eigentliche poesis Romana, die censorische Didaxis, die Weltbetrachtung des vom Siegen und Erobern ausruhenden Römergeistes geworden. In ihr trägt er sich das bunte Mahl des Menschenlebens[211]), je nach dem knapperen oder liberaleren Richtscheite seines sittlich nationalen Rigorismus, in einer mit Humor, Witz und Laune, mit geschärfterer oder milderer Ironie, mit Spott und Unmuth, ja mit sarkastischer Entrüstung und offnem Zorne gewürzten, gesalznen, durchbeizten Zubereitung auf, um seinerseits der Kümmerlichkeiten, Verwöhnungen und Gebrechen der Menschennatur und der socialen Verhältnisse so gut als möglich loszuwerden. Der Dichter selbst, je humaner und lässlicher er denkt, findet sich mit diesem Geschäfte auch

211) Wir haben es hier nicht mit der Geschichte der Satire zu thun, und wollen obige Anspielung auf die bekannte lanx satura nicht ernstlicher genommen haben, als es ein flüchtiges Bild verträgt.

desto erspriesslicher selbst ab. Er muss sich freilich, um überhaupt einen Standpunkt der Objektivirung zu gewinnen, ausserhalb, und in sofern *über* seine Mitmenschen stellen: er darf ihnen aber nur (und diess hat gerade Horaz in seiner gründlichen Bonhommie am Reichlichsten gethan) das Recht, über *seine* Schwächen sich ihrerseits lustig zu machen, auch selbst einräumen, um jedem Vorwurfe einseitiges Dünkels und vorlauter Lieblosigkeit, wenigstens auf dem Gebiete des Dichterrechtes, siegreich zu begegnen. Er stellt sich nur (und mit je grösserer Schalkhaftigkeit er diess thut, desto weniger ist ihm vom Standpunkte des Philisters her anzuhaben) für den Augenblick ausserhalb des Gefechtes, um dasselbe desto getreulicher abzuschildern: er misst Verdienst und Schuld nach ihrer thatsächlichen Erscheinung; er hält sie an das im Bewusstseyn und der Anerkennung der durch ihn in jenem Augenblicke repräsentirten Gesammtheit, *wie sie seyn sollte*, bestehende sittliche Ideal; und eben der Abstand dessen, was ist, von dem, was seyn sollte, liefert ihm den satirischen Stoff. In der grösseren oder geringeren Neigung, diesen Abstand mit Wohlwollen, mit Duldsamkeit, mit Berücksichtigung der Bedingungen, unter denen eben das Höchste in jeder Art jedesmal gedeihen kann oder nicht, zu ermessen, ist der Grad der satirischen *Schärfe* gegeben, der sich bei den Römern überhaupt in den drei grossen Repräsentanten der klassischen Ausbildung dieser Dichtgattung (denn selbst noch *Lucilius* wäre, auch wenn wir ihn vollständig besässen, doch nur als ein Vorläufer, als der Bahnbrecher zu betrachten), *Horaz*, *Persius*, *Juvenal*, von der weiten, milden, ächt humanen Betrachtungsweise des ersten, durch die schulmässig strenge und sittlich penible des zweyten, bis zur sarkastisch herben, ja erbitterten des dritten abkantet und steigert. Das Poetische der ganzen Gattung, welches die neueste Schule der philologischen Aesthetik einseitig in Abrede stellt, beruht auf der Gabe des Dichters, das an sich Unbefriedigende, Negative, Verdriessliche und Gehässige des Stoffes durch die Kraft einer in sich selbst ganzen, gerundeten und gemüthvoll ansprechenden Subjektivität in eine solche Abhängigkeit und Bewältigung zu bringen, dass dasselbe lediglich noch als ein

Spiel der gleichsam sich selbst zum Besten habenden Phantasie, als ein Ausbruch pikanter Laune, als ein geistreich gesetzter und mit harcellirender Dialektik durchgeführter Fall erscheint, und die Apprehension, die uns das krasse Bild der Wirklichkeit einzuflössen geeignet ist, durch den erfrischenden Eindruck einer persönlich freien und grossartigen Natur des Dichters aufgelöst und entfernt wird. Denn die Poesie ist Reinigung der Wirklichkeit durch die Idee; und giebt uns der Dichter in der Kraft, der Hoheit, der Lebendigkeit seiner persönlichen Gesinnung einen Halt, dass wenigstens in *seinem* Wesen die Nichtigkeit und das Verwerfliche seiner Zeit überwunden ist, so haben wir eine hinlänglich positive Handhabe, uns über die Trostlosigkeit des Wirklichen zu erheben und an der Idee, dass das Individuum über die Verhältnisse triumphirt, von deren düsteren Impressionen herzustellen. „Eine Zeit,“ rufen wir dem Dichter dann in unserm Innern zu, „wo es Geister, wie dich, gab, die das tiefe Verderben derselben erkannt, durchdrungen und durch ihre Lossagung von demselben für sich vernichtet hatten, war noch nicht alles Höheren baar; war der Idee des Gottähnlichen in der Menschheit noch nicht fremd; hatte noch Empfänglichkeit für das Gute! Denn dass auch andre dachten wie du, dass auch andre sich losgesagt hatten von dem Verderben ihrer Zeit, wie du, wenn sie es schon uns in geistreichen, sittlichgrossen, brennenden Abschilderungen desselben nicht, gleich dir, schriftlich dokumentirten: das ersehen wir ja daraus, dass du an sie, als deine Leser, dich wendest; das konntest du ja nicht thun, ohne eine Gleichheit der Gesinnung, ohne eine Zustimmung ihrerseits vorauszusetzen; wie hättest du denn ein Publikum erwarten oder haben mögen aus Feindseligen, aus Widersachern, aus schlechten, der Rede gar nicht werthen Exemplaren des Lasters? Und wenn es auch wenige waren, die du, vielleicht mit Recht, als vereinzelte Wohldenkende, die dir wenigstens im Stillen beifallen würden, als deine Leser voraussetztest: ihr Wenigen bildetet schon eine grosse moralische Widerstandskraft gegen den übeln Geist der Mehrzahl, und wo nur eine solche überhaupt unleugbar vorhanden ist, da findet sie auch Mittel, sich geltend zu machen; und so ist

selbst in der scheinbar grauenvollsten Zeit für die Sitten nicht Alles verloren.“ Und indem der Dichter so durch die Bürgschaft seiner Individualität uns gegen die sittlichen Apprehensionen seiner Darstellung verwahrt, bedarf es nur noch einer aus der Fülle der durch die Reflexion und Abstraktion von der Wirklichkeit in sich selbst erstarkten subjektiven geistigen Klarheit und Gnüge sich von selbst ergebenden klaren, scharfen, präcisen Auffassungs- und Darstellungskraft, einer die jedesmal durchzuführende Idee gehörig formenden und abrundenden Einheit, einer geistreichen, pikanten, mannichfaltigen, immer aber leichten und wie von selbst kommenden Einkleidung, dass der Dichter auch über das ästhetisch Ungenügende des Objekts uns durch das ästhetische Genügen des Subjekts hinwegtäusche; dass der an sich zerbröckelte, unförmliche, widerstrebende Stoff Halt, Einheit und Reiz gewinne durch die überwältigende Kunst der Verarbeitung; dass wir dem Dichter mit Interesse auf dem Wege, den er gleichsam spatzierengehend uns führt, folgen, weil *er* es ist, der uns führt, so dass wir gleichsam von selbst vergessen, ob er auch ein Ziel vor sich habe und welches dieses Ziel sey. Ist aber dem Dichter diess Alles in einer Weise gelungen, dass wir uns des Wohlgefallens und Gefesseltwerdens an seine Darstellung nicht erwehren können, so ist in jeder Hinsicht jeder menschlichen und eben damit zugleich jeder poetischen Forderung Genüge geschehen und wir werden nach einer Rechenschaft, ob das Genre poetisch sey oder nicht, nicht sonderlich fragen. In aller Kunst ist es eben immer und überall nur der Eindruck, welchen die Behandlung macht, der das ästhetische Gefallen entscheidet. Nur muss eben der Dichter nicht selbst seine Wirkung durch lehrhafte Breite zerstören; es muss ihm um das Effektmachen, um die Gewissheit, ob ihn der Leser auch gehörig verstehe und das Gesagte beherzige, nicht zudringlich zu thun seyn; er muss das Spiel der Muse mehr als holden Zeitvertreib für sich selbst, als zur Besserung und Belehrung seiner Nächsten betreiben. Man kann den Horaz nicht beschuldigen, in diesem Stücke pedantisch verfahren zu seyn; und wenn ihn die ablehnerische Kritik der neusten Schule zu sententiös und didaktisch findet, so überhebt sie

sich etwas zu vornehmthuerisch bequem der Aufmerksamkeit, in welchem Zusammenhange auch dieses gnomische, der antiken Poesie überhaupt eigenthümliche Bestreben gleichwohl poetisch, d. h. aus der Ganzheit und dem Leben einer künstlerisch frei gefassten Idee heraus organisch und, wie ja jene Kritik sich so oft auszudrücken beliebt, naturwüchsig entspringend erscheint. Denn die Alten *lebten* die Poesie; sie dichteten nicht für Papier oder Leser; sie entquoll ihnen als ein unmittelbar ihr Anschauen, ihr Wollen und ihr Wirken Durchdringendes, als die nothwendige That ihres Subjekts, die sich in Leben und Weben der Gesammtheit vermöge einer naiven Sympathie als das Gemeingut der Nation einrankte und so auch das allgemein praktische Gefühl eben so sehr bezielte, als ansprach: das in's Leben eingreifend Nützliche und Fruchtbare war nicht ein Secundäres, Abgeleitetes und erst durch die Abstraktion zu Gewinnendes, sondern es war mit der ursprünglichen Empfindung und ihrem Heraustreten in die formale Erscheinung sogleich gegeben; und so entfaltet sich die sententiöse Kraft der antiken Poesie als ein mit der gesammten Lebensanschauung innigst Verwobenes und sich von selbst Verstehendes, es ist die markige, labende, saftvolle Frucht einer aus reicher, buntfarbiger Blüthenfülle der Phantasie genialisch graziös aufspriessenden Weisheit, ein Resultat unmittelbarer Erfahrung, eine Appellation an das, was und wie Allen gleichmässig und gemeinsam zu Muthe ist, bei der nicht der Dichter sich vorschnell und selbstgefällig zum Lehrer der Uebrigen aufwirft, sondern nur das ausspricht, was eben Allen zu gleicher Zeit an derselben Stelle in die Seele kommen muss [212].

212) Dem Juvenal besonders hat *Ruge* in den deutschen Jahrbüchern vorgeworfen, wer so sittlich schlechte und gräuliche Zeiten vor sich habe, dass er gegen dieselben donnern und wettern müsse, wie er, der habe empfinden sollen, dass da kein Platz für eine Entrüstung in Versen mehr seyn könne, sondern dass man da dreinschlagen müsse. Denn des vollendet Schlechten entledige man sich nicht durch Worte, sondern durch die That. Allein wo und bei wem hätte denn gegen ein ganzes Zeitalter das Dreinschlagen anfangen sollen? Mit dem Dreinschlagen ist es überhaupt so eine Sache; das thun auch heutige

In der epistolarischen Dichtung zieht sich der Autor aus dem bunten und lärmenden Gewühle des öffentlichen Tages an den Busen eines vertrauten Freundes zurück, und ergiesst in denselben, was ihn aus den allgemeinen Anliegen und Bestrebungen persönlich in der Art berührt, dass er sich entweder theilnehmend oder ablehnend dagegen verhält. Er will nicht der Welt ihr selbst im Spiegel wieder zeigen, er will für sein Individuum mit andern Individuen und in den freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen über sie (die Welt) klar werden, damit beyde Theile genau erfahren, was eins von dem andern im Conflikte mit derselben zu erwarten hat oder nicht. Der leidenschaftliche Hang, in das Ganze einzugreifen und dem Strome durch Zustimmung oder Entgegenstreben seine Richtung geben zu helfen, ist der stilleren Beharrlichkeit, nicht von ihm fortgerissen und durch seine Wogen überfluthet zu werden, gewichen: ihm lässt der Dichter seinen Lauf, er sucht nur die sichre Uferstelle zu gewinnen, wo er den brausenden an sich vorübergleiten lasse. Findet er die Freunde gleiches Sinnes, so bietet er gern die Hand, auch sie an das ruhige Ufer zu ziehen; sind sie geneigter, dem Strome auch ferner zu folgen, so erklärt er ihnen seine Gründe, warum er sich dagegen ablehnend verhalten muss und behauptet seine Selbstständigkeit selbst gegen die, mit welchen er im Uebrigen, seiner friedfertigen und geselligen Gemüthsart nach, im möglichsten Einvernehmen leben mögte. Als ein Betrachtender, als ein Zuschauer, freut er sich gegen Gleichaltrige des gewonnenen sichern Standpunktes, ehrt die in ihrer Individualität hervortretenden Abweichungen von der seinen; den Jüngeren oder Untergeordneten giebt er Rath, hilft ihnen und zeigt ihnen die Wege zur Klarheit über sich selbst, legt ihnen den Werth eines Charakters, vester Grundsätze, bescheidener, aber desshalb nicht feiger noch charakterloser Fügsamkeit in die Welt nahe. Wie es ihm jetzt um die charakteristische Ausprägung des Ichs zu thun ist; darum, dass er „die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterordne;“ tritt auch die darstellerische

Helden schneller mit dem Kiele, als mit der Keule, und ist unsres Erachtens auch recht gut, dass es so und nicht anders ist.

Form in einem viel schärferen, vesteren und gerundeteren Wesen hervor, Gedankengang, Einkleidung, Rhythmus und Versbau haben durchaus eine überwiegende Reife, Vollendung, Sorgfalt, Anmuth und Klarheit, es ist dem Dichter darum zu thun, sein Inneres in der gefeiltesten und fertigsten Gestalt widerleuchten zu lassen, es herrscht eine seelenvolle, gelassene Ruhe und Milde der Mittheilung, bei aller Entschiedenheit und scharfem Umrisse der Sinnes- und Denkart, und die correspondirenden Freunde sollen nicht sowohl ihr Individuum hergeben, dass der Dichter auf dasselbe wirke und es seinen Ansichten und Absichten assimilire, als zu dem Zugeständnisse und der Duldung geführt werden, *sein* Individuum, wie es ist, gelten zu lassen und dagegen gleicher Liberalität von seiner Seite versichert zu bleiben. Es tritt durchaus die Grundansicht hervor, dass kein Freund dem andern die Erfahrungen des praktischen Lebens durch Lehre und Zurechtweisung sparen kann, und sie, wenn sie es darauf anlegen, einander zu meistern und zurechtschulen zu wollen, sich wechselseitig nur irre machen; dagegen in milder Verträglichkeit mitzutheilen, auf welchem Wege und durch welche Erfahrungen man für die eigne Person zu dieser oder jener Art, die Dinge zu fassen und zu behandeln, gelangt sey, gar wohl einem Freunde, besonders jüngeres Alters, anregend und fruchtbringend erscheinen kann. Dagegen muthet der Verfasser den älteren selbst geradezu an, ihn, wo sie ihn auf falscher Fährte finden, zurechtzuweisen (I, 10, 45 fgg.). Nicht das Letzte an den in den Episteln behandelten Aufgaben ist die ästhetische Richtung des römischen Volks. Der Dichter, zu dem Berufe, Italiens Alcäus zu werden, durch mächtige Aufforderungen von innen und von aussen dahingedrängt und jetzt, nachdem er kühnes Laufs diese über steile Höhen dahinführende Bahn durchmessen hat (denn er hatte nach den drei ersten Büchern der Oden, wie *Episteln* I, 1 beweist, nicht den Vorsatz, sich auf derselben noch ferner zu bewegen), eines dauernden Namens für diese Bestrebungen sich mindestens von Seiten der Nachwelt versichert haltend (wie denn kein wahrer Genius dieser Zuversicht entbehren kann, und sich selbst verachten müsste, wenn er gegen die Gleichgültigkeit der Zeitge-

nossen nicht durch eine innere Stimme: dass das, was ihm die Muse eingiebt, keineswegs leeres Geklingel und müssiger Wortschwall sey, gewappnet würde), sieht sich vor der Impassibilität der grösseren Massen, ihrem Streben nach sinnlicher Habe und Genuss, vor dem keine Bildung in Anschlag kommt (*Episteln* I, 1, 53 fgg.), ihrem ungleichen, rohen, nur das Derbe und Plumpe fassenden Geschmack (II, 1, 182 fgg.), in seinen Bestrebungen fortwährend misskannt und muss über die Versagung einer allgemeineren Anerkennung klagen (I, 19, 35 fgg.). Es ist, ausser dem Mäcenatischen Kreise und dem Augustus, lediglich eine Auswahl der feineren Leute, die equites Romani, auf deren Urtheil auch andre Kunstleistungen kompromittiren (*Satiren* I, 10, 76), welche seinen Bemühungen Beifall schenken, und die er darum als die wahren Geschmacksrichter anerkennt (A. P. 113 und 248), wenn schon er auch von ihnen inne werden muss, dass sie sich zuweilen von der Ueberzahl hinreissen lassen (*Episteln* II, 1, 187 fg.). So sehr nun die Sentenz unseres grossen Landsmannes:

„Denn wer den Besten *seiner* Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für *alle* Zeiten!"

auf antike wie auf moderne Celebritäten ihre Anwendung findet, so muss man doch trotz ihrer dem augenblicklichen Gefühle, welches eine vorenthaltene oder benörgelte Anerkennung der Zeitgenossen in demjenigen erregen muss, der sich auf die Bildung derselben zu einer höheren und reineren Anschauung des Schönen hinzuwirken ausdrücklich angelegen seyn lässt, Gerechtigkeit erzeigen, und darf die Entschiedenheit, mit welcher Horaz die Anmuthungen, immer von Neuem sich in den Ringplatz um dichterische Lorbeeren zu begeben, von sich lehnt (I, 1 und II, 1 und 2), nicht in ein falches Licht stellen wollen, als habe er überhaupt nur auf den Effekt gedichtet, und sey, da ihm dieser nicht vollständig gelungen, eigensinnig und verdriesslich geworden; oder als habe er geradezu seine dichterische Ader erschöpft gefühlt. Wir denken uns vielmehr das Verhältniss so. Der Sturm der Empfindungen, welcher den Menschen treibt, in seiner äusserlichen That, in der Gestaltung des Grossen, Gu-

ten und Schönen, durch die Kraft seines Armes, das Feuer seiner Schöpfungslust und die Süssigkeit seiner Rede, einen Ableiter zu suchen, *der* Sturm, der zugleich jede selbstsüchtige Regung und Frage: „Was kommt dabei heraus und was hast du davon oder dafür?“ übertäubt, war nach allen Seiten hin zur Ruhe gekommen. Die Liebe, der Staat, der Ruhm, interessirten den Dichter zwar fortwährend, als einen Mann, dem nihil humani alienum war; aber sie erfüllten, sie begeisterten, sie animirten ihn nicht mehr in dem Sinne, wo die Lieder aus der Menschenbrust wie Blumen auf der Wiese wachsen. Die Resignation, die ihm das Schicksal mit der Scheiterung seiner ersten Thatäusserung als patriotischem Freiheitskämpfer, als für das Vaterland glühendem Jüngling, auferlegt hatte, griff verhängnissvoll auf alle seine Beziehungen zum Leben um sich, er verlor die Geliebte, er sah sich im Daseyn, soweit es auf den zarteren Gefühlen der Familienbande ruht, entwurzelt, er musste selbst inne werden, dass die Freundschaft, das letzte und einzig gerettete seiner Güter, Kämpfe und Vertheidigung aufnöthigt (*Epistel* I, 7): jetzt zeigte sich auch, dass sogar das Wohlfeilste, was uns die Welt gönnen könnte, eine reine Zustimmung zu dem Edelsten, was es doch geben kann, sie durch die Gewalt ihrer eignen Sympathieen, ihres eignen tiefsten Sehnens und Fühlens, mit Einem Worte, durch die Poesie zu rühren, ihm nach wie vor beknappt, gemisgönnt und verkümmert wurde. Er hatte kühne Iamben gegen Nichtswürdige und Elende geschleudert, und sinnreiche, witzige, elegante Satiren gedichtet: es war nicht zu verwundern gewesen, und konnte nur das lebhafte Selbstgefühl eines jugendlichen Feuerkopfs befremden, wenn sich dagegen die pikirte Welt, so gut sie konnte, zu wehren suchte und dunkle Tröpfe, neidische Schöngeister, eitle Thoren, ihr Gift gegen ihn ergossen. Allein nun hatte er mit einem, dem römischen Namen zum Stolz und zum Glanze gereichenden Muthe sich den grossen Meistern der griechischen Lyra an die Seite gestellt, die Würde der alten Götter, den Preis der Vorfahren, den von Italien schon 718 als einen Schutzgott des Landes angebeteten Stifter des Friedens und des Segens besungen; man fühlte und erkannte den

Werth dieser Bereicherungen des nationalen Ruhms, man las jede neue Aeusserung dieser ernsten, erhabenen, versöhnenden und freundlich ansprechenden Muse mit Begier; und dennoch dauerte der Widerspruch fort, das Lob der Theilnehmenden war kühl und bedingt, der Dichter sah sich weit entfernt, von dieser Seite endlich eines vesten Bodens, einer daurenden Vermittelung, eines ruhigen Einvernehmens mit der Aussenwelt sich getrösten zu dürfen. Er resignirte demnach auch auf die Poesie: er hatte für sein inneres Bedürfniss zu ihr und für seinen Ruhm in derselben (vgl. *Oden* III, 30) genug gethan, und entschied sich, ohne alle und jede Zwecke nach aussen sich selbst zu leben. Hatte er früher und in seinen Jünglingsjahren die Philosophie des Herkommens wegen und als Ausbildungsmittel für praktische Zwecke, wie andere junge Römer, angefasst; hatte sie ihm, bei seinem angebornen Hange zur Beschaulichkeit, auch sonst die einsamen Stunden des Landlebens traulich zu würzen gedient (*Satiren* II, 3, 11); so wurde sie nun ganz eigentlich das Vehikel seines geistigen Daseyns und die Freundin, die ihm statt aller Liebe, Verherrlichung, Freundeszärtlichkeit und Umgangszerstreuung, bis an's Ende seiner Tage zur Seite stand. Er bedurfte der Ruhe, suchte sie, und bestärkte sich in ihr durch diese Freundin: sie war ihm, was unser'm *Goethe* die Naturwissenschaften wurden; beyden waren diese Hausfreundinnen nicht ein Lebensberuf, auf den sie, wenn man von der Anwendung ihrer Zeit Rechenschaft forderte, hinweisen wollten und konnten, damit niemand glauben sollte, sie verträumten ihre guten Stunden und lebten umsonst (dergleichen Philistereien lassen sich solche ganze Leute, wo man die Gränze zwischen dem Menschen und dem Dichter gar nicht abstecken kann, mit vollstem Rechte nicht auf den Leib kommen); sondern vielmehr eine edle Flamme, eine Leuchte, an der sich ihr reinstes und tiefstes Wesen, um sich in seiner stillen, von keiner Aeusserlichkeit abhängigen Gediegenheit und Dauerhaftigkeit zu nähren und immer klarer, immer geruhiger, immer vollständiger auszubilden und zu vollenden, erquickte und unterhielt.

Die drei Episteln I, 1; II, 1 und 2, sammt der Ars

poetica, sind Rechenschafts- und Verwahrungsurkunden, welche der Dichter den Anmuthungen, sich selbst, sein bestes Theil, sein wahrhaftes und unverwelkliches Wesen, einer Welt zu Liebe, die für eine aus einem genialischen Impulse herauskommende dichterische Anregung kein Gehör mehr und die Energie nicht hatte, des Dichters Begeisterung auf einem elastischen Aether entsprechender Sympathie zu tragen, in die gemeine Münze gesellschaftlicher Ergötzlichkeit, oberflächliches Zeitvertreibes und eitler Behöfelung auszuprägen, entgegenstellt; sie erörtern das Wesen der Poesie nach ihrem Gehalt und ihren Formen; sie sind der Schwanengesang der Horazischen Muse und die eigentlichen Dokumente deren litterarischer Stellung; so wie das zwischen sie fallende Carmen saeculare der Maassstab dessen ist, was Horaz nach objektiver Schätzung dichterisch zu leisten vermogte.

Sämmtliche Briefe des *ersten* Buchs sind vor Oktober oder November des Jahrs 734 geschrieben, wie oben, am Eingange unserer Erörterung über die Chronologie der Oden (bei Anmerkung 174 fgg.), nach *Lachmann's* Angabe evident gemacht ist: woraus man sofort ersehen kann, dass *Weichert*, der die *erste* Epistel dieses Buchs nicht vor 737, und *Kirchner*, der dieselbe 739 oder 740 entstehen lässt, sich verrechnet haben. Da sie bereits von *Franke* S. 198 fg. widerlegt sind, so kommen wir hier auf ihre Ansichten nicht zurück. *Franke* hat die ganz consequente Folgerung gemacht, dass diese erste Epistel, als des ganzen Buches Prolog, um die Zeit der Herausgabe selber, also 734, gedichtet sey; wobei man sich beruhigen kann. Mit dem antiquus ludus, *Vers* 3, in welchen Mäcenas seinen Freund neuerdings einsperren will, versteht natürlich dieser die Beschäftigung mit Poesie (versus et cetera ludicra [213]) *Vers* 10), insofern er in drei Gattungen derselben, der Odenlyrik, der Satire und der Epode, bis dahin sich hervorgethan hat. Hiebei nun speciell die Oden (carmina) mit dem *Scholiasten des Cruquius* zu verstehen, ist um so unpassender, da die drei ersten Bücher dieses Genre's

213) Diese cetera ludicra sind natürlich die Liebeshändel, welche im Guten (*Oden*) wie im Schlimmen (*Epoden*) seine Muse anregten.

doch nicht so gar lange vorher an's Licht gelangt waren, und Mäcenas in der That etwas allzu begehrlich mögte erschienen seyn, wenn er nicht an dieser stattlichen Sammlung für eine Weile hätte genug haben wollen. Denn dieser, wenn auch nicht glückliche Praktiker, doch keineswegs geschmacklose und unscharfsinnige Kenner poetischer Produktion wusste recht gut, dass man lyrische Ergüsse bei dem Dichter nicht so bestellen kann, wie ein Paar Schuhe bei dem Schuhmacher. Dieser ludus der Odenpoesie wäre auch in solcher Zeitnähe (innerhalb 732 und 734) kein antiquus zu nennen gewesen. Es bleiben daher nur Satiren oder Epoden zu denken. Da sich aber zeigt, dass Mäcenas an der Epodenlyrik schon früher ein besonderes Gefallen empfunden (*Epode* XIV, 7 fgg.), und überdiess die Epodendichtung wirklich allem Anscheine nach das älteste Genre Horazens ist, so glaube ich, dass *Lachmann* auch diessmal wieder das Wahre getroffen hat, indem er voraussetzt, Mäcenas habe von dem Dichter ein *zweytes Iambenbuch* gewünscht. Diess war auch das Leichteste, was sich dem an seiner Musse anscheinend ein überbequemes Behagen findenden Poeten zumuthen liess. Denn offenbar wähnte Mäcenas, wie das uns allen mit geistreichen Freunden zu Zeiten geht, der Dichter *thue nichts*, weil er nicht das that, wovon er, Mäcenas, meinte, dass er es vorzugsweise und als eigentlichen Beruf thun sollte. Horaz antwortete nun auf die unablässigen Mahnungen und auf die von Zeit zu Zeit auftauchende Insinuation: „Du könntest uns ja doch wenigstens mit einem neuen Iambenbüchlein beschenken!" durch Zusammenstellung und Uebersendung seiner bis dahin poetisch erlassenen Briefe, und manifestirte damit, gerade mittelst dieser Form der Darstellung, dass er der Beziehungen zum grösseren Publicum (dem populus I, 1, 70 fgg.) genug habe und sich nach fernerer Unterhaltung derselben (II, 2, 103 fgg.) nicht sehne. Sein Exegi monumentum *Oden* III, 30 sollte der Schlussstein seiner Bemühungen, ein vates und fidicen der römischen Lyra zu seyn, seyn und bleiben, und er wollte von nun an, getrennt von dem Marktgeräusche des dichterischen Wetteifers, in einem philosophischen dolce far niente sich selbst leben.

An den *Lollius*, ältesten Sohn, wenigstens allem Vermuthen nach, des *Marcus Lollius*, gewöhnlich zugenannt *Palicanus*, nach neueren Ansichten *Paulinus* (s. zu I, 2 die Einleitung), welcher im Jahre 738 die schwere Niederlage am Rhein durch die Deutschen erlitt, und an welchen *Oden* IV, 9 überschrieben ist, sind Brief 2 und 18 dieses Buch gerichtet. Letzterer ist, wie *Vers* 56 fgg. deutlich aussagt, genau in der Zeit gedichtet, da die von den Parthern zurückgewonnenen römischen Feldzeichen in den Tempeln der Hauptstadt verwahrt wurden, also im Spätsommer 734. Einen *Vers* früher (55) wird ebendaselbst gesagt, Lollius habe den Cantabrischen Krieg (729) als junger Mensch (puer) mitgemacht: da nimmt nun *Obbarius* in der neusten Ausgabe der Episteln, die er mit *Theodor Schmid* heftweise besorgt, Fascikel II, S. 135 (Leipzig 1838), *Kirchnern* (S. 33 fgg.) folgend, an, Epistel 2, die dieses Umstandes keine Erwähnung thut, sey vor dessen Eintreten, und zwar 727, gedichtet. Ich glaube diess aber so wenig, wie *Franke*, der S. 199 fgg. mit Recht darauf aufmerksam macht, dass diese Epistel kein Werk an einen puer sey, wie der seyn musste, der noch nicht einmal das Kriegsalter (17 Jahre) gehabt hätte; wenn schon Lollius *Vers* 68 nach römischem Sprachgebrauche ausdrücklich als jener bezeichnet wird. Besonders hätte *Franke* auf die, einem eigentlichen Knaben gegenüber für den gereiften Mann Horatius ganz unschickliche Schlussstelle *Vers* 70 fgg. aufmerksam machen dürfen. Der Beweis von der Nichterwähnung des Cantabrischen Feldzugs ist rein negativ: es war in diesem, grösstentheils allgemeine Sentenzen und Klugheitslehren enthaltenden Briefe keine Veranlassung, gerade *darauf* zu kommen. Wenn es nun mit der scharfsinnigen Bemerkung des gedachten Gelehrten seine Richtigkeit haben sollte, dass *Vers* 52, die Andeutung der Nutzlosigkeit warmer Umschläge (fomenta) bei'm Podagra, eine Anspielung oder vielmehr Empfehlung der neuen Theorie des *Antonius Musa* (zu I, 15, 3), welcher dieses Uebel mit kalten Wasseraufgüssen heilte, enthalte, so hätten wir auch einen chronologischen Anhaltepunkt für unsre zweyte Epistel gewonnen. Denn die erste Kur mit seiner neuen Methode der *Kaltwas-*

serheilkunde, die Antonius Musa, ein antiker, aber freilich graduirter Vinzenz Priesnitz, an Augustus selber verrichtete, fällt, wie *Franke* des Weiteren nachgewiesen hat, in's Jahr 731 [214]. In oder nach diesem Jahre also jedesfalls wäre unsre Epistel entstanden. Horaz hielt sich damals zu *Präneste* (Palestrina) auf, der nächsten Station von Gabii, einem von eben diesem Antonius Musa emporgebrachten Badeorte zu kalten Wasserkuren (15, 9): vielleicht, dass gerade eben damals der Dichter selbst in diesen Gegenden die Kur gebrauchte. Gabii war ein verödeter Platz, der dem Dichter wenig gefiel (*Epistel* 11, 7 fgg.): er konnte daher leicht seinen Aufenthalt in dem freundlichen und vielbesuchten Präneste genommen haben. Die Beziehungen der *Epistel* 15 würden einer solchen Unterstellung nicht widersprechen. Nehmen wir an, Horaz hätte die Kaltwasserkur, die er dort feiert, während des Sommers 731 zu Gabii begonnen, und weil es ihm an diesem Orte nicht gemüthlich war, zu Präneste fortgesetzt (und eine Andeutung, dass er zu den stehenden Badegästen dieser Gegenden gehörte, liegt entschieden in 15, 7 fgg.): so konnte er sich auf den Winter nach Bajä begeben haben, um sich für die bisherigen Kasteiungen zu entschädigen; wurde aber auch von da durch den strengen Arzt wieder fort- und in eine andre, minder verführerische und wollüstige Stadt der Seeküste gewiesen. Auch ich bringe nun mit dieser Winterpartie in Bajä und Velia *Epistel* 7 zusammen, so dass Horaz meintwegen im Frühjahr und im Anfang des Sommers 731 zu Gabii und Präneste zubrachte, dann einen kurzen Aufenthalt in Rom machte, um für den Herbst (August und September) sein Sabinum aufzusuchen, und dann eben für den ganzen Winter nach dem südlichen Italien ging; welche anhaltende Entfernung von der Hauptstadt und dem Freunde letztern eben ein wenig ungeduldig, vielleicht empfindlich machte, und auf dessen briefliche Klagen und Mahnungen genannten etwas spitz abgefassten Brief hervorrief.

Epistel 3 ist im Sommer des Jahrs 734 geschrieben, da Augustus den Tiberius in den Orient sich hatte nachkom-

214) Vgl. auch *Drumann* IV, S. 287.

men lassen, um die Angelegenheiten Armeniens zu ordnen. *Epistel* 4 kann unmöglich lange nach Herausgabe des *zweyten* Buchs der Satiren gedichtet seyn; wir haben also dieselbe 727 zu setzen. *Tibullus* war, nach unverfänglicher Annahme, im Jahre 722 aus dem eigentlichen pflichtmässigen Kriegsdienste zurückgekehrt; er begleitete im September 723 den Messala zum Aquitanischen Kriege nach Gallien, und das Jahr drauf, gegen den Herbst 724, auf den Zug nach Asien, wo er aber krank in Corcyra zurückblieb. Seit 722 konnte demnach die Freundschaft beyder Dichter geknüpft seyn; eine genaue Zeitfrist aber für deren Stiftung ansetzen zu wollen, bleibt chimärisch. Horaz hatte nun ohne Zweifel 727 gleich nach der Herausgabe seines zweyten Buchs dieses mit einem Exemplare des 720 erschienenen ersten dem Tibullus persönlich oder brieflich übergeben und darüber von dem Freunde ein motivirtes, beifällige Anerkennung, aber auch freimüthigen Tadel enthaltendes Urtheil vernommen, welches ihm in der bestimmten und Alles sagenden Bezeichnung sermonum candide judex andern miswilligen oder hämischen Kritiken gegenüberstellen zu können erwünscht war. Tibullus, dessen discidium von der Delia (*Elegieen* I, 5, 1) in die Zeit von 726 auf 727 fällt, hatte sich schon damals oder wenigstens seitdem auf sein Landgut bei Pedum zurückgezogen und eine Zeitlang nichts von sich hören lassen. Horaz suchte ihn nun, offenbar vom Sabinum aus (*Vers* 15 fg. ist eine Einladung dahin), in seiner Einsamkeit aufzuheitern und ihn zu einer seinen Talenten angemessenen Thätigkeit anzuspornen. Denn wenn wir auch nicht mit einigen kranken Häuptern, die auf das Geschwätz eines antiken Glossators annehmen, Tibull sey arm und verschuldet gewesen, diese Epistel als einen Trostbrief gegen Nahrungssorgen, oder absolut kannibalisch, wie jener alte Glossator selbst (dessen Geist sich leider selbst auf die moderne Auslegung der Horazischen Motive und auf eine so prächtige Seele, wie der alte *Wieland* war, wenn man ihn sprach und hörte, fortgepflanzt hat), als eine absichtliche Verhöhnung des Unglücklichen ansehn, so ist doch unverkennbar, dass Horaz bei seinem Freunde eine niedergeschlagene, unmuthige, an sich selbst verzagende Stimmung voraussetzte,

die, sie mag aus verfehlten Liebesplänen oder aus sonstigen Ursachen entstanden seyn, wir wohl als eine Hypochondrie bezeichnen können, aus der man sich allerdings nur durch Thätigkeit und Geselligkeit reisst. Horaz, ähnlichen Zuständen zu Zeiten verfallen (s. oben *Anmerkung* 150), konnte sich am Besten in seines Freundes Lage versetzen.

Episteln 5 ist eine Einladung zur coena an den *Torquatus*, einen Freund, mit welchem offenbar der Dichter auf einem Fusse der Familiarität stand. Die Einladung ist nach römischer Sitte an demselben Tage, wo die coena begonnen werden soll, erlassen und letztre findet in Rom selber statt. Es ist der Tag vor des Augustus Geburtstage, also ein zweyundzwanzigster September; denn der Dichter insinuirt dem Freunde, dass er sich die Geschäfte des Forums aus dem Sinne schlage: „Du kannst morgen ausschlafen, da der Geburtstag des Herrschers dir einen Ruhetag bringt, und du also die schöne Sommernacht mit mir so lange plaudern kannst als du willst.“ Ueber die Person dieses Torquatus hat eine jedesfalls sinnreiche Hypothese beigebracht *Weichert* im ersten Excurs zu seinem Cassius Parmensis (de L. Vario u. s. w. S. 301 fgg.), dass nämlich unter diesem Namen kein *Manlius Torquatus*, als welche Familie, Pompejanischer Parthei, wahrscheinlich zu den in den Bürgerkriegen ganz daraufgegangenen gehörte [215]), sondern jener *Cajus Nonius Asprenas* zu verstehen sey, welcher bei einer der vielen durch Cäsar Augustus veranstalteten Aufführungen des sogenannten ludus Trojae (einer Art Carroussel?) einen unglücklichen Sturz that und zur Consolation dafür mit einer goldenen Kette dekorirt wurde sammt der Berechtigung, mit seinen Nachkommen den Beinamen *Torquatus* zu führen (*Suetons* Vita Augusti 43). Es ist auch eine glänzende Folgerung zu nennen, dass

215) Nämlich die Manlius *Torquatus*, nicht die *Manlier* überhaupt. Von letzteren kommt vor der consul suffectus des Jahrs 748 in der von *Weichert* S. 303 angeführten Inschrift bei Gruter, wo schon die Zusammenstellung L. Manlio. Q. Torquato *Weichert's* Vermuthung vom Aussterben der Manlius Torquatus begünstigt; ein *Manlius* als Verführer der Appuleja Varilia bei Tacitus *Annalen* II, 50; *Manlius Valens*, Consul des Jahrs 849 bei *Dio* LXVII, 14 u. s. w.

diess geschehn sey, um diesen berühmten Namen einer ausgestorbenen Familie den römischen Annalen zu erhalten. Nur will mir nicht einleuchten, was derselbe Gelehrte freilich an sich selbst abermals sehr sinnreich aufstellt, von den (aus *Dio Cassius* beizubringenden) Jahren jener Aufführungen des Trojaspiels, nämlich 714, 721, 725, 726 und 741 sey es gerade das vorletzte, 726, gewesen, wo Asprenas jenen schlimmen Fall gethan. Denn alsdann wäre er damals allenfalls ein junger Mensch von achtzehn Jahren gewesen; statuiren wir nun das Jahr 734 wirklich für unsern *fünften* Brief, so kämen sechsundzwanzig für sein damaliges Alter heraus, was mir zu dem kameradschaftlichen Tone, dessen sich der damals vierundvierzigjährige Horaz gegen ihn bedient, in keinem rechten Verhältnisse erscheint. Es dürfte also ein früheres jener Jahre, vielleicht eben das erste, 714, vorzuziehen seyn. Doch will ich diess nicht urgiren. Dass übrigens unter dem im Briefe gedachten Geburtstage des Cäsar (Augustus) nicht nothwendig der des Jahres 734 vorauszusetzen sey, wie es *Lachmann* in seiner bekannten Ausführung in der Hallischen Litteraturzeitung von 1836 annimmt, habe ich oben (zwischen *Anmerkung* 172 und 173) nachgewiesen. Es ist indess nicht geradehin unwahrscheinlich. Horaz will dem Torquatus einen Wein vorsetzen, der zwischen Minturnä und dem Sinuessanischen Berge Petrinus gewachsen und unter dem Consulate des Statilius Taurus iterum, d. i. im Jahre 728, abgefüllt ist. Das ist kein schlechtes Gewächs, wie Einige vermeinen, sondern es stand dem Falerner nahe. Horaz war ja kein Schlucker oder Hungerleider! Da aber der Freund allem Anscheine nach ein Feinschmecker ist, so neckt er ihn, wie anderswo den Mäcenas, er soll, wenn ihm dieser Wein nicht gut genug ist, bessern selbst herbeischaffen. Man trank nun die Italienischen Weine überhaupt nicht in ihren ersten Jahren; und sagt einer: „dieser Wein wuchs, als Taurus Consul war," so drückt er sich so nicht aus, wenn diess Consuljahr das nächst- oder überhaupt ein kurz vorangegangenes ist, wie auch wir im Jahre 1843 von einer Sache aus 1842 oder 1841 nicht sagen: „diess fiel 1842 oder 41," sondern „diess fiel vor einem, vor zwey Jahren vor." Wir

dürfen also immerhin einen sechsjährigen Wein annehmen, und dann bekommen wir auf's Haar 734. *Kirchner* stellt auf 733: wer will da rechten? Aber weiter zurück, als 733, dürfte man ganz gewiss nicht gehen. *Epistel* 6 gehört nach 729, in welchem Agrippa nach *Dio* LIII, 27 sowohl die porticus Neptuni mit den Malereien der Argonautenfahrt, als das Pantheon (welches ein Säulenprotal, aber keine eigentliche porticus hatte), vollendete. Jene Neptunische Halle aber ist es, welcher Horaz *Vers* 26 besagter Epistel Erwähnung thut. Und die Art dieser Erwähnung setzt doch schon eine Gewöhnung des Publikums, seine Spatziergänge dorthin zu richten, voraus, welche sich doch wohl schwerlich gleich im ersten Jahre so gestaltete, dass man eine solche Anspielung als dem Jahre 729 nahezurücken betrachten darf. Ja, selbst wenn der Zulauf von Spatziergängern nach jener porticus gleich Anfangs noch so gross war, so ist es nicht ex usu poetarum, etwas Neuentstehendes als etwas Herkömmliches und Gewohnheitsmässiges zu behandeln. Immerhin werden wir in die Jahre 731 oder 732 vorgehen können. Ueber *Epistel* 7 ist bereits gesprochen. *Epistel* 8 gehört in den Armenischen Feldzug des Tiberius, Sommer 734. Es ist auffallend, dass in dieser Epistel keine Erwähnung des *Septimius* geschicht, welcher in der folgenden demselben Tiberius empfohlen wird. Es ist daher nicht wahrscheinlich, dass letzterer in der Absicht geschrieben sey, dass Septimius in die Cohorte des nach Asien abgehenden Prinzen aufgenommen werden sollte, und dass überhaupt dieser Brief sich ebenfalls auf die Zeit des Armenischen Feldzugs beziehe; was *Franke* annimmt. *Kirchner* in seiner Tabelle setzt als Abfassungszeit 732, wo, da Marcellus 731 gestorben war, Tiberius zuerst einigermassen hervortauchte (Tacitus *Annalen* I, 3). Ich glaube, dass man jedesfalls mit grösserer Sicherheit sich für diese frühere Periode erklärt, den Brief aber, als vom Sabinum aus datirt, als Anbahnung einer Audienz für den Septimius in Rom selber betrachtet. Der Brief an *Aristius Fuskus* ist das *vierte* Dokument, wo dieses Freundes gedacht wird. Die erste Erwähnung desselben ist *Satiren* I, 10, 83, wenn unsre Voraussetzung richtig ist, dass diese Satire 718

verfasst ist und dem zweyten dieser Dokumente, I, 9, 61 fgg. (718 auf 719), vorangeht. Die dritte Urkunde dieser Art ist die demselben gewidmete *Ode* I, 22, welche um 722 oder 723 abgefasst seyn mag (vgl. oben bei *Anmerkung* 73). *Epistel* 10 nun, unstreitig das späteste dieser Stücke, ist seiner Chronologie nach allerdings an keinem äusseren Zeichen erkennbar. Indess kann Niemandem die grosse Aehnlichkeit dieses Briefs in Hinsicht der Ansichten und Gesinnungen, die mit einem gewissen Unabhängigkeitstrotze hervortreten, mit Epistel 7 entgehen, und ich bin geneigt, sie für ein Gegenstück zu dieser zu halten, das der Dichter unmittelbar, nachdem er jenes Müthchen an dem zudringlichen Ungestüm des Mäcenas gekühlt hatte, sich gleichsam in seinen Vorsätzen nochmals bekräftigend und sich ihrer getröstend, mit erleichtertem Herzen, da es einem minder hartnäckigen Freunde, und dennoch einem ebenfalls alten und zärtlich geliebten galt, abfasste. Demnach würde diess Gedicht in den Sommer 731 zu setzen seyn.

Epistel 11 ist eine der wenigen des ersten Buchs, von denen man mit Grunde sagen kann, dass sie schlechterdings durch nichts ihre Abfassungsepoche verrathen: denn dass *Bullatius* in der Unruhe des Bürgerkriegs von 723 nach Asien ausgewandert wäre, und jetzt, im Jahre 725, vom Dichter zur Rückkehr aufgemahnt werde, ist eine durchaus aus der Luft gegriffne Vermuthung (*Sanadons*). Eben so wenig aber kann man die Epistel 733 aus einem andern Grunde setzen, als allenfalls, weil diess Jahr sonst mit Briefen ziemlich leer ausgehen würde. Aber so ergeht es mit 728, mit 729, mit 730 ebenfalls: warum könnte man da nicht eben so gut eins dieser Jahre wählen? Die einzigen Anknüpfungspunkte im Stücke selbst wären *Vers* 6 die Hindeutung auf Seereisen und Kriegsdienste (viae), und die auf Gabii *Vers* 7, in möglichem Bezug auf dort (von Seiten des Dichters gemachte) Badekuren. Aber daran lässt sich doch nichts Chronologisches ketten. *Epistel* 12 ist, wie bereits angemerkt worden und *Vers* 26 fgg. deutlich lehren, im Spätsommer 734 geschrieben. *Epistel* 13 gehört, nach dem, was wir oben zur Chronologie der Oden ausgeführt haben, vor den Winter 732.

Epistel 14 ist insofern chronologisch unbestimmbar, als wir höchstens das ersehen, dass der Brief nach dem Tode der *Cynara* geschrieben ist (*Vers* 33), also nicht etwa noch in die Jahre 723 oder 724 hinanreicht, gegen die wir diesen wiederholt beklagten Tod zu setzen haben mögten. Eine gewissere Spur könnten wir an *Vers* 6 fg. haben, wo der Trauer des *Aelius Lamia* um einen verstorbenen Bruder gedacht wird, wenn wir die Unterscheidung für ausgemacht halten dürften, welche *Torrentius* zu *Oden* III, 17, 1 aufstellt. Er zeigt nämlich aus den Münzen nach, dass die damalige Zeitgeschichte zwey namhafte Lamier kannte, den *Lucius*, nachmaligen Consul im Jahre 756, und den *Quintus*. An den letztern hält er *Oden* I, 26 und III, 17 gedichtet und bezieht auf ihn zugleich die Anspielung *Oden* I, 36, 7 fgg. aus welcher er, verglichen mit den vorhergehenden Versen, wo Numida aus dem „*äussersten Hesperien*“ zurückkehrend genannt wird, scharfsinnig schliesst, dass dieser *Quintus Lamia* unter August im Cantabrischen Kriege commandirt habe [216]). Der in unsrer Epistel nun erwähnte müsste demnach nothwendig *Lucius Lamia* seyn: denn dieser, da er noch den Horaz selbst überlebte, war natürlich auch der überlebende Bruder. *Torrentius* lässt diess auf sich beruhen: offenbar aber werden nun damit *beyde* Lamier zu Freunden des Horaz; was, so möglich und sogar wahrscheinlich es an sich seyn würde, doch unserseits zu viel gefolgert hiesse, da der Dichter in allen vier Stellen die Namen Aelius und Lamia ohne Andeutung eines Unterschieds braucht. Höchstens dürfen wir in der Ode an den Numida den *Quintus Lamia* vesthalten, weil derselbe da ohne subjektive Affektion des Dichters genannt wird, und der Zusammenhang für die Zeitgenossen den gehörigen Aufschluss gewährte: in den beyden Lamia selbst gewidmeten Oden eben so als in unsrer Epistel den *Lucius Lamia* als Subject vorauszusetzen, erfordert die

216) Wenn demnach *Schmid* in seiner Halberstädter Ausgabe der Episteln sagt (Band I, S. 287): „der unter August im Cantabrischen Kriege befehligt haben soll,“ so hat er sich nur nach der so nahe liegenden Quelle dieser Notiz nicht umgesehen.

Nüchternheit einer konsequenten Kritik. Der in der Epistel vom Bruder betrauerte Lamia ist also entschieden jener *Quintus.* War derselbe nun wirklich im Cantabrischen Kriege verwendet worden, so kehrte er offenbar früher als Numida heim; ich denke, allenfalls mit Augustus selber, im Jahre 730; Numida wurde vielleicht durch irgend eine Mission oder durch Privatgeschäfte oder vielleicht selbst durch Krankheit (*Vers* 3 fg.) länger zurückgehalten. Nach 730 also hätten wir sonach wohl jedesfalls das Abscheiden dieses Lamia zu setzen, und zwischen 731 und 734 dürfte das Jahr unsrer Epistel zu suchen seyn; wiewohl diese Vermuthung immer noch einiges Problematische behält. Ob übrigens die beyden *Episteln* 13 und 14 für blosse Phantasiegebilde zu halten seyen, wie den Auslegern in'sgesammt bedünken will, dürfte doch noch einiger Besinnung vonnöthen haben. In der Epistel an den *Vinnius Asella* ist allerdings wohl *der* Correspondent, den Horaz zuletzt allein im Auge hat, eigentlich Augustus, und *Vinnius* bekam das, was in der Epistel steht, wesentlich als mündlichen Auftrag. Warum aber Horaz nicht an seinen Hofmeier, den Vertrauten seiner Liebeshändel in früheren Jahren, sollte eine Epistel gerichtet haben können, sehe ich noch nicht ein. Jch werde darauf bei der Einleitung zu diesem Briefe zurückkommen. *Epistel* 15 haben wir bereits in den Winter 731 gesetzt, natürlich salvo meliori. Dass *Epistel* 16 nach dem Anfange des Jahres 727 gedichtet seyn muss, ergiebt sich aus der Bezeichnung *Augustus*, *Vers* 29. Man dürfte aber überhaupt aus dem lebhaften Lobe des Herrschers, welches sich in jener Stelle findet, auf eine mit gedachtem Jahre und den in ähnlichem Geiste sich über jenen aussprechenden Oden des dritten Buchs gleichzeitige Entstehung zu schliessen Ursache haben, zumal da die Beschreibung des Sabinischen Landgutes doch auch nicht wohl nach einem bereits vieljährigen Besitze desselben gefordert seyn dürfte. Ich setze daher unbedenklich diese Epistel in die Nähe des Jahrs 727; wie weit man aber an dasselbe heran oder von ihm hinwegrücken soll, wage ich nicht zu bestimmen. *Epistel* 17 hat in Ton und Ausdruck, so wie im Inhalte, manches Aehnliche mit *Epistel* 2; auffallend ist besonders, dass sich

der Dichter dort (*Vers* 3 fg.), wie hier (*Vers* 27 fgg. und 70 fg.), dem Angeredeten vertraulich nahe stellt und sich selbst noch als einen der Lehre Bedürftigen ansieht. Dürfen wir nun aus der Verarbeitung sich unter einander ähnelnder Ansichten und Gesinnungen in verschiedenen Gedichten, wie diess auch die Oden theilweise darthun, auf eine Gleichzeitigkeit der Entstehung nicht ohne Wahrscheinlichkeit schliessen, so mögte auch Epistel 17, wie Epistel 2, in's Jahr 731 zu setzen seyn. *Epistel* 18 ist, wie bereits erwähnt worden, 734 offenkundig entstanden; *Epistel* 19, dem Inhalte nach mit *Epistel* 20 verwandt, und an sich selbst eine Art von Epilogus, wird schwerlich viel früher als der Prolog, *Epistel* 1, entstanden seyn; und *Epistel* 20 deutet *Vers* 27 fg. auf das Consuljahr 733, das *vierundvierzigste* Lebensjahr des Dichters, als bereits verflossen zurück: diese beyden letzten Stücke sind demnach, wie das erste, dem Jahre 734 zuzuweisen.

Es ist bemerkenswerth, dass die verhältnismässige Mehrzahl dieser Briefe des ersten Buchs, nämlich von zwanzig in Allem nicht weniger als *acht*, 1, 3, 5, 8, 12, 18, 19, 20, im Jahre der Herausgabe, 734, abgefasst ist: es wäre zu erwarten gewesen, dass der Dichter nach solch einem Anfange zahlreichere Produktionen dieser Gattung hinterlassen hätte, als wir es nachher, mit den drei, freilich sehr ausführlichen *Episteln* an Augustus, *Julius Florus* und die Gebrüder *Piso*, geschehen sehen. Indessen scheint nicht sowohl eine verdüsterte Seelenstimmung, als eine zunehmende Angegriffenheit seines physischen Befindens ihn zu poetischen Mittheilungen mehr und mehr ungeneigt gemacht zu haben, zumal da er die Aufnahme seiner Poesieen im grösseren Publikum glänzend zu finden keine Ursache hatte, und gerade seinetwegen der Streit über den Werth des Alten und des Neuen in der Musenkunst, den wir noch in der Quintilianischen Aesthetik durchschimmern sehen, erst recht entbrannte. Was eben seine Gesundheit betrifft, so scheinen mir folgende Bemerkungen nahe zu liegen. Horaz, ursprünglich frugal gewöhnt, und wenn er für sich speiste, wie wir aus *Satiren* I, 6, 115 fgg. und andern früher angeführten Stellen ersehen, höchst einfach lebend, gab sich doch an des Mäcenas Tische, wie das andre

lebhafte und aufgeräumte Naturen bei solchen Gelegenheiten auch thun, den modischen Tafelgenüssen ohne jenen diätetischen Rigorismus, der den Aengstlichen vor einem leckeren Mahle die Rolle des Tantalus zu spielen verurtheilt, dahin: die stark gewürzte, ungeheuer fette, das Blut erhitzende und verderbende römische Kost aber war eine wahre Pest für die Gesundheit der Nerven und Säfte, wenn auch nicht, was die älteren gebildeten Männer nie thaten, Uebermass im Genusse des Weines hinzukam. Nun ist nach aller ärztlichen Erfahrung gerade eine Ungleichheit in der Diät, die Abwechslung der Schlemmerei und Völlerei mit Frugalität und Einfachheit der Kost, vollkommen so nachtheilig als ein völliger und ununterbrochener Sybaritismus. Horaz nun, kurzgebaut und zum Beleibtwerden geneigt, dessgleichen aufwallendes, sanguinisches Temperaments, wie wir ihn aus seiner eignen Angabe (*Episteln* I, 20, 24 fg.), aus der Biographie des Suetonius und den durch dieselbe aufbewahrten Scherzen des Augustus kennen; zugleich, wenn wir ihn schon keines eigentlichen Libertinage bezüchtigen wollen[217]), doch auch in der Liebe nicht

217) Ich hatte das nach dem oben von mir gegebenen Auszuge aus dem Suetonius (bei *Anmerkung* 144 fgg.) folgende bekannte Einschiebsel: Ad res venereas intemperantior traditur; nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocumque respexisset, ibi ei imago coitus referretur, von dem keinem deutschen Gelehrten unbekannt ist, dass es aus *Seneca's* Nat. Quaest. I, 16 herstammt, einer Erwähnung für die Leser meiner Biographie nicht werth befunden. Da ich indess aus dem Munde eines Englischen Gelehrten weiss, dass man dort diess Fragment gleichwohl für ächt und auf dessen Auktorität hin den Horaz für einen completen Libertin hält, so wäre es doch möglich, dass auch in Deutschland noch hin und wieder eine Spur solches unkritischen Aberglaubens obwaltete und dem guten Rufe des Dichters Eintrag thäte; daher denn nachträglich nochmals erinnert sey, dass dieses Einschiebsel einer unleugbaren Verwechslung des *Hostius*, der auch ein Zeitgenoss des August war, mit dem *Horatius*, seinen Platz in der sehr interpolirten Suetonischen Vita verdankt, und dass *Lessing* in seinen Rettungen des Horaz Band IV S. 8 fgg. den Beweis dieser Verwechslung mit seinem überzeugenden Scharfsinn so geführt hat, dass nichts hinzuzufügen bleibt. Die Latinität jenes angeflickten pannus ist übrigens nicht anzutasten; denn speculatum cubiculum konnte gewiss gesagt werden: dagegen hätte der wirkliche

gerade mässig, empfand offenbar die Folgen einer solchen Lebensart an seinem Körper. Auf nervöse und Gichtleiden lässt uns die *funfzehnte* Epistel schliessen, und dass ihn ein nervöses Kopfweh heimsuchte, dafür wird man immer die Stelle *Epistel* 16, 14 anführen dürfen. Unter solchen Umständen hatte er Ursache, sich zu schonen, und wer ein allmählich zu Jahren kommendes Junggesellenleben von Zeit zu Zeit kränkelnder und gegen die Affektionen der Aussenwelt empfindlicher Gelehrten in der Nähe beobachtet hat, der wird sich selbst über einigen Egoismus und eine gar zu vorsorgliche Rücksicht auf die eigne Person, wie sie sich allerdings *Epistel* 7, 2 fgg. auch kund giebt, nicht wundern, diesen aber eben so wenig sogleich übel auslegen und zu einem Charakterfehler deuten. Lieb haben wir uns selbst alle, und immer wird sich finden, dass an den kleinen Grillen und Eigenheiten sonst liebenswürdiger Sonderlinge wirklich die Welt, das Schicksal, die Verhältnisse, mehr Schuld tragen, als sie selber. Wenn man sie nur zu nehmen weiss, werden sie sich meist wohlwollender Theilnahme und liebevollem Zuspruch willfährig zeigen; nur muss man sie nicht mit ungestümen Forderungen, Begehrnissen der Willfährigkeit als eines Rechtes und einer Pflicht, und rücksichtslosen Demonstrationen behelligen. Aber gerade Mäcenas war in diesem Stücke auch seinerseits egoistisch, exigeant und unduldsam: denn auch *er* war kränklich und trug, wie wir gesehen haben, schwer an der Bürde des Lebens; dass ihn da der Dichter mit Entschiedenheit, ja mit einiger Schärfe an die Gränzen der wechselseitigen Ansprüche erinnerte, war nicht mehr als Dichter- und Menschenrecht, und das freimüthige Wort fand auch, wie wir aus den später erfolgten beyden Briefen 1 und 19 ersehen können, eine gute Statt. Horaz hatte sich übrigens bei allen Distraktionen vom Dichterberuf seinen guten Humor trefflich erhalten, wie uns die Mehrzahl der Briefe, namentlich 5, 10,

Suetonius das von *Seneca* klar und genau Dargestellte sicherlich nicht so verwirrt, dass er statt der *specula* disposita gesetzt hätte *scorta* disposita. Um das hervorzubringen, was jener ekelhafte Lüstling wollte, bedurfte es immer nur *Eines* scorti.

13, 14, 19 und 20, im Ganzen, insbesondre aber 4, 15 fg. und 15, 16 fgg. überzeugen. Zustände der geschilderten Art bringen eine Zauderhaftigkeit, eine Verschiebungs-, eine Unlust, mit Produktionen fleissig zu seyn, von selber mit sich: man meint die rechte Stunde abwarten zu müssen, indem man sich einredet, man habe etwas ganz Ausbündiges zu leisten; was aber eigentlich nur die Ausrede ist, dass man nicht im Augenblicke frisch an's Werk zu gehen genöthigt werde; und so ist das truditur dies die ganz eigentlich auf solch einen geschäftigen Müssiggang gesagt. In dieser Beziehung dürfte man selbst so weit gehen, dass man behauptete, die philosophischen Studien seyen dem Horaz mehr eine Waffe, die Zumuthungen an seine poetische Thätigkeit von sich abzulehnen, als das ernste Rüstzeug eines inneren Bedürfnisses gewesen. Denn was soll eigentlich der Philosoph dem Dichter geben? Er steht letzterm ungleich mehr als einem Richter, einem Kritiker, denn als einem Schüler gegenüber: wie denn auch Horaz eben mit der philosophischen Lektüre ungleich mehr so verfährt, dass er aufsucht, was ihm zusagt (vgl. *Epistel* 1), als dass er sich einem Systeme in die Lehre gäbe. Darum haben wir bei seinem secessus, seiner freiwilligen Zurückgezogenheit auf dem Lande, den wir den Briefen grösstentheils zu Grunde liegend finden, die Philosophie lediglich als edlen Zeitvertreib, als angenehme Abwechselung mit dem traulichen Nachbarverkehre (*Satiren* II, 6, 65 fgg.), den pseudoernsten Anstrengungen in ländlicher Arbeit (*Epistel* 14, 39), und den in den *Oden* genugsam gefeierten und vergegenwärtigten Spatziergängen zu betrachten, und müssen ein für allemal die Einbildung von uns abhalten, Horaz habe sich zu einem *Aner* oder *Isten* studiren wollen.

In solchem süssem Selbstvergessen (oblitusque meorum, obliviscendus et illis) lebte Horaz nach Herausgabe des ersten Epistelbuchs bis zum Jahre 737 dahin: in diesem erfüllte er eine Aufforderung des Augustus, das Weihelied für die von demselben beabsichtigte Feier *säkularischer Spiele* zu dichten, und entledigte sich dieses Ansinnens in einer Weise, welche die Kraft seines lyrischen Talents auf dem Gipfel ihrer Entfaltung zeigt. Besteht der Maassstab für die Vollendung eines

solchen Gedichts darin, dass das Gemüth einer festfeiernden Menge auf den Schwingen religiöspatriotischer Erhebung zu einem Gefühle zugleich würdevolles und hochsinniges Selbstbewusstseyns und dennoch andrerseits ehrfurchtsvoller und unbedingter Demuth vor dem Walten der höheren, über das Wollen und Können auch des grössten Sterblichen unermesslich erhabenen Mächte emporgetragen, und diese Stimmung nicht bloss für den Augenblick erhalten, sondern der Betheiligte überdiess mit einem nachdauernden Eindrucke weihevoller Befriedigung, edler Selbstläuterung und hoffnungsreicher Zuversicht entlassen wird, so kann schwerlich irgend ein Einsichtsvoller leugnen wollen, dass das carmen saeculare diesen Forderungen vollständig genüge. Es herrscht in demselben ganz die Vergegenwärtigung einer gelassenen Hoheit und ruhigen Majestät, wie wir uns das Thun und Wirken der Gottheit über dem bunten und bewegten Gewühle des Menschenverkehrs denken; ein fortwährender, eben so würdevoller als inniger Anklang an die dem römischen Volke theuren und sein eigenstes Leben bildenden Sympathieen; die Sprache frommes Zutrauens, unerschütterlicher Ueberzeugung und freudiger Gewissheit, dass die Himmlischen mit Rom, seinem Herrscher und Volke sind, und so lange Gerechtigkeit, Gesetz und Sitte dort heimisch bleiben, auch in alle Zukunft seyn werden. Es ist dabei eben so sehr alle Affektation, aller Prunk und Schwulst, als alle Trivialität und Ungleichheit des Ausdrucks ferne: der Geringste und Einfachste musste das Gedicht verstehen, von ihm erwärmt und erbaut werden, und es musste den Gebildetsten und Hochsinnigsten befriedigen und ergreifen, den Leichtfertigsten, den Frivolsten mit einem Schauer höherer Ahnung, einem Blitze, dass denn doch die ewige Roma kein leerer Name sey, berühren. Es kann schwungvollere, pompösere, die Phantasie in einem weiteren Umfange umherführende Gedichte solcher Art geben: die Kernhaftigkeit *dieses* Liedes beruht gerade darauf, dass das Herz des Hörers in einem einzigen starken Gefühle, der heiligen Idee des Staates und Vaterlandes, gewaltig ergriffen und unwiderstehlich zu Gelübde, Dank und Bitte an die Schutzgötter der Ahnen emporgezogen wurde.

Ueber die Feier der Säkularspiele selbst, ihre historischen und mystischen Beziehungen, den Cyklus ihrer Wiederkehr, und die besondern Absichten, welche Augustus gerade bei Ausrichtung der seinigen im Auge hatte, dürfen wir auf die reichhaltigen Erörterungen *Orelli's* in seiner Ausgabe verweisen: genug, dass Horaz, von den Segnungen des durch den Herrscher bewahrten und ehrenvoll geschirmten Friedens erquickt, und den wohlwollenden politischen Zwecken desselben, wie die Durchführung des Auftrags im Einzelnen lehrt, von Herz und Gemüthe beistimmend, sich bei dieser Gelegenheit einer durchaus aufrichtigen und keiner Gemeinplätze bedürfenden Begeisterung überliess, und eben dadurch etwas in seiner Art durchaus Preiswürdiges und Musterhaftes zu Stande brachte: wie er sich denn auch durch eine eigne, erhabenes Stolzes und begeistertes Selbstbewusstseyns volle Ode (IV, 6) auf dieses Lied feierlich vorbereitet und gleichsam selbst eingeweiht hat. Die dürftigen Ausstellungen nüchterner Schulfüchse, die den Geist alterthümlicher Grossheit von jeher nur in gespreizter Phrase und spitzfindigem Bombaste gesehen haben, lassen wir billig auf sich beruhen: einem Manne, wie dem trefflichen *Orelli*, hätte aber eine entschiednere Sprache in Anerkennung einer so tüchtigen und ganz unbedingt zu lobenden Leistung geziemt, als dass er sich zwischen dem eben so gehaltlosen Lobe *Döring's* [218]), als dem affektirten Tadel *Eichstädt's* [219]) dahinbewegt und zuletzt mit einem flauen: „Verum in medio positum esse arbitror," durchgedrückt hätte [220]).

218) „Elaboratissimis Horatii carminibus hoc carmen saeculare annumerandum esse vel inde intelligi potest, quod ad hoc rite canendum (was heisst denn das eigentlich?) singulari carmine IV, 6 Apollinis opem imploravit et sibi expetiit. Nec mirum, si poeta in carmine publice in publica laetitia puerorum puellarumque choro decantando omne studium posuerit et omnes ingenii vires nervosque intenderit."

219) „Vix ullum ego poema legi, Augusteo quidem aevo compositum, in quo tanta inesset jejunitas sententiarum, tanta compositionis inconcinnitas, quanta celebratissimum illud Horatii carmen saeculare laborare mihi videtur."

220) Auch Herr *Dillenburger* in seiner Ausgabe weiss diesen beyden Aussprüchen nichts weiter als folgende trocknen Worte hinzuzufügen: „Recte iterum *Steiner* (der in einem Programme des Kreuz-

Es war ohne Zweifel der glänzende Success, welchen des Augustus Wünsche, seine Säcularfeier durch des Horatius Muse verherrlicht zu wissen, durch das carmen saeculare erlangt, was dem Herrscher neuerdings das Verlangen erregte, dieselbe auch seinen Kriegsthaten gewidmet zu sehen; und so brachte er diess Verlangen auch diessmal wieder durch den dritten Mann an den Dichter, als er selbst im September 738 nach dem Rheine abging, wo im Frühlinge dieses Jahrs die auf das linke Ufer herübergebrochnen Sigambern dem kaiserlichen Legaten, *Markus Lollius*, Vater des mehrgenannten jungen Lollius, an welchen *Episteln* I, 2 und 18 gerichtet sind, die bekannte schwere Niederlage beigebracht hatten, welche der Hauptimpuls jener fortgesetzten Kämpfe zwischen Deutschen und Römern wurde, welche in der so viel gefeierten dreitägigen Hermannsschlacht im Herbste des Jahres 9 *nach* Christi Geburt ihre von den Besiegern der Welt nie wieder verwundene Katastrophe fanden. Jener dritte Mann war diessmal *Iulus Antonius*, Sohn des Antonius von der Fulvia, verheirathet mit der älteren Marcella, der Tochter seiner Stiefmutter Oktavia von ihrem früheren Gemahle Cajus Marcellus, ein im Kaiserhause sehr beliebter Verwandter, den der Regent im Jahre 741 zum Prätor, 744 zum Consul erhob und in aller Weise ehrte, bis er im Jahre 752 sich durch Ehebruch mit der Julia so schmählich kompromittirte, dass ihm Augustus die Weisung zukommen liess, durch freiwilligen Tod einer Hinrichtung zuvorzukommen. Dass die an diesen gerichtete *Ode* IV, 2 Ende 738 oder Anfangs 739 ge-

nacher Gymnasiums, Coblenz 1841, die plausibelste Vertheilung der Strophen dieses Gedichts unter dem Doppelchor der Knaben und Mädchen aufgestellt hat), cui trita illa succurrunt proverbia: Ne quid nimis! medium tenuere beati!" Das ist keine Kritik; und dergleichen kleinlauten Schnack sollte man am wenigsten der Jugend auftischen, wo es gilt, ihr Gefühl und ihr Urtheil an den ewigen Schönheitsmustern der Klassiker zu orientiren. Diese Art Tergiversation vor einem klaren und bestimmten Gedanken über das, was man billigen oder verwerfen soll, verewigt nur die Druckserei in der deutschen Gelehrtenwelt und macht, dass unser Volk gar nicht weiss, wie es mit uns dran ist und ob wir es mit ihm halten oder nicht Fisch noch Fleisch bleiben wollen.

dichtet seyn muss, beweisst die in derselben *Vers* 34 fgg. ausgesprochne Zuversicht eines Triumphs über die Sigambern, und hat *Franke* S. 208 fgg. genügend dargethan. Da Horaz ein für allemal jede epische Darstellung als für seine Lyra ungeeignet abzulehnen pflegte, so hatte ihn Antonius, ohne Zweifel mit Berufung auf die zahlreichen Einflechtungen epischer Stoffe in die Gesänge des Pindar, zu einer lyrischen Verherrlichung im Geiste dieses Meisters aufgemuntert. Horaz zeichnet nun diesen Geist des Griechen in einer unübertrefflich charakteristischen Weise: wenn er aber, solch einem Vorbilde gegenüber, seine eignen Gaben bescheiden verringert, so sollte man ihn nicht mit der schneidenden Buchstäblichkeit bei'm Worte genommen haben, dass man z. B. die operosa carmina *Vers* 31 fg. alles Ernstes als mühselige, schweisskostende, zusammengestoppelte und aus griechischen Blumenfloren diebisch zusammengeplünderte Machwerke, und vollends die ganze Stelle als ein Bekenntniss, dass ihm die Poesie sauer werde, fassen zu müssen geglaubt hätte. Horaz konnte sehr gut empfinden, dass sein Genius dem Pindarischen nicht nachzufliegen geschaffen sey, als der sich, gleich dem dem Sonnenlichte kühn zustrebenden Adler, nur in den höchsten Regionen gottfeiernder Andacht, schwärmerischer Seherhaftigkeit und feierliches Bilderpompes bewegt, während der seine sich mehr in der Sphäre Anakreontisches Gekoses, heitrer Lebenslust und realistischer Weltbetrachtung hielt — ohne desshalb sich selbst zum Stümper und mühseligen Zusammenstoppeler herabzuwürdigen. Dass auch ihm der Ton erhabener Einfalt und gelassener Grossheit gelingen konnte, hatte er so eben noch im Säkularliede kund gethan und durfte desshalb, ohne eine Selbsterniedrigung zu begehen, desto unbefangener dem Griechen sich unterordnen. Auch liessen sich diessmal die vornehmen Bittsteller nicht abweisen: denn ich glaube allerdings, dass noch mit dem Ansuchen des Antonius Iulus zusammenhängt, dasselbe durch eine direkte Aufforderung des Herrschers, dem die geistreiche Ablehnung unzweifelhaft zugeschickt wurde und unmöglich misfallen konnte, aller Wahrscheinlichkeit nach verstärkt worden ist, wenn es bei *Suetonius* heisst, August habe ihn veranlasst, den *Vindelicischen*

Sieg seiner Stiefsöhne Tiberius und Drusus zu besingen und somit den *drei* Büchern der Oden nach langem Zwischenraume ein *viertes* folgen zu lassen. Ich erkenne sogar in den fraglichen Oden (IV, 4 und 14) ein Streben, sich des Pindarischen Tones zu befleissigen: denn nicht nur im Allgemeinen befolgt Horaz in denselben, wie gleich der Eingang der *vierten* mit dem doppelten Machtbilde vom Adler und Löwen (einem wahren ἀρχομένου ἔργου πρόςωπον τηλαυγές, wie es der Thebanische Lyriker Olympia VI, 3 fgg. vorschreibt), darlegt, die Pindarische Volltönigkeit und den brausenden Redesturm, sondern in specie sind z. B. Stellen, wie das so anstössig befundene „quibus Mos unde deductus per omne Tempus Amazonia securi dextras obarmet“ (IV, 4, 18 fgg.) und vollends das, hausbacken angesehen, so verteufelt matt herauskommende „Nec scire fas est omnia,“ ganz eigentlich Pindarische Wendungen, auf die bereits *Skaliger* aufmerksam gemacht hatte. Wir sind heutzutage zu schnell bei der Hand, unser subjektives Gefühl ohne Weitres geltend zu machen und danach frischweg zu verwerfen, was uns, aus seinem Zusammenhange herausgerissen, vielleicht mit einigem Grunde misfällt, ohne dass es desshalb von Natur absurd zu seyn braucht. Was ist denn das Virgilische „non omnia possumus omnes,“ an dem nie jemand Anstoss genommen, anders als diess Horazische „non scire fas est omnia?“ Wir haben aber das omnia scire zum Schiboleth unsrer modernen Glückseligkeit gemacht; ein heutiger Poet, der da sagen wollte: „Ein Frevel wär's ja, wissen ein Jegliches,“ würde ausgelacht. Aber wenn ein frommer Sänger des Alterthums diess ausrief, hindeutend, dass nur die Götter Alles zu wissen sich vorbehalten, dass also, der diess als Sterblicher auch wollte, sich den Himmelsstürmern, den gerade ihres gewaltthätigen Trotzes wegen gestürzten Titanen, gleich stellte, musste da nicht eine solche nachdrückliche Warnung wider vielthuerischen Vorwitz ganz im Geiste einer ernsten Lyrik, musste sie nicht eine eigentliche religiöse Sentenz seyn, und ist nicht gerade dergleichen der Charakter Pindar's? Ein Andres ist's, ob wir der Horazischen Lyrik diesen Anspruch auf ernstreligiöse Nachdrücklichkeit, auf die erhabene Schmucklosigkeit einer

solchen nakten, trocknen, gleichsam priesterlichen Sentenz zugestehen wollen. Da kommt nun allerdings in den Weg, dass seine Lebensansicht sich von dieser religiösen Tiefe, von dieser wahrhaft priesterlichen Weihe, diesem ganz wesentlich Pindarischen Charakter, im Allgemeinen nicht durchdrungen zeigt, dass er meist coulantere, lässlichere, mehr aus dem Leben gegriffene Vorstellungen zum Besten giebt, dass seine Religiosität, die wir ihm denn doch auch nicht bestreiten dürfen, mehr subjektiv melancholischer Art, aus einem grossen Schmerze persönlicher Resignation hervorgegangen ist, wie wir oben gezeigt haben [221], als dass ihr jene naive Geruhigkeit der Pindarischen Ueberzeugungen, jene gleichsam altkirchliche Frömmigkeit beiwohnte, die sich in dergleichen gravitätischen Sentenzen, ohne aufzufallen, darf vernehmen lassen. Etwas Auffallendes, etwas Fremdartiges, etwas Unhorazisches finde ich also allerdings noch jetzt in jener einst in meinem Corpus Poetarum ausgelassenen Stelle: bereue aber gar sehr, sie damals nicht aus einem weiteren und zugleich kritischeren Gesichtspunkte betrachtet zu haben; wie ich denn hier nochmals bekenne, meine Bekehrung (und das ist ja immer ein gescheidteres Nachdenken) den Impulsen meines lieben *Orelli* zu verdanken. Horaz zwang sich bei den beyden fraglichen Oden; der Stoff war ihm ein für allemal nicht auf den Leib gemacht; die Begeisterung ging ihm in denselben nicht so von Herzen, sie kam nicht so aus Einem Gusse, wie im Säkularliede; oder vielmehr der bestellte Ton stimmte nicht zu dem, der ihm, freigewählt, natürlich war, wie diess eben im Säkularliede der Fall ist. Weiterhin, nachdem er in Fluss gekommen, nachdem der prachtvolle, trompetisch schmetternde Eingang überwunden ist, kehrt er mehr zu der ihm natürlichen, ich mögte sagen flacheren Weise zurück und da liest er sich wieder ganz Horazisch, da ist er er selbst, da stimmt Alles zusammen, und immer noch dürfen sich die Neronen gratuliren, einen so beredten, eleganten und doch *auch* noch majestätischen Herold ihrer Thaten gefunden zu haben. Das Organ der lateinischen Rede ist in so etwas unschätz-

221) S. bei *Anmerkung* 171 fgg.

bar; der Triumphpomp, auch in nüchternerer, rhetorischerer Rede, klingt lateinisch immer doppelt pompös. Das muss man *auch* in die Wagschale legen, wenn man Horazens Lyrik billig beurtheilen will. Lateinisch liess sich gar nicht so naiv gefühlvoll, so zart beweglich, so innig und doch so gewaltig dichten wie griechisch, wie auch deutsch: aber in Sentenzen und Klängen stolz, hocheinherfahrend, breit, salbungs- und anspruchsvoll. Und in die Gefühle eines andren Volks übersetzt verliert das immer: immer eine Sprache gegen die andre; das Deutsche wird lateinisch dumm, das Lateinische griechisch, das Griechische deutsch, schon durch die blosse ehrliche Uebertragung, *ohne alle Parodie.* Man denke doch an unser sich doch lange nicht so schlecht, als sie es gemacht haben, als Original ausnehmendes *Rheinlied*, was das für eine horreur in den Französischen *wörtlichen* Uebersetzungen wurde! Jeder Dichter ist nur im Innersten seiner eigenen Sprache zu verstehen, nur da ist er Dichter, nur da muss man ihn aufsuchen [222]).

222) War das Säculargedicht gleich eine ebenfalls so zu sagen bestellte Arbeit, so war ihr Stoff doch allgemeiner, positiv patriotischer Natur: das Fest der Römergrösse konnten Republikaner und Monarchisten feiern. Das Enkomiastische, den Anstrich von Lobhudelei, der in jeder speciellen und persönlichen Anpreisung auch der herrlichsten Individualität mit unterläuft, konnte nicht Horaz, konnte Niemand aus den Römisch-Vindelicischen Kriegsthaten herausschaffen; und war auch des Dichters republikanischer Oppositionssinn längst überwunden, mogte er selbst eine innere Neigung mitbringen, die beyden siegreichen Cäsaren zu feiern (was dahin gestellt bleibt), so war solch ein persönlicher Stoff ein für allemal für die Lyrik störrig. Das beweist niemand besser, als *Pindar* selber, der jedesmal den Preis seiner Kampfhelden in's Allgemeine, in die Heroenvorzeit spielt, um poetisches Material zu gewinnen. Die beyden Loboden des *vierten* Buchs haben etwas Steifes, Officielles, was das carmen saeculare durchaus nicht hat. Jene sind Pseudopindarsche Lyrik, dieses ächt Horazische. Ich nenne diese in meinem Text *flacher* als die ächte Pindarische; das wird jeder nachfühlen, der Pindar kennt, ohne desswegen mich nicht zu verstehen, wenn ich demohngeachtet den Horaz keinen schlechten, gemachten, unbegeisterten Lyriker schelten lasse, sondern ihm seine Stelle immer noch, wenn auch in einigem Abstande, neben *Alcäus*, *Sappho*, *Anakreon*, vindicire. Denn auch diese Griechen rangiren in ihrem Genre nicht mit Pindar: sie sind mit Einem

Im Jahre 739 wurden die Raubzüge Rätischer Bergvölker, jener bis dahin ungebändigten Celtischen Stämme, welche entlängs des Rheins von seinem Ursprunge bis über den Bodensee hinaus in den Alpenwindungen Graubündtens und St. Gallens, im westlichen Tyrol bis an den Inn (jenseits war Noricum), im Vorarlberg (noch im Mittelalter als Schauplatz der damaligen Begebenheiten Vallis Drusiana [223]) genannt) und am Lechrain wohnten, und bald im Allgemeinen als Rätier, bald als Rätier *und* Vindelicier (als römische Provinz jene Raetia prima, diese Raetia secunda genannt) bezeichnet werden — diese Stämme streiften in jenem Jahre so frech in die Italischen und Gallischen Gränzmarken über, dass August zuerst dem dreiundzwanzigjährigen *Drusus Claudius Nero*, Livia's jüngerem Sohne, Befehl gab, ihnen von Italien aus entgegenzurücken (Drusus war in Rom geblieben, *Dio* LIV, 19). Drusus traf mit einem Heerhaufen, der aus *Genaunern* und *Breunern* (Ode 14, 10 fg.) bestand, welche jedoch von dem Dichter misbräuchlich als *Vindeliker* bezeichnet werden (4, 18 und 14, 8), da sie die durch *Plinius* (H. N. III, 20, 24) aufbewahrte officielle Tropäeninschrift ausdrücklich den Alpenvölkern, also den Rätiern, zuzählt, und erst nachher die Vindelicischen Stämme namhaft macht, in den Tridentinischen Alpen zusammen und schlug sie (Frühling? 739): hierauf drang er kämpfend und verwüstend durch das Land bis in die Ebene zwischen dem Bodensee und dem Lech, wohin ihm der unterdess vom Rheinufer aus gegen die nach Gallien zu umschweifenden Schwärme abgesandte ältere, sechsundzwanzigjährige Bruder *Tiberius*, welcher gleich anfangs mit Augustus nach Gallien gegangen war, entgegenrückte, am Bodensee *Lindau* anlegte und eine Tagereise weiter die Quelle der Donau entdeckte (*Strabo* VII, S. 292

Worte mehr weltlich, *er* mehr geistlich. So hat Klopstock mehr von Pindar, Goethe mehr von Horaz (d. h. beyde mit beyden gemein), und doch ist *Goethe* ein viel wahrerer und tieferer Dichter als *Klopstock*.

223) S. des *Herrn von Hormayr* nicht bloss durch ihr Titelwort *goldne* Chronik von Hohenschwangau (ein Werk, das eine Art Homer ohne Rhythmus genannt werden kann) S. 6, die *Anmerkung* *).

oder 448 fgg. und *Hormayr* S. 4 und 6). Beyde Brüder wirkten jetzt, nach gemeinsamem Plane, aber in getheilten Rollen und von verschiedenen Seiten, Tiberius namentlich auch durch Schiffsmacht vom Bodensee herüber, zu Bezwingung der zerstreut fechtenden und sich wehrenden Gegner und zerstörten ihre Alpenburgen: *Ein* Kampf im freien Felde, vorzugsweise mit Rätiern, war aber noch leidlich bedeutend, um ihn, obschon er, ohne dass römisches Blut floss, gefochten war (sine clade), dem Tiberius zu Ehren ein grave proelium (14, 14) nennen zu können. Dieser letzte Kampf, auf den die Beruhigung dieser Landstriche, ihre Einverleibung in's römische Reich, dem sie von nun an eine denkwürdige Vormauer wurden, und die Stiftung der blühenden, den weltbedeutenden Handel über die Alpenstrassen vermittelnden und durch denselben schnell emporgediehenen [224]) Kolonie Augsburg (Augusta Vindelicorum) folgte, fand an dem nämlichen Tage statt, wo *funfzehn* Jahre zuvor (724) Alexandria dem Cäsar Oktavianus seine Thore geöffnet hatte (14, 34 fgg.), d. i. am *ersten* August 739 [225]).

Es ist nun aus der Haltung der ersten gedachter Loboden auf die Neronen klar, dass die *vierte* kurz nach eingetroffener Nachricht über den Sieg in den Tridentinischen Alpen, und ehe auch des Tiberius Mitwirkung zu den Rätischen Kriegsthaten in Rom bekannt worden, gedichtet seyn muss, muthmasslich daher zwischen Frühling und Sommer; dagegen die *vierzehnte*, als jedesfalls nach dem ersten August verfasst, zwischen Sommer und Herbst 739 zu Stande gekommen seyn wird. Man findet die erste kräftiger, enthusiastischer, mit wahrerem Gefühle der Bewunderung und selbst mit einer bestimmten Vorliebe für den menschlicheren Charakter des Drusus im Gegensatze zum Tiberius gedichtet. Ich fürchte, dass einem unbefangenen Urtheile diese Auffassung beyder Gedichte aus den Fingern gesaugt erscheinen müsse: in einer doppelten

224) Splendidissima colonia; *Tacitus* Germ. 41.

225) Das Nähere dieser gesammten Begebenheiten ist bei *Franke* S. 210 fgg. lichtvoll und sorgfältig entwickelt, so dass die Leser einfach auf ihn zu verweisen sind.

Bearbeitug *des nämlichen Stoffes* bei dem Zweytenmale nicht eigentlich abzufallen und aus dem einfachen Grunde, weil man die Sache selbst wiederholen muss, matter zu werden; diese schwere Aufgabe scheint mir Horatius ritterlich gelöst zu haben. Denn Kraft, Ernst, Pomp, Nachdruck, starke Bilder, sind in der zweyten Ode so sichtbar wie in der ersten; mir will sogar der, gleich einem jungen Gotte, spectandus in certamine Martio, mit dem Brausen des Scirocco die flüchtigen Geschwader vor sich herscheuchende Tiberius glücklicher und erhabener hingestellt bedünken, als der lediglich in Bildern und persönlich gar nicht vor unsre Phantasie gebrachte Drusus. Was aber persönliche Vor- und Abliebe des Dichters betrifft, so hätten wir ja eher ein näheres Verhältniss zu dem älteren, als zu dem jüngeren Bruder vorauszusetzen, da an den ersteren noch ausserdem eine *Epistel* vorhanden ist, an den zweyten aber nichts. Und überhaupt liess sich aus dem sechsundzwanzigjährigen Tiberius der künftige Menschenhasser und Wütherich nicht ahnen: zum Unmenschen hat denselben ein altes Weib und ein vom Pantoffelregimente niedergehaltener und dabei doch noch den Hausregenten spielender Stiefvater gemacht, wie mancher andre unter verschrobenen Verhältnissen es auch wird [226]. Der poe-

226) Es ist noch ein Werk der Menschenliebe zu thun, ein neuer principe von einem *Machiavelli* des menschlichen Herzens zu schreiben: die *Geschichte der Tyrannen*, und auf welchen Wegen sie es geworden sind. Denn jeder, der im misanthropischen Sinne des Wortes ein Tyrann geworden, hatte nach meiner Ueberzeugung und Geschichtskenntniss die Anlage, ein grosser Mensch und ein Wohlthäter seiner Gattung zu werden. Ich wäre sehr geneigt, noch einmal als Biograph des Tiberius aufzutreten; denn dieser Fürst war etwas Besseres, als die, die ihn schmähen. *Sueton's* Kap. 7 ist ein mächtiger Beitrag, das Räthsel dieses Charakters zu lösen. Seine Regententugenden weiss Tacitus recht wohl zu schätzen. Was seine Grausamkeit betrifft, so werden die Patrioten durch Dick und Dünn geneigt seyn, vor allem seine harten Maasregeln gegen unsre alten deutschen Landsleute hervorzuheben, ohne zu bedenken, dass Julius Cäsar, der so sehr gepriesene Germanicus, und noch mancher sonst milde und belobte Charakter gegen dieselben um kein Haar anders verfahren sind. (Nachdräglich bemerke ich hier mit Vergnügen, dass bereits mein trefflicher Freund *Obbarius* in Jahn's Jahrbb. der neuen Folge XV,

tische Werth und Gehalt beyder Oden scheint mir daher so ziemlich auf Eins hinauszukommen: sie nehmen einen grossen Pindarischen Aufflug und lassen es an Bilderpomp und Ausdruckspracht nicht fehlen; aber das vorschriftsmässig Absichtliche hält des Dichters Gemüth befangen, und der Ton politischer Begeisterung ist ihm in denselben weniger gut als anderswo, namentlich in den sechs ersten Oden des dritten Buchs, gerathen. Ich nehme dabei an, dass ihm nicht allein der Preis der Rätischen Kriegsthaten, sondern ausserdem auch die umständliche Anempfehlung der Verdienste, welche sich die Claudius Nero schon in früheren Zeiten um das römische Volk erworben, unter den Fuss gegeben war. Der *Livia* Intriken und ihre in den Schiksalen der Herrschaft entscheidende Kunst, *Tränke zu mischen*, hatten längst den Tiberius für die Oberstelle des Reichs ausersehen: aber weder sie, die den allmählich alternden Gemahl despotisch beherrschte, noch ihr Sohn, der den dem Claudischen Geschlechte angebornen aristokratischen Tik allerdings wohl schon damals ein wenig stark fühlbar machte, waren sonderlich populär: eine solche dichterische Bekomplimentirung konnte immerhin dienen, die Menge mit dem Gedanken, neben den Juliern auch die Klaudier als ihre künftigen Herrscher zu betrachten, allmählich vertrauter machen zn helfen.

Auffallen kann es dem der Geschichte minder Kundigen, weder bei Gelegenheit des Säkularliedes, noch bei dieser Verherrlichung der Neronen, allenfalls den Mäcenas als Vermittler der kaiserlichen Wünsche genannt zu finden. Dieser ehemals für seinen Zögling so thätige Staatsmann genoss jetzt keine Gunst mehr: „er war wegen der Frau nicht mehr, wie sonst, mit ihm zufrieden,“ drückt sich *Dio* LIV, 19 darüber im Betreff des Augustus aus. Zur Stadtpräfektur, weil Agrippa um jene Zeit nach Asien versendet war, hatte der Herrscher den *Statilius Taurus* bestellt. Das die Freunde veruneinende Verhältniss mit Terentien dauerte fort, zum Verdruss einerseits des gekränkten Gatten, andrerseits der eben

1, S. 86 fgg. gute Grundzüge zu einer unparteiischen Würdigung dieses Charakters gelegt hat).

so gekränkten Livia, die sich sogar einmal gefallen lassen musste, mit der Gegnerin in einen Wettkampf der Schönheit zu treten [227]). Uebrigens war wohl auch die immer zunehmende Kränklichkeit des Mäcenas Schuld, dass er sich mit Staatsgeschäften nichts mehr zu schaffen machen mogte: es war acht Jahre vor seiner Auflösung! Dass er auch zu Horaz damals in einem laueren Verhältnisse gestanden, darf man nicht glauben; wenn schon ihm Krankheit und Verdruss, dem Dichter sein bequemes Wesen und fortwährender Landaufenthalt, welchen *Suetonius* in der Vita ausdrücklich hervorhebt, die Zusammenkünfte erschwert haben mag. Denn das Stillschweigen des Horaz selber nach dem ersten Buche der Episteln können wir in einem nachtheiligen Sinne, als sey etwa das alte Band abgerissen oder gelockert worden, nicht geltend machen: die drei weiteren *Briefe*, Buch II, 1 und 2 und Ars poetica, sind entschiedene Tendenzwerke, durch ausdrückliche Aufforderungen veranlasst, dergleichen an Mäcenas nach so vielen freundschaftlichen Herzensergüssen ebenfalls zu richten keine Veranlassung war. Horaz war zu poetischen Mittheilungen überhaupt nicht mehr aufgelegt, seine Muse hatte Feierabend zu machen beschlossen. Aber im vierten Buche der Oden, dessen Bestandtheile insgesammt jenen drei Episteln chronologisch noch vorangehen, findet sich nicht zwar eine direkt an den Mäcenas gerichtete vor; dagegen ist *Ode* 11 auf Veranlassung seines Geburstages (13. April) gedichtet, und enthält die zärtlichste und theilnehmendste Erwähnung des alten Gönners, dem zu Ehren eben der Dichter diesen Tag in seinem Sabinum festlich begeht. Warum derselbe nicht, wie ohne Zweifel in früheren Jahren, gemeinsam

227) Derselbe *Dio* a. a. O. Vermuthlich ergötzte sich Se. Majestät bei einem jener soupers fins, wo man im Costume der *zwölf Götter* zur Tafel kam (*Suetons* V. Augusti 70), beyde Damen im Gewande der nackten Unschuld erscheinen zu lassen; wie denn Allerhöchstdieselben überhaupt von weiblichen Entblössungen (*Sueton* 69) ein grosser Freund waren. Notorisch war Livia ein Wunder von Schönheit gewesen, als sie, 19 Jahre alt, 716 in die Penaten des Herrschers überging. Terentia mogte aber doch wohl gegen zehn Jahre weniger haben.

und bei Mäcenas gefeiert wird, können wir freilich nicht genau wissen: es liegt aber nahe, dass den Mäcenas Unpässlichkeit gefesselt halten mogte. Dass sich die Freunde, wie wir durch *Suetonius* belehrt werden, neben einander begraben liessen, wie denn auch ihre Todesepochen der von Horaz *Oden* II, 17 so bestimmt ausgesprochenen Verheissung gemäss zusammenfallen, beweist auf jeden Fall, dass das Band ihrer wechselseitigen Anhänglichkeit bis zum Ende ihres Lebens gedauert hat.

Als nun einmal die zur Verherrlichung der Rätischen Siege gedichteten Oden natürlich auch in's grössere Publikum gelangten, ja Augustus es sich zum Geschäft hatte machen müssen, denselben die grösseste Verbreitung zu geben, stellte Horaz die einzelnen lyrischen Stücke, welche sich noch etwa in seinem Pulte fanden oder zerstreut an einzelne Addressen gelangt waren, überhaupt zusammen nnd liess sie unter der Rubrik eines *vierten* Buchs der Oden an's Licht treten. Die von den Scholiasten wiederholte Bemerkung des *Suetonius*, dass er zu Verfertigung dieses Buchs von Augustus bewogen worden (diess ist sprachgemäss der eigentliche Sinn jener Bemerkung), lässt sehr wohl zu, den fraglichen Impuls zunächst auf jene Siegesoden zu Ehren der Neronen zu beschränken, oder mindestens keineswegs bloss anzunehmen, dass alle Oden dieses *vierten* Buchs erst auf und nach diesem gegebenen Impulse, noch auch eventualiter lediglich nach dem Jahre 737, d. h. nach Verfertigung des Säkularliedes, gedichtet seyen. Die Herausgabe selbst wird man sich mit *Franke* S. 79 allerdings am Bequemsten 741 denken: da derselben weiter keine lyrischen Produktionen gefolgt sind, so ist die Ausmittelung der eigentlichen Epoche hier gleichgültiger als bei irgend einem andren Horazischen Dichtwerke. Die *erste* Ode dieses vierten Buchs giebt den Zeitraum ihrer Entstehung *Vers* 6 selber an, wo der Dichter sich als *Funfziger* bekennt, dem zu lieben nicht mehr anstehe. Circa lustra decem ist allerdings auf den ersten Schein ein weitrer Ausdruck, der uns zwischen 738, 739, 740 und 741 die Wahl lassen würde, als welche Jahre sämmtlich (s. *Franke* S. 207) als Epoche des Gedichtes in Vorschlag gebracht worden sind. Da jedoch die gräcistische Um-

schreibung mit circa das Eigne hat, dass sie lediglich das Weitre für das Engere setzt (z. B. auch *οἱ ἀμφὶ Πρίαμον* für *Πρίαμος*), so halte ich mich auch an die buchstäbliche Zahl und verstehe wörtlich des Dichters *funfzigstes* Jahr, d. h. die Zeit zwischen seinem neunundvierzigsten und funfzigsten Geburtstage, also das Jahr 739; und zwar nach Andeutung der *frischen Blumen Vers* 32, so wie der *beweglichen Wasser* (des zu durchschwimmenden Tiberstroms, I, 8, 8; *Satiren* II, 1, 7 fg.) etwa im Frühlinge. Dass Horaz diese Ode dem Buche gleichsam als Prolog vorangestellt, würde nur dann berechtigen, dieselbe mit *Franke* unmittelbar vor der Herausgabe selbst, 741, gedichtet zu halten, wenn sie wirklich mit dem Zwecke eines Prologs, wie z. B. I, 1, gedichtet wäre: das ist aber, wie jeder sieht, nicht der Fall und würde voraussetzen, Horaz habe sich in seinen alten Tagen ausdrücklich noch einmal verliebt, um eine solche Prologode schreiben zu können. Bei *Ode* 3 sehe ich keinen Anstand, warum wir nicht dieselbe als ein Denkmahl des Erfolgs und der Genugthuung sollten ansehen dürfen, die der Dichter über sein Säkulargedicht ärntete, so dass dieselbe gewissermassen als ein Epilog zu jenem, wie *Ode* 6 als ein Prolog desselben zu betrachten wäre. Demgemäss würde für beyde das Jahr 737 vestgestellt. Andre haben die Entstehung der dritten sich in den Moment gedacht, wo August dem Horaz zum carmen saeculare den Auftrag gegeben: dieser Auftrag war ja aber bloss ein Zeichen des Vertrauens, welches der Herrscher in des Dichters Poesie setzte, nicht auch der allgemeinen Beistimmung, welche er sich durch die Art seiner Erfüllung erwarb, und die *Vers* 22 fgg. entschieden angedeutet wird. Höchstens könnte man annehmen, die Ode sey zu der Zeit gedichtet, da Horaz den beyden Chören römischer Knaben und Mädchen sein Säkularlied im Palatinischen Apollotempel einübte, wo er denn wohl öfters, wenn er sich durch die Strassen dahin begab, das Geflüster der Menge, jenes „hic est!“ des *Persius* (I, 28), zu vernehmen bekommen mogte. Meinetwegen! *Ode* 5, eines der gemüthlichsten und poetischer Heiterkeit vollsten Stücke unter allen Horazischen Oden, zugleich das herzlichste und offenbar aus vollster Seele

des nun längst mild und ruhig gewordenen edlen Sängers gekommene Preisgedicht auf Augustus, gehört in die Herbsttage des Jahrs 740. Nämlich *nach* den Rätischen Siegen von 739 *muss* das Gedicht entstanden seyn; denn von Germanien wird so gesprochen, dass die dorther drohenden Besorgnisse als beseitigt erscheinen (*Vers* 26 fg.). Die Heimkehr des Augustus selbst aber haben wir in den Frühling 741 zu setzen: die Tiber hatte ihre gewöhnliche Ueberschwemmungsunart geübt und das von dem siegreichen Herrscher einzuweihende Theater des Balbus unter Wasser gesetzt (*Dio* LIV, 25). Dass hier nicht etwa an eine Herbstüberschwemmung gedacht werden darf, ergiebt sich daraus, dass im weitern Verlauf dieser Dionischen Erzählung der Geburtstagsfeier des Kaisers, als in seiner Anwesenheit begangen, Erwähnung geschieht. Nun sagt Horaz *Vers* 28 fgg. „Jeder bringt den ganzen Tag in seinen Weinhügeln zu und zieht die Reben an den Bäumen in die Höhe.“ Diess war ein Geschäft, welches man auf trocknem und felsigem Boden im Herbst, vom Oktober bis December, vornahm; in feuchten und fetten Ebenen im Frühling, vom Februar bis zur Nachtgleiche. Aber in dieser Zeit bringt kein Mensch ganze Tage in seinen Weinbergen zu; also bleibt auch von dieser Zeit die Annahme der Herbstzeit gesichert. Und dass die Ankunft des Fürsten demnächst erwartet wurde, also jedesfalls das letzte Jahr der Abwesenheit gedacht werden muss, ist aus dem Ausdrucke der allgemeinen Sehnsucht zu entnehmen. *Ode* 7 setzt man ziemlich willkührlich in's Jahr 738, worüber sich schon *Franke* S. 219 misbilligend äussert, indem man seiner Ansicht nach eben so gut jedes andre Jahr von 737 bis 741 wählen könnte. Ich mache gerade für diese Ode das oben angeführte Argument gelten, dass darum, dass mit den Siegsliedern auf die Neronen der Impuls zu Veröffentlichung eines *vierten* Buches gegeben worden, nicht alle Oden dieses Buchs nach diesen Siegsliedern, noch auch nach 737 und dem Säculargedichte gedichtet zu seyn brauchen. Die Ode ist, was die entschiedene Gleichheit des Tons und Inhaltes lehrt, chronologisch nicht weit entfernt von *Episteln* I, 5, mit welcher sie auch den Addressaten gemein hat. Dass dieser der mit dem Ehren-

namen *Torquatus* zubenannte *Cajus Nonius Asprenas* sey, haben wir bei Gelegenheit dieser Epistel der scharfsinnigen Argumentation *Weichert's* bereits zugestanden: nur muss ich wiederholen, dass mir die Voraussetzung, derselbe sey bei dem Trojaspiele des Jahrs 726, also muthmasslich allenfalls als Jüngling von achtzehn Jahren, verletzt worden[228]), folglich 734, wo allem Anscheine nach die Epistel an ihn geschrieben ist, sechsundzwanzig Jahre alt gewesen, nicht plausibel ist. Weder die Ode noch die Epistel zeigen einen Ton des älteren Mannes gegen einen jüngeren, wie es *Weichert* (S. 310) vorkommt, und wie er sich z. B. in den Episteln an *Lollius*, *Scäva* und überhaupt in Gedichten an jüngere Zeitgenossen darstellt; sondern vielmehr den der vollkommensten kameradschaftlichen Gleichheit. Wie hätte z. B. Horaz, der fünfundvierzigjährige Mann, einen Jüngling von höchstens sechsundzwanzig, an den Erben erinnern können, wie er doch in der Ode *Vers* 19 thut? Ich nehme also eine angemessene Gleichaltrigkeit beyder Individuen an, so dass Asprenas höchstens etwa fünf bis im äussersten Falle zehn Jahre unter dem Horaz hatte. Wegen der Ode und Epistel stimme ich aber im Uebrigen *Weichert* bei, dass sich die *Vers* 24 der ersten erwähnte pietas auf das Interesse beziehe, mit welchem Torquatus die Sache des Rhetors *Moschus* (Epistel *Vers* 9), als welcher muthmasslich sein Lehrer gewesen, vertheidigt hatte. Demzufolge würden wir die Ode etwas später zu setzen haben, als die Epistel. Da nun letztre, wie wir oben wahrscheinlich gefunden, im Jahre 734, mindestens 733, und

228) *Weichert* calculirt so. Der ludus Trojae wurde ganz abgestellt (nämlich für die Regierungszeit des Augustus: denn unter *Cajus* finden wir ihn wieder bei *Dio* LIX, 7), als *Asinius Pollio* sich beschwerte, dass sein Enkel dabei ein Bein gebrochen. Diess letztemal der Aufführung ist 741. Das zunächst vorhergegangene Mal liegt hinter einem langen Zeitraume von 15 Jahren, 726. Es muss also auch da etwas vorgegangen seyn, was dem Kaiser die Lust an diesem seinem Lieblingsschauspiel verleidete; was könnte diess eher seyn, als eine Verletzung des *Nonius Asprenas*, wahrscheinlich ebenfalls ein Beinbruch? Dieser Calcul gefällt auch mir ungemein, ist aber doch noch keine Evidenz, und muss *innerlicher* gegründeten Wahrscheinlichkeiten weichen.

zwar, was gewiss ist, am Vorabende des kaiserlichen Geburtstages, dem 22. September, geschrieben ist, so setze ich die erstere, deren Anfang sogleich die Frühlingszeit als Abfassungsepoche kund giebt, ein halb Jahr später, also in einen der Frühlinge 734 oder 735 [229]).

Ode 8 ist allem Anscheine nach an jenen *Cajus Marcius Censorinus* gedichtet, welcher im Jahre 746 mit dem *Cajus Asinius Gallus* Consul gewesen ist und von *Vellejus Paterculus* II, 102, 1 als ein Mann bezeichnet wird, „der sich um Menschenwohl verdient zu machen geschaffen war.“ Darin hat nun ohne Zweifel *Franke* S. 220 Recht, dass er den Leser auffordert, „die Ode in dem Zeitraume entstanden zu halten, wo die übrigen Gedichte dieses Buchs entstanden sind,“ womit er natürlich die Periode von 737 bis 741 meint, und somit *Kirchner's* Annahme, der auf seiner Tabelle 743 (wo muthmasslich also Censorinus Prätor war), so wie die *Grotefend's*, der gar 746, Horazens Todesjahr, bestimmt, zurückweist. Weiter lässt sich hier auch in der That nichts sagen, wenn schon übrigens Franke die schnakische Emphase, mit welcher hier sein lateinischer Ausdruck den Leser apostrophirt, geschmackvoller auf der Seite gelassen hätte. *Ode* 9 ist wegen des in derselben besungenen älteren *Lollius*, Vaters der beyden mehrgenannten jungen Lollier, Consuls im Jahr 733, vielbesprochen: der Charakter des Mannes, durch widersprechende Urtheile des Dichters und der Geschichtschreiber in einem zweydeutigen Lichte stehend, ist noch jetzt nicht auf's Reine gebracht. Man hat sich dahin geneigt, Horazens Dichtung im Sinne schmeichlerischer Mehrdeutigkeit auszulegen; eine Interpretation, die lediglich aus der Gewöhnung

229) Auffallend ist, dass Horaz für zwey, im Inhalte einander sehr ähnliche, übrigens aber zeitlich um mindestens ein Jahrzehent auseinanderliegende *Oden* IV, 7 und I, 4 das epodische Versmaass gewählt hat. Da diess auch mit I, 7 und 28 der Fall ist, alle drei Lieder aber die Flüchtigkeit des Lebens und folgenweise die Empfehlung, dasselbe zu geniessen, als Vorwurf haben, so beweist schon diese übereinstimmende Verwandschaft zwischen Gehalt und Form, dass Horaz ein tiefes Gefühl von der Bedingtheit des einen durch das andre besass.

moderner Gelehrtendruckserei hervorgehen konnte. Ich glaube, dass Horaz den Mann tief und richtig erkannte, seine edlen Seiten wahrhaft ehren wollte und gegen dessen Schwächen demohngeachtet keineswegs blind war. Vielmehr nimmt er in der Ode etwas von dem Standpunkte jener Pindarischen Superiorität, auf welchem dieser altgriechische strenge Lyriker Könige und Helden meistert. Der Fehler des Lollius scheint mir aber weniger die Geldgier, welche ihm im Publikum nachgesagt wurde, weil seine plötzliche Ungnade bei Cajus Cäsar, Agrippa's Sohne, einen ostensiblen Grund bekommen musste, als eine, auch dem Sohne bei Horaz *Episteln* I, 18, 1 fgg. in Milde verwiesene aristokratische hauteur, ein hartnäckiger Stolz, Zuversicht auf sich selbst und daraus folgende Eigenwilligkeit, die des vesten Charakters Klippe zu seyn pflegt. Nicht umsonst konnte ein die Menschen tief und schlau durchdringender Kopf, wie Oktavianus Cäsar es war, einem solchen Manne die grossen Nachtheile und die Schmach einer Niederlage, wie die des Jahrs 738, verziehen, nicht umsonst ihn seinem jugendlichen Enkel als Mentor zur Seite gegeben haben! Aber auch im sittlichen Ruhme heisst es: vae victis! Da des Lollius Feind, Tiberius, der die Intrike wider denselben zu spinnen hatte und in dieser Kunst von der Frau Mama und Allergnädigstem Herrn Stiefvater her etwas leistete, der herrschend Siegreiche blieb, so fiel natürlich auch ihm und seinen Trabanten des Lollius Geschichte und seine für die Nachwelt vestzustellende Beurtheilung anheim, und auch diessmal, wie so oft, that die fable convenue das Ihre. Ich stimme übrigens mit *Franke* S. 220 fgg. überein, dass ein Motiv zu unsrer Ode der Trost war, den Horaz den von ihm erkannten und ernsthaft geachteten Manne über den wegen jener fatalen Niederlage erlittenen Unglimpf gewähren wollte; glaube jedoch nicht, dass die Ode desshalb in demselben Jahre oder dem gleich folgenden, 738 oder 739, gedichtet ist. Denn da Lollius trotz der Niederlage nicht in Ungnade fiel, so ist auch wahrscheinlich, dass er bei August in Germanien blieb: wenigstens lässt ihn *Dio* LIV, 20 nach der Niederlage sich wieder rüsten. Es ist also zu vermuthen, dass er den Kaiser abwartete und dann ihm mit seiner Kennt-

niss des Landes und der Verhältnisse berathend zur Seite blieb. Ich mögte daher wohl glauben, dass die Ode nach der Rückkehr sämmtlicher hohen Personen im Frühling 741 gedichtet und eine der spätesten des ganzen Buches sey.

Ode 10 ist ein mit 1 gleichzeitiger lusus poeticus, bei dem ich nichts dagegen habe, wenn man ihn als zum Zeitvertreibe nachgetändelte Uebersetzung aus dem Griechischen hält [230]). Die spätere Ode ist auch chronologisch die spätere. *Ode* 11, merkwürdig dadurch, dass sie des *Mäcenas* Namen zum letztenmale enthält, obgleich in ihr jenes summa dicende Camena *Episteln* I, 1, 1 nicht buchstäblich zur Erfüllung gekommen ist, setzt man allgemein (s. *Franke* S. 222) 738. Da widersprechen sie sich aber selber, sofern sie Ode 1 als eine spätere setzen, und übersehen die Bedeutung des Anfangs Intermissa Venus *diu.* Ich glaube zu dem mit dem Ligurinus wieder aufgenommenem Venusdienste gehört dieser finis amorum der eilften Ode und ich setze sie auf den 13. April 740 oder 741. Der fast elegische Schluss dieser Ode scheint mir ein Seufzer über getrübte Lebenstage, ohne Zweifel wegen der mehr und mehr sich zerrüttenden Gesundheit des Freundes. Wollte man uns einwenden, dass dann auffalle, warum wohl Horatius jede dessfallsige Anspielung vermieden habe, so denken wir uns, für uns, dass viele kränkliche Personen nichts weniger gern sehen, als wenn von ihrer Krankheit gesprochen oder auch nur entfernt darauf angespielt wird. Es gehört zu ihrem Aberglauben, dass diess vermieden werden müsse. Dergleichen Dinge wollen wir aber in einer philologischen Abhandlung ja nicht laut sagen. Von *Ode* 12 sehe ich jetzt als abgemacht an, dass dieselbe an einen Leibarzt der Neronen, Namens *Virgilius*, ohne Zweifel einen Verwandten des Dichters Virgil, und so dem Horaz schon um der Erinnerung des geliebten Musengenossen theuer, gedichtet sey. Auf diesen passt sowohl der Ausdruck merx von

230) Wozu *Orelli's* Commentar das Material liefert. Die von diesem angeführte *Epistel* 19 des Philostratus, deren Original mir im Augenblicke nicht zur Hand ist, fängt mit einem Dichterfragment an: denn die Worte *ταχέως σε θεασαίμην γενειῶντα* sind drei Ionici a minore, wenn man allenfalls *θεαοίμην* corrigirt.

einem kostbaren und seltnen Parfüm, wie das *Nardenöl* [231]) war, das aber den officinellen Leuten (die alten Aerzte dispensirten selber) natürlich nicht fehlen konnte; als das Studium lucri: denn renommirte Aerzte hatten in Rom eine starke Praxis und noch stärkre Einnahme. Was neuerdings *Dillenburger* hier für den Dichter Virgil geltend machen will, ist Alles aus dem bekannten Kapitel: „Der Hecht ist blau" entlehnt. Die Ode hat ganz die heitre Wärme und milde Rundung dieses poetischen Nachsommers und gleicht in dieser Hinsicht sehr der *fünften*. Mir scheint sie in derselben Zeit, Frühling 741, gedichtet. *Ode* 13 mag allerdings 736, wie *Kirchner* annimmt, oder 737 bis 738, wie *Dillenburger*, gesetzt werden müssen: es ist ein Nachgesang zu III, 10, und wir dürfen jedesfalls statuiren, dass der Dichter damals den Liebeshändeln noch nicht ganz entsagt hatte; denn sonst hätte es ihm unmöglich ein Vergnügen machen können, eine ehemals ihn verschmähende Schöne wegen des Hinwelkens ihrer Reize zu verhöhnen. Das Schlusslied dieses Buches und der sämmtlichen Oden in'sgemein dünkt auch mir ein Friedenshymnus nach der Rückkehr Augusts im Frühjahr 741 zu seyn, zu dem eine erneute Aufforderung an den Dichter, nunmehr die in Germanien geführten Kriegsthaten ihrer Gesammtheit nach zu besingen, Veranlassung gab. Das Gedicht hat mit III, 4 in Gedanken und Ton Aehnlichkeit, ist aber milder, ruhiger, gemüthlicher. Dass die dritte unter August erfolgte Schliessung des Janustempels für das Jahr 744 problematisch und dafür eher 748 anzunehmen sey, wo Horaz von keinem geschlossnen (*Vers* 9) noch geöffneten Janus mehr singen konnte, und dass den Auslegern, welche die Ode in diess Jahr 744 rücken, die Bedeutung des *tua*, Caesar, *aetas* — Janum clausit (*Vers* 4 fgg.) entgangen ist, hat *Franke* S. 223 fgg. gründlich erwiesen.

An diese letzten lyrischen Bestrebungen, von dem Friedens- und Segensstande des beruhigten Römerreiches unter

231) S. darüber meine *Elegischen Dichter der Hellenen* S. 762 fg. und über das Geldverdienst der Aerzte in Rom *Plinius* H. N. XXIX, 1, 5.

einem seiner Aufgabe gewachsenen Monarchen aus selbst beruhigtem und überzeugtem Gemüthe Zeugniss abzulegen, schliessen sich unmittelbar die drei letzten Dokumente der Horazischen Musenkunst überhaupt, die beyden ein *zweytes Buch der Episteln* ausmachenden Sendschreiben an *Augustus* und *Julius Florus*, so wie der vereinzelte *Brief an die Pisonen*, der, weil ihn *Quintilian* Epistola ad Tryphonem 2 und VIII, 3, 60 als einen liber de Arte poetica anführt, gewöhnlich auch so bezeichnet wird. Mir ist das Wahrscheinlichste, dass diese drei Briefe jeder für sich sogleich, als sie an ihre Addressen abgegangen waren, auch buchhändlerisch veröffentlicht worden sind, nach des Dichters Tode aber die ersten beyden ohne den dritten bloss desswegen als ein zweytes Buch von Episteln zusammengestellt wurden, weil sich des dritten bereits die Grammatiker als eines praktischen Leitfadens für ihre pädagogischen Zwecke bemächtigt hatten. Durch sie allein auch gewiss, und durch frühzeitige gesonderte Commentation in den Schulen, kam die Inhaltsbezeichnung de Arte poetica oder schlechthin Ars poetica auf, deren sich dann *Quintilian*, selbst Grammatiker, weil sie unter seines Gleichen einmal gangbar war, bediente. Von Horaz rührt dieser Titel ganz zuverlässig nicht her, eben so wenig als er die Inhaltsanzeigen seiner Oden und Satiren verfasst hat, welche denselben aus den Handschriften in die Ausgaben gefolgt sind. Dass die drei genannten Episteln nach einander an's Licht getreten sind, dass sie chronologisch so, wie sie so eben aufgeführt worden, auf einander folgen, dass namentlich der Brief an die Pisonen das späteste und letzte Produkt des Horazischen Griffels, nicht aber, wie Einige aus dem ganz allgemein hingeworfenen *alias*, justum sit nec ne poema — genus hoc scribendi (satiricum) *Satiren* I, 4, 63 fg. gefolgert haben, als Ausführung dieser Ankündigung, in des Dichters Blüthejahren verfasst ist, lehrt sowohl der fortschreitende Zusammenhang des Inhaltes, als die Gleichheit, Gemessenheit und ruhige Gemüthlichkeit des Tones. Es ist durch *Suetonius* bezeugt, dass die fragliche *erste* Epistel des *zweyten* Buchs durch Aeusserungen des Augustus, warum Horaz nicht auch in *Sermonen* ihn selbst zum Correspondenten seiner

Darstellungen gewählt habe, veranlasst worden [232]). Wie nun die Sache eigentlich zusammenhänge, wir haben von Seiten der Freunde und Bewunderer der Horazischen Muse, und namentlich von Seiten des Herrschers, direkt und indirekt, nach den glänzenden Leistungen des Säkularhymnus und der Oden des vierten Buchs fortwährende Anliegen, sich in immer neuen poetischen Lustfeuerwerken anstaunen zu lassen, von Seiten des Poeten aber eine wachsende Indisposition wider diess wohlwollende, aber doch auch lästige Ansinnen vorauszusetzen. Augustus hegte den rühmlichen Sinn, sein Zeitalter durch den Schimmer eines genialischen Geisteslebens zu illustriren, und suchte in dem seinem Volke mehr und mehr zugänglich gemachten Genusse der schönen Künste einen Ersatz für die politische Freiheit herbeizuschaffen: er diente den Musen, damit sie ihm dienen mögten, und hatte natürlich die trifftigsten Gründe, die edlen Geister seiner Zeit nicht bloss auf seiner Seite und mit seinem Hofe befreundet zu

232) Ich muss hier auf das Unzusammenhängende in der Darstellung der Suetonischen Vita, was den Punkt der Antheilnahme Augusts an den Horazischen Werken betrifft, zurückkommen. „Auf dessen Schriften," heisst es, „hielt er so viel, und war überzeugt, dass sie der Unsterblichkeit theilhaft seyn würden, dass er ihm nicht nur die Abfassung des Säculargedichts auflegte, sondern auch den Vindelicischen Sieg seiner Stiefsöhne Tiberius und Drusus, und ihn desshalb nöthigte, den drei Büchern der Oden nach langer Zeit ein viertes zuzufügen; *nach Lesung aber einiger Sermonen* u. s. w." Diese Sermonen, seyen nun damit blosse Satiren, oder Satiren und Briefe gemeint, kannte natürlich Augustus längst, als er dem Dichter das Säkularlied und die Siegshymnen auf die Stiefsöhne auftrug. Diese beyden Data durfte also Sueton nicht als auf einander folgend betrachten, sondern er bringt sie als getrennte Beispiele der Achtung bei, die August für Horazens Muse hegte. Da nun *Episteln* II, 1 unverkennbar später als selbst das Säkulargedicht und jene Siegslieder verfasst und das drittletzte der Horazischen Gedichte überhaupt ist, so folgt auch, dass selbst zwischen jener Aeusserung in Betreff der Sermonen: *„Du sollst wissen, dass ich dir zürne, dass du nicht in dergleichen Schriften vornehmlich mit mir redest* u. s. w." und dem Zusatze *Sueton's:* „Und er presste ihm die Epistel aus, deren Anfang u. s. w." (die gedachte II, 1) kein Caussalzusammmenhang zu suchen, sondern diese auf irgend ein späteres Andringen des Machthabers erfolgt ist. S. auch oben meine Anm. 147.

wissen, sondern auch diese freundschaftliche Beziehung durch deren Musenwerke vor Mit- und Nachwelt bezeugt zu sehen. Nun aber fand hiebei das eigne Misgeschick statt, dass alle jene trefflichen Talente, welche noch auf dem Boden der republikanischen Freiheit aufgesprosst, von ihm aber in die Aera der Monarchie mit hinübergenommen waren, frühzeitig und meist vor ihren Jahren dahinschieden: Virgil war 735, Tibullus 736, Properz 739 verstorben; auch Varius, dessen Dichtergabe ohnehin schwerlich der allgemeinen Schätzung in dem Grade, wie die übrigen, genoss, war wenigstens um die Zeit der ersten Epistel des zweyten Buchs (vgl. *Vers* 245 fgg.) ebenfalls todt. Horaz war der einzige Ueberlebende; und Erörterungen des Fürsten gegen ihn, durch welche Mittel einem so schmerzlichen Abgange entgegenzuwirken und die Lücken durch neue Herolde der eingetretenen glücklichen Zeiten auszufüllen seyn mögten, vor allem aber Aufmunterungen, in poetischer Fruchtbarkeit selbst unermüdlich zu bleiben, müssen den Hauptinhalt der jetzt unvermittelten und durchaus zutrauensvollen Annäherungen gebildet haben; bei denen Horaz, wie gerade der Eingang der vielbesagten Epistel zeigt, die wechselseitige Würde und Schicklichkeit mit vollkommenster Haltung und Taktvestigkeit wahrte. Andrerseits aber war August, in dem Train seiner öffentlichen und häuslichen Sorgen, seinen Zerstreuungen, seiner Sinnlichkeit, seinem Phlegma, auch dennoch nicht so tief und so herzlich von der Liebe zu den Musen ergriffen, um deren Pflege sich zu einem eigentlichen Geschäfte seines Lebens zu machen. Wie grosse Herren es in der Gewohnheit haben, er wollte mehr fertige Resultate vor sich sehen, als sie sich in Musse und Geduld allmählich gestalten und entwickeln lassen; auch hielt er wohl, ein wenig knapp mit dem Gelde, wie ebenfalls grosse Herren, wenn sie selbst regieren und wissen, wozu man Alles Geld braucht, es zu halten pflegen, mit eigentlich glänzenden Aufmunterungen an sich. Verwöhnt durch die wirklich bedeutenden Talente, die er um sich gehabt hatte, traute er einem frischen Anwachs nicht sonderlich; kurz er sprach mehr davon, dass er die Musenkunst emporbringen mögte, als dass er so frisch und so eifrig, wie es hätte geschehen müssen,

Hand anlegte. Ausserdem aber fühlte Horaz, als ächter Dichter, dass auch im Grunde mit der einseitigen Gönnerschaft eines Herrschers, dem denn doch hauptsächlich darum zu thun war, seine eigne Herrlichkeit im Lichte der Musen widerleuchten zu sehen, der Lage der Dinge nicht gründlich geholfen sey; dass der Dichter der *allgemeinen* Zustimmung, der aura popularis, der Wurzelung im volksthümlichen Fühlen und Leben bedürfe, um sich so ganz in seinem Elemente zu behagen. Hier starrte ihm nun die Medusa der altrömischen Steifgläubigkeit und Verblendung für das Alte und Ueberlieferte, die sich seinen eignen jugendlichen Versuchen wie Blei angehängt hatte, um seinen Aufflug zu lähmen, entgegen; und mit der freimüthigen Offenheit, die sein Charakter war, die liberalen Absichten des Herrschers anerkennend, aber zugleich sie auf das, wovon eigentlich auszugehen war, linde zurückführend, weist er nun in jener *ersten* Epistel vor Allem darauf hin, dass, um den schönen Geistern in einem beruhigten Staate Lust und Muth zur Produktion zu erregen, keineswegs bloss eine bereitwillige Grossmuth in den höchsten Regionen genüge, sondern auch ein Halt in den öffentlichen Gesinnungen überhaupt vonnöthen sey, der sich zur Zeit bei den Vorurtheilen des römischen Volks noch nicht finde, da dasselbe mit gedankenloser Bigotterie an dem Zeitalter seiner alten und rohen Geister, die um die Zeit der Punischen Kriege Latiums Muse durch griechische Kunst zu beleben suchten, ohne ihr einen eigentlichen Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gewähren zu können, vesthänge und von einem Fortschritte aus jenen Anfängen nichts wissen wolle. „Dein Zeitalter," spricht der Dichter den Augustus an, „erkennt sehr wohl die Bedeutung und Grösse, zu welcher du es erhoben hast und lässt dir als Lebendem die Gerechtigkeit widerfahren, welche andern Heroen der Menschheit, die in ihren Epochen Ausserordentliches und an die Thaten der Götter Reichendes leisteten, nur im Tode zu Theil wurden. Ist es aber gegen deine Person billig und rücksichtsvoll, so unterstützt es nicht eben so einsichtig deine Bestrebungen. Dein Wunsch, auch in der Dichtkunst eine Aera des Aufschwunges und des Blüthenglanzes heraufzuführen, wird durch seine

schroffe Voraussetzung, nur die *alten* Dichter seyen *gute* Dichter, am Allermeisten beeinträchtigt. Hier verweilt nun Horaz bei dieser Voraussetzung und weist, zu Nutz und Frommen des harthörigen Publikums, dem er unter einer solchen Aegide in aller Ruhe die Wahrheit sagen konnte, nicht ohne Schärfe und dem gerechten Unmuthe des sich in seinem Rechte selbst verletzt fühlenden und von der Kurzsichtigkeit verkannten Talentes, ihre Absurdität nach. Dieselbe Schule geistloser Kleinmeister und grammatischer Pedanten, welche in emphatischer Bewunderung alles Altrömischen gleich anfangs dem neue Wege suchenden Dichter verunglimpfend entgegengetreten war, und welche durch ihr unermüdlich fortgesetztes Geschrei dem gedankenlosen Haufen seinen Geschmack machte, bemühte sich nach wie vor, den neuen, aufstrebenden Geistern ein böses Spiel zu machen: „Ihr habt euren Ennius, Nävius, Accius, Pacuvius, Plautus u. s. w., jene trefflichen Alten, die ja für unsre Verhältnisse ganz und gar das sind, was den von diesen Neulingen angepriesenen Griechen ihr Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides, ihr Aristophanes u. s. w. gewesen sind: was könnte denn denen in der jetzigen Zeit an die Seite gestellt werden, was sind gegen sie diese Virgile, diese Varius, dieser Horaz?“ Wenn hiebei, und auch in Horazens Erörterung, die Debatte sich vorzugsweise um die Bühnendichter dreht, so ist hievon der Grund, dass eben die grössere Menge Poesie nicht durch Lektüre, sondern lediglich durch das Anschauen auf den Bretern kannte; daher es denn auch die Ambition der auf Popularität ausgehenden jungen Poeten (z. B. auch des Einen Piso in der Ars poetica) war, sich vor dem Volke am Allerangelegentlichsten mit *dramatischen* Produktionen zu zeigen. Das Aesthetisiren und Versemachen war seit jenen ungeschlachten Versuchen, auf einmal eine Litteratur zu schaffen, zu einer Modemanie der Weltbezwinger geworden: sie wollten einem Volke, dass ihnen diente und ihnen dennoch unablässig von ihrer Barbarei vorschwatzte, auch diesen Kranz abgewinnen; und wie bei uns im Gottschedischen Zeitalter schien es dazu keines Weiteren zu bedürfen, als dass man beliebig den einen Reimschmied Homer, den andern Pindar taufte, und für die

Fächer, die etwa noch unbesetzt schienen, irgend ein stolzer Grammatikus einen seiner Zöglinge aufforderte, des Vaterlandes Mimnermus, Antimachus oder Rhianus zu werden, und sie ohne Weitres es wurden. Mit Recht sieht Horaz diess kindische Treiben als eine Frucht des langen Friedens an (*Vers* 102 fgg.), findet es auch harmlos und unverfänglich; nur dass sich eben daraus der Wahn erzeugt, als müsse nun jeder, der eine Feder anrührt, auch sofort wissen, was zu einem guten Gedichte gehöre und demzufolge die grösseste Confusion des gesunden Urtheiles zur Tagesordnung wird. Gleichwohl beweist eben dieser allgemeine poetische furore, wie sehr die Poesie zu den innersten Bedürfnissen des den wilden Zuständen der Ungeselligkeit entwachsenen Menschen gehört; was den Dichter veranlasst, der Geschichte derselben in Italien einen kurzen, aber geistreichen Ueberblick zu widmen (*Vers* 139 fgg.). Das Hauptübel des Römers ist, dass er den Fleiss und die Feile scheut (*Vers* 167), eine Unart, welche Horaz bereits in seiner frühsten Zeit an dem Lucilius zu tadeln fand (*Satiren* I, 4, 9 fgg. und 10, 1 fgg.), und die er noch zuletzt gegen die Pisonen (A. P. 263 fgg.) auf's Schärfste rügt. Man hat ihm diese Formstrenge als ein Zeichen vorgeworfen, dass er von Poesie an sich nur einen formalen Begriff gehabt und sie auch in den eignen Bestrebungen lediglich als mühevolle Anstrengung und rhythmisches Bienenwerk aufgefasst habe: man hätte bedenken sollen, dass in der That das Genie häufiger ist, als der Fleiss, und dass ein Geist erster dichterischer Grösse, *Goethe*, auch seinerseits erkannte, dass das grössere Verdienst des Dichters in der Gabe besteht, seinen genialen Erzeugnissen durch geduldige Wartung und Pflege die erscheinende Vollendung zu geben. Den Dichter als Subjekt kann man gelten lassen, so lange er auch bloss ein wildes Genie bleibt: die Dichtung, als von ihm abgelöstes, freies Werk, wird, ohne die mögliche formale Vollkommenheit erlangt zu haben, nie auf die Dauer zu befriedigen und immer neuen Genuss zu gewähren vermögen.

Wenn aber Horaz überhaupt tiefe Blicke in das Wesen und den Geist der Poesie gethan hat, so zeigt sich diess in keinem Stücke herrlicher und in höherem Grade ihm zur Ehre

gereichend, als wenn er in der von ihm mit Recht so innig und aufrichtig bewunderten Grösse der Griechen das Motiv heraushebt, dass es ihnen lediglich um die Poesie selber zu thun war; dass sie damit nichts verdienen wollten, noch auf blosse Nebenzwecke ausgingen (*Epistel* 175 fgg. A. P. 324 fgg.). Hat denn nicht jederzeit, und am Meisten bei uns, den Zwecken der Dichter am Meisten geschadet, dass sie nicht der Poesie rein um deren selbst willen huldigten, dass sie nicht aus einem göttlichen Impulse als einfache Kinder der Muse getrieben wurden, dass sie durch die Poesie ihre eigne Person oder die Moral, oder die Religion, oder die Policey fördern wollten? Ist aber einerseits des Dichters eigne Sorglosigkeit und Gemüthskälte an einem schlechten Erfolge seiner Hervorbringungen Schuld, so entwaffnet andrerseits den wirklich begeisterten und nach dem Höchsten strebenden Sänger die Gleichgültigkeit und Zerstreuung des Publikums (*Epistel* 177 fgg.). Es ergeht völlig schon in Horazens Zeitalter, wie es im Prologe zum *Faust* steht:

„Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh;
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen:
Was plagt ihr armen Thoren viel
Zu solchem Zweck die holden Musen?“

Dessgleichen wollen sie mehr gaffen und zu sehen kriegen, als empfinden, und prächtige Aufzüge, Rosse und Reiter, ja Bären und Ungeheuer, sind ihnen lieber, als die edelsten Gefühle des Dichters, die interessantesten Situationen und Charaktere; wie ebenfalls auf mancher neueren Bühne und manchem königlichen und unköniglichen Theaterintendanten der Theaterschneider, Maschinist und Balletmeister, ja zuletzt Bärenführer, Hundedressanten und Elephantenkornaks, mehr gelten als der Dichter, ja die Muse selber. Auch die Auswahl des Publikums lässt sich zuletzt von dieser Augenlust und diesem Augendurst hinreissen (*Vers* 187 fgg.). Dazu kommt der teuflische Lärm, den sie im Theater treiben (die noch jetzt stehengebliebene Unsitte der Italienischen Zuschauer), den sie höchstens einstellen, wenn in Gold und Purpur prun-

kend ein Lieblingsacteur auf das Proscenium tritt, den sie unsinnig beklatschen, ehe er noch ein Wort über die Zunge gebracht hat, um dann auch bei den herrlichsten Stellen unbekümmert fortzuplaudern (*Vers* 194 fgg.). Nun aber ist denn doch nach Allem diesem auch nicht in Abrede zu stellen, dass die Dichter selbst ihre Forderungen an das Publikum und an die Gönner zu hoch spannen, dass sie zur Unzeit empfindlich sind, und von einer Aufnahme der Poesie träumen, wie sie in einer sublunarischen Welt einfürallemal nie stattfinden wird (*Vers* 214 fgg.). Mit dieser Wendung lenkt der Dichter fein und sinnreich ein, dem Augustus nahe zu legen, wie er es ungefähr anfangen müsste, um der Dichtkunst zahlreichere Zöglinge zu gewinnen: denn was von *Vers* 219 an von den Poeten selbst als ihrem ungeschickten Benehmen zuzumessen ausgesagt wird, trifft doch auch den hohen Gönner selbst, in wiefern er über solches Ungeschick nicht hinwegsieht, jene Empfindlichkeit nicht schont, sich nicht angelegentlicher nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der heranstrebenden Talente erkundigt und ihnen unter die Arme zu greifen sucht. Hier legt nun Horaz den grössesten Accent auf, indem er den Punkt in den Vordergrund rückt, dass es den grossen Herren nicht darum zu thun seyn darf, *dass* sie besungen werden, sondern darum, *wie* es geschieht. Auch hier mogte Augusts Geschmack sich zuweilen einige Blösse geben; er war dem realistisch Derben und Burlesken zugeneigt, und hatte etwas sowohl von jener zähen Anhänglichkeit des Altfränkischen, als von jener nach Bären und Spektakel begierigen Schaubegehrlichkeit. Sich selbst aber verwahrt der Dichter schlüsslich nochmals auf das Nachdrücklichste, dass er sich nicht geschaffen fühlt, den Herold der kaiserlichen Geschichtsthaten in längeren und epischen Werken seinerseits abzugeben.

Wie wir überhaupt zu bemerken haben, dass wir den Dichter in dem letzten Theile seiner poetischen Produktionen, d. h. dem Säkularliede, dem vierten Buch der Oden (namentlich unzweifelhaft in *Ode* 1; 3; 6; 10; 12; 13; 15; wahrscheinlich aber auch in 2; 4; 5; 8; 9 und 14); dessgleichen in den drei letzten Episteln, zu Rom antreffen, wohin ohne

Zweifel ihn die Anwesenheit des Augustus manchmal selbst wider eigne Neigung führte, so hatte er sich während dieser Periode offenbar wieder mehr auf das Leben eingelassen und seiner philosophischen Musse einigermassen Valet gesagt. Er konnte, als in den höchsten Kreisen beliebter, hochangesehener, durchaus anerkannter und verehrter Meister des Liedes, seines Ruhmes geniessen; und da er von Haus aus ein geselliges, dem Augenblicke sich hingebendes, lebenslustiges Gemüth war, so gehorchte er auch jetzt wieder lediglich seinem Sterne und setzte sich als zufriedener Gast der Götter an den ihm durch ihr willfähriges Wohlwollen bereiteten Tisch. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenigstens einzelne dieser Lieblinge des Himmels über den vielfältigen Jammer der Erde hinausgehoben und in einer Lage zu wissen, wo sie nicht, wie jener arme Teufel des Juvenalis,

„wo er her soll nehmen ein Betttuch,“

verzweifelt sinnen müssen! Dass ein guter Theil der Antipathie, welche Horaz in dieser letzten Periode seines Lebens empfand, das ihm von den Göttern gegebene Pfund in mussenhaft glänzender, seinen Namen bei der Nachwelt vertausendfältigender Münze fortwährend auszuprägen, auf Rechnung dieser geniessenden Behaglichkeit fällt; dass er noch Manches hätte dichten können, wenn er nur gewollt hätte; dass er, dem begehrlichen und dennoch undankbaren Publikum gegenüber, wie *Goethe*, aus dieses Publikums Augenpunkte gesehen, die Haltung eines Egoisten annahm: das wollen wir unbedenklich einräumen, ohne die Folgerung, dass er daran Unrecht gethan habe, gelten zu lassen. Das nächste Recht auf's Leben hat das in uns, was im besten und eigentlichsten Sinne wir selbst sind; auch persönlich sind wir, wenn wir Poeten oder überhaupt Kerle sind, von denen es der Mühe lohnt, dass sie existiren, eine Poesie; genug zu thun haben wir dabei Niemandem, als dem, der uns an Ort und Stelle gesetzt hat, und ob wir es gethan, darüber steht ebenfalls, ausser ihm, Niemandem das Urtheil zu, am wenigsten der leichtsinnigen, indiskreten, inconsequenten Welt, die doch zuletzt nichts von uns will, als dass wir, als ihre Bajazzo's, sie erlustigen oder, als ihre Knechte, ihr fröhnen sollen. Der

Gott in uns ist um unser selbst willen da: was wir von seinen Segnungen der Welt zukommen lassen, ist eine freie Gabe; immer, in letzter Instanz, gilt Schiller's Wort:

„die gemeinen Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind."

Die Abfassungszeit dieser *ersten* Epistel des *zweyten* Buchs bestimmt man zunächst nach 741 dessbalb, weil gleich im ersten Verse August als so viele Geschäfte *allein* auf sich habend genannt wird, in gedachtem Jahre aber, nach erfolgtem Tode des Lepidus, derselbe, und zwar am 6. März (*Ovid's* Fasti III, 419 fg.), auch die einzig noch von ihm getrennte der öffentlichen Sorgen, die Würde eines Oberpontifex (des summus episcopus) übernommen hatte. Was aber die Argumentation aus dem geschlossenen Janus (*Vers* 255) betrifft, dass demzufolge das Jahr 744 als Abfassungsjahr anzunehmen sey, da diese Schliessung gedachtem Jahre zugeschrieben wird, so ist bereits erwähnt, dass sich diese Annahme nicht bewahrheitet: auch sehe ich keinen Grund, über das Jahr 741 bedeutend hinauszugehen, wenn man einmal die Mitübernahme des Oberpriesterthums in den Begriff des solus im ersten Verse einzuschliessen nothwendig findet. Diese Nothwendigkeit will mir jedoch keineswegs absolut einleuchten: denn der ganze Eingang der Epistel geht lediglich auf die po i ische Thätigkeit des Herrschers, und es hat da seinen vollkommen richtigen Sinn, dass er solus zu besorgen hat tot et tanta negotia, wofür in alten Zeiten doch mindestens die zwey Consuln und zuletzt die drei Triumvirn waren in Anspruch genommen worden; und die geistliche Sorge, wenn sie hätte mit berührt werden sollen, mögte eben so gut mittelst eines eignen Specialeinschiebsels, wie das armis tutari, moribus ornare, legibus emendare, namhaft gemacht worden seyn. Dagegen finde ich im Verse 132 fg. eine unverkennbare Anspielung auf die Aufführung des Säcularliedes, und glaube demnach, dass das Jahr 737 als dasjenige gegeben sey, hinter welches wir mit der Entstehung der fraglichen Epistel nicht zurückgehen dürfen. Da besagtes Jahr überhaupt als die Epoche der entschiedensten und unbedingtesten Eingewöhnung des Dichters im Hause des August vest-

steht, so können sich seitdem tausend Veranlassungen zu jener Epistel ergeben haben, welche historisch aufsuchen zu wollen jetzt vergeblich bleibt. Als Schlussjahr, bis zu welchem diese Veranlassungen zu erstrecken erlaubt seyn dürfte, bleibt dann dasjenige aufzustellen, in welchem die zweyte Epistel, an *Julius Florus*, geschrieben seyn muss. Dass diese einfürallemal nicht in denselben Feldzug gehört, wie *Episteln* I, 3, wo sie dennoch dieser letzteren Epistel selbst vorzustellen wäre, sehe ich als ausgemacht an und weiss meines Orts dem, was *Kirchner* in seinen Quaestiones S. 38 fg. vorgebracht hat, nichts hinzuzufügen. Dem Jahre 743, in welches er diese Epistel setzt, trete ich bei; da ich, wie *Jacobs* vermischte Schriften V, S. 199, dieselbe als eine Ergänzung und Fortsetzung der an Augustus betrachte. Es ist also der Pannonisch-Dalmatische Feldzug, in welchen diessmal der fidelis amicus seinen Gebieter Tiberius begleitet hatte. Was nun die Epistel ihrem Inhalte nach betrifft, so ist ganz richtig dieselbe mit *Jacobs* als ein eigentliches Abschieds- und Absageschreiben an die Poesie zu erachten. Sie ist eine Ausgeburt des muthwilligsten humoristischen Behagens an dem Gefühle, dass der Dichter der entschlossenen Beharrlichkeit, sich selbst zu leben, und weder von Eitelkeit und Ruhmsucht, noch von den schmeichlerischen Bitten der Freunde fernerhin verführt zu werden, nichts mehr wird abgewinnen lassen. Der in's Feld gehende Freund hat einen fleissigen Briefwechsel für die Dauer der Abwesenheit ausbedungen, und um den trägen Correspondenten zu spornen, mit diesem Briefwechsel den Anfang selbst zu machen zugesagt (*Vers* 1 bis 22). Sein Brief ist eingetroffen, Horaz ist, seinem Vorbehalte zufolge, stumm geblieben, ein neues mahnendes Schreiben des Abwesenden ohne Zweifel erfolgt. Da diess nun gar auch noch zugesagte Gedichte einfordert, so nimmt der Poet Gelegenheit, alle mögliche Gründe leichtfertig aufzubieten, warum er dermalen Alles andre lieber seyn mag, als ein Dichter. Er befindet sich für's Erste in einer Lage, wo er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken ganz und gar nicht Ursache findet: einst machte er Verse, weil er, in edler Humanität zu Rom und Athen herangebildet, und

durch den erlittenen Lebensschiffbruch rücksichtslos geworden, Jugend, Unbesonnenheit und Lust, sich die Zeit nach Gutdünken und Laune zu vertreiben, in reichlichem Maasse besass, und was das heisse, ein Dichter seyn oder vielmehr als solcher auftreten zu wollen, nicht recht überlegt hatte (*Vers* 26 bis 57). Hätte er es überlegt, so würde er es wohl damals bereits haben bleiben lassen. Erstlich macht man mit dem, was man bringt, keinem eine Freude, da der eine diess, der andre jenes Genre begehrt, und keiner das, was dem andern gefällt, billigt (bis *Vers* 64). Sodann lebt man in Rom in einer Zerstreuung und einem Getümmel, dass unter solchem keiner seine Gedanken beisammenhalten kann, während die Muse Einsamkeit, Sammlung und Stille liebt (bis *Vers* 86). Die Art, wie es römische Poeten treiben, kann Horaz nicht mitmachen: da lobt immer einer den andern, um von ihm wieder gelobt zu werden, während sie alle nur mittelmässiges Zeug hervorbringen (bis *Vers* 108). Der rechte Dichter muss gegen sich selbst streng seyn, muss aus sich selber und seinem alltäglichen Getreibe herausgehen, Studien machen, die Vorzeit kennen, ihre Sprache zu Ehren bringen, selbst schaffend sie bereichern, scheinbar spielen und dennoch im Innersten sich martern und quälen (bis *Vers* 125). Horaz aber seinerseits, wie er nun, enttäuscht von den Heissblütigkeiten der Jugend und von den Süssigkeiten des Ruhmes, gestimmt ist, würde es lieber mit jenen glücklichen sich selbst Täuschenden halten; denn diese merken ja nicht, in welcher Bethörung sie leben (bis *Vers* 140): allein ihm ist es so gut nicht gegeben, er weiss einmal, woran man mit der Poesie ist, wenn man ein trefflicher Dichter seyn will; und da ihm (diess lässt er uns aus eignem Nachdenken hinzuthun) dieser Preis, os populi meruisse, zu kostbar dünkt, so will er lieber dem ganzen Spiel entsagen und sich dem seinen jetzigen Jahren und Bedürfnissen näher liegenden Studium der Philosophie ergeben (bis *Vers* 141): und aus dieser werden denn zum Schluss einige Fragen in einer Weise ventilirt, nach welcher gerade der Nutzen eben dieser Geistesbeschäftigung inmitten des nur nach Geld und Gut in ewigem Heisshunger lechzenden und rennenden Roms recht

augenscheinlich hervortreten musste. Es heisst des Dichters Tendenz zu oberflächlich fassen, wenn man über den Schluss dieser Epistel nicht mehr zu sagen weiss, als *Dillenburger:* Sic exit epistola in aurea quaedam praecepta recte vivendi, saepius jam in epistolis proposita, sed ingeniose descripta et semper vera. Freilich kommen ähnliche philosophische Probleme im *ersten* Buch der Episteln gelegentlich eingestreut vor, und man kann namentlich 1, 33 fgg.; 16, 40 fgg.; 18, 98 fgg. zur Vergleichung hier anziehen. Näher betrachtet indess ergeben sich sehr weit verschiedene Beziehungen dieser einzelnen Stellen von einander, und wie gerade an der ersten derselben Horaz darauf hindeutet, dass in Rom die Philosophie nichts fruchtet, weil der erste und Grundgedanke des hausbacknen Römerthums:

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,

alle übrigen verschlingt, so will er an unsrer Schlussstelle der zweyten Epistel des zweyten Buchs vielmehr einschärfen, wie viel mehr Ursache eine solche Stadt, wie Rom, habe, anstatt nichtige und müssige, es doch zu einem rechten und gesunden ästhetischen Urtheile nicht bringende Liebhabereien für Poesie zu zeigen, sich im Gegentheil durch eine gründliche oder mindestens ernstliche Philosophie von ihren sittlichen Gebrechen zu heilen. Von der Habgier, dem allgemeinen und notorischen, wassersuchthaften und mit diesem Uebel oft genug verglichenen Grundgebrechen, wird ausgegangen und dessen Thorheit und Fruchtlosigkeit mit gutem Humor in ein grelles Licht gesetzt. „Nicht der Besitzende ist der wahrhaft Beglückte, sondern der mit Weisheit Geniessende: einen eigentlichen Besitz giebt es gar nicht, und darum ist alles Streben nach solchem eine Thorheit, insofern sich dasselbe über das Nöthige und einen vernünftigen Gebrauch hinaus erstreckt. Maasshalten, die alte heilige Lehre der wahren Lebensweisheit, ist auch das Ziel der Horazischen Philosophie, und ein sich in allen Beziehungen des Daseyns bewährendes humanes Streben deren praktische Frucht; wer diese verfehlt, hat umsonst gelebt.“ Wir sehen den Dichter durch diese geistreiche und auf das Leichteste ganz wie par occasion angeknüpfte Erörterung auf das Thema zurückgeführt, in wel-

chem eigentlich der Zahn wurzelte, den er auf die Hauptstadt, die alte Verschlingerin alles Grossen und Schönen und die Zerstörerin auch *seiner* Jugendideale, hatte; dessentwegen er das „displicet iste locus" darüber aussprach und diludia poscebat; das er endlich in der ersten seiner Satiren gleichsam als Motto und Introduktion der Sammlung, das er im ersten Briefe zur Sprache brachte, und das nun auch hier zum Motive seines Abschieds von der dichtenden Muse dient. Dem Leser, welchem es um ein tieferes Eindringen in das Ganze dieser Epistel zu thun ist, wird die Rathsamkeit, bei dem scheinbaren Ernste des Ausdrucks und der geäusserten Ansichten Manches ab- und zuzuthun und den humoristischen Scherz herauszufühlen, ohne unsere Erinnerung einleuchten.

Wenden wir uns jetzt zur *Epistel an die Pisonen* und fassen dieses Werk einfach nach dem Eindrucke, den es lediglich durch sich selbst und ohne alle Mitwirkung der über dasselbe aufgestellten vielfältigen Meinungen auf eine unbefangene Aufmerksamkeit hervorbringt, so ergiebt sich folgender Faden, der die An- und Absichten des Dichters bei dieser Arbeit darzulegen geeignet seyn dürfte. Zwey kunstliebende Brüder, nach Sitte der Zeit dem poetischen Dilettantismus huldigend, ohne Zweifel aber die Dichtergabe mehr in formellen Leistungen der Schule, als in freier Begeisterung zu suchen gewöhnt, empfinden bei ihren Bemühungen die Skrupel des unzulänglichen Talentes, welche der Faustische Wagner so unvergleichlich charakterisirt:

„Ach Gott, die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben!"

Sie wenden sich in solcher Verlegenheit an einen erprobten, anerkannten, gepriesenen Dichter: „Wie hast du es angefangen?" und mögten ihm die Geheimnisse der Kunst ablauschen. Er, als Weltmann gefällig, als Dichter gutmüthig, als älterer Mann zu Lehre und gutem Rathe bereit, erklärt sich ihnen, wie eine extemporirte Auffassung des Gegenstandes und einige Besinnung auf die im Wesentlichsten sogleich

hervortretenden Momente es an die Hand giebt, zum Behuf einer übersichtlichen und Totalanschauung, nach der sie ungefähr die Hauptsache inne werden, und, wo die Wege hinausgehen, erkennen können. „Ein Ganzes zu gestalten, d. h. ein in allen seinen Theilen zu einem Gesammteidrucke gefällig Uebereinstimmendes, das ist das A und das O aller Kunstproduktion; so weit erstreckt sich nicht die allberufne Wagniss der Maler und Dichter (*Vers* 9 fg.), dass sie Willkür und Grillenhaftigkeit gestattete. Alles an seinem Orte anzubringen, das ist das Geheimniss, auf welches gleichwohl sich die Wenigsten verstehen. Nicht zu viel und nicht zu wenig eines Jeden, was man anzubringen hat, ist dann die zweyte Regel, auf der diese Uebereinstimmung zum Ganzen beruht; der steht am Meisten das Zuvielthun in der einzelnen Sache entgegen (*Vers* 29 fgg.). Denn die Virtuosität, die an den Theilen kleben bleibt, verunstaltet das Ganze. Ist man übrigens nur glücklich in einer genialischen Wahl des Gegenstandes gewesen, so macht sich alles Andre von selber. Das Nächste ist hiernach die Ordnung der Darstellung, dass man weder Alles auf einmal sage und den Leser überschütte, noch den rechten Zeitpunkt, wohin das Einzelne gehört, verfehle. Die Sorgfalt für dieses Detail muss sich bis auf den Ausdruck erstrecken und in ihm zeigen (*Vers* 46 fgg.). Hier muss schöpferische Fülle, Gewandtheit und Scharfsinn walten, dass der Ausdruck Neuheit, Eigenthümlichkeit, Leben und Beweglichkeit erhalte; denn auch die Sprache hat ihre Schicksale, wird neu und veraltet wieder, und es ist die Sache der bildenden Meister, ihr das lebendige Leben mitzutheilen und zu bewahren. Ferner gehört zur Uebereinstimmung des Ganzen die entsprechende rhythmische Form (*Vers* 73 fgg.), wonach sich Epos, Elegie, Iambus geschieden haben. Letztrer Rhythmus ist auf die Bühne übergegangen, als vorzüglich geeignet für den Dialog und geschaffen, das Geräusch der Zuschauer zu übertönen. Auch hier ist wieder genau zwischen komischem und tragischem Rhythmus zu unterscheiden, wie nicht minder überhaupt die Bühnensprache den Charakteren und Situationen angepasst seyn muss. Allein nicht die äussere Eleganz und formelle Untadelhaftigkeit

eines Gedichtes genügt (*Vers* 99): auf inneres Leben und Wärme kommt es an, unsre Sympathie muss erregt werden; diess kann nur dadurch geschehen, dass auch jede dargestellte Person in ihrer Lage das Gehörige und mit derselben Uebereinstimmende thut und sagt.“ Dafür werden Beispiele einzelner Charaktere angeführt (*Vers* 114 fgg.). Bei der dramatischen Poesie weilt auch diessmal der Dichter vorzugsweise und am Längsten, theils weil von der Bühne aus Poesie überhaupt am Allgemeinsten wirkt, theils weil der ältere dieser jungen Pisonen sich auf dramatische Dichtkunst selbst legte (*Vers* 387). „Es ist schwer, eigne und auf völlig abstrakter Erfindung beruhende Stoffe (communia) so zu specialisiren, dass dabei eine Wirkung erreicht wird: daher man besser sich an gegebene Materien, z. B. die Ilias, hält; und in solchen beruht das Verdienst individueller Behandlung auf Grossheit und Machteindruck, sowie auf einer sich von ängstlicher und knapper Nachahmung lossagenden Freiheit (*Vers* 128 fgg.). Dem Homer kann man insonderheit auch ablernen, wie man nicht gleich von vorn herein den Mund zu voll nehmen, sondern von dem Einfachen und Gelassnen erst allmählich sich zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren steigern soll. Dessgleichen, dass man nicht Alles ganz eigentlich ab ovo beginne, sondern mitten in die Sache hineinspringe und von diesem Mittelpunkte aus allmählich das Ganze gliedere (*Vers* 136 fgg.).“ Charakteristik der einem jeden Alter angemessenen Sitten (*Vers* 153 fgg.). Was auf der Bühne gezeigt, und was hinter dieselbe verlegt werden muss (*Vers* 179 fgg.). Gehörige Beherrschung des Stoffs, damit das Stück nicht zu kurz noch zu lang gerathe; keine zu grossen Hebel für kleine Effekte, noch überflüssiges Personal; Funktion des Chors (*Vers* 189 fgg.). Frühere Einfachheit der Bühne, wobei auch eine erklärbare Verbindung der Tragödie mit dem Satyrspiele stattfinden konnte. „Indess müssen doch beyde Genre's wohl auseinandergehalten werden.“ Hier ist es nun allerdings auffallend, dass Horaz das zwischen Tragödie nnd Komödie in der Mitte stehende Satyrspiel, von dessen Bearbeitung für die römische Bühne wir wenig oder nichts wissen, so unverhältnissmässig weitläufig abhandelt

(von *Vers* 202 bis 250). Selbst wenn die Spuren *schriftlicher* Satyrspiele bei den Römern evidenter wären, als sie sind (s. darüber *Orelli's* Excursus II zur Ars poetica), würde diess auffallen müssen, da diese Dichtart doch jedesfalls eine untergeordnete zu nennen war [233]): ich stimme also meinem Freunde bei, der die Vermuthung äussert, der ältere beyder Pisonen habe gerade an dieser Gattung Liebhaberei gefunden und sie für das römische Theater zu bearbeiten versucht (möglicherweise behandelte er sie als Nachspiel seiner Tragödien und Horazens Bemerkungen beziehen sich auf ein vorgelegtes Probestück). Wie dem nun sey, ohne specielle Veranlassung ist Horaz hier auf eine solche dramaturgische Antiquität nimmermehr eingegangen: diese Veranlassung aber in einer persönlichen Vorliebe des Mentors selbst gerade für diess Fach suchen zu wollen, ist von allen Einfällen zu Erklärung dieses Phänomens der am Wenigsten zulässige, da sich aus dem ganzen Horaz nicht eine einzige auch nur entfernte Andeutung einer solchen vereinzelten Liebhaberei beibringen lässt. Der Dichter lässt sich hiernächst auf eine Beleuchtnng der Natur des iambischen Rhythmus ein; ein Beweis, dass es seinen Rath begehrenden jungen Freunden in diesem Stücke höchlich noth that, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach nach guter Landessitte die Feile scheuten. „Ist auch nicht jederman geschaffen, die Güte eines Verses zu beurtheilen, so muss dennoch der Dichter in diesem Stücke sich nicht selbst vernachlässigen, sondern auch darin die griechische Klassicität anstreben (bis *Vers* 275). Von unscheinbaren Anfängen stieg die griechische Tragödie schnell zur Höhe des Aeschylus auf, und die Komödie wetteiferte mit ihr in Vollendung. Alles, was Griechen versucht haben, haben auch Römer versucht; aber in jenem wesentlichen Punkte der klassischen Vollendung

233) Dass das Satyrspiel, wenn auch nur pantomimisch, auf der römischen Bühne gesehen wurde, ergiebt sich unwidersprechlich aus *Persius* V, 123. Auch scheint mir Horazens *Satiren* I, 5, 64 satyrspielerische Auffassung zuzulassen: der Cyklop, in die Galatea verliebt, wurde von einem Satyrchore abwechselnd getröstet und geneckt. Mich wundert, dass *Orelli* die Stelle des Persius bei dieser Gelegenheit nicht in Erwägung gezogen hat.

stehen sie hinter ihren Vorbildern zurück, und das ist gleichwohl gerade, was man ausser dem blossen und rohen Genie in's Auge fassen muss, wenn man sich einen Namen in der Dichtkunst erwerben will. Käme es bloss darauf an, sich als vermeintliches Genie zu gebehrden, „so," meint Horaz scherzhaft, „wollte ich bald der allergrösseste Dichter seyn! Ich habe aber dazu das Zeug nicht [234]): darum will ich euch andern, die ihr wirklich dichten zu können glaubt, zum Wetzestein dienen, an dem ihr eure Waffen schleifen möget (bis *Vers* 308). Die Hauptsache ist immer" (o merkten sich doch dieses auch Deutschlands Poeten!) „der gesunde Menschenverstand. Hat man klar und richtig gedacht, so folgen die Worte von selbst, und weiss man sich in die jedesmal zu schildernde Lage zu versetzen, so stellt sich auch von freien Stücken dar, was man seine Personen soll sagen lassen. Auf's Leben muss man schauen und die Wahrheit muss unsern Griffel leiten. Eine aus dem Leben gegriffene pikante und richtig geschilderte Situation ergreift die Zuschauer auch ohne allen zugethanen Reiz und mächtiger als gehaltlose Verse und wohlklingender Bombast. In Allem dem, sowohl dem Geiste der Darstellung, als dem vollendeten Ausdrucke nach, zeigten sich aber die Griechen hochbegünstigt, weil sie auf nichts ausgingen, als auf den Ruhm [235]); die Römer sind dazu in ihrem ganzen Bestreben zu sehr auf's Praktische und den materiellen Nutzen gestellt (bis *Vers* 332). Die Dichter gehen

234) Das verum nil tanti est *Vers* 303 fg. ergänze ich mir durch mihi, und fasse nil tanti als: „Nichts so sehr der Mühe Werthes, nichts, was viel zu sagen hätte, nichts, wobei ich mich als Genie fühlen dürfte, nihil, quod tanti aestimandum sit, quanti esset, optima poemata facere. Auch die Franzosen sagen: rien de si grande chose. Dass übrigens sich Horaz hier das Dichtergenie nur abspricht, weil er nicht mehr zum Dichten aufgefordert seyn, sondern ausruhen will, leuchtet ein. Er lässt diesen Punkt unverändert und bedient sich seiner bloss zum Behuf eines Ueberganges.

235) Wir Heutigen würden sagen, „auf die Kunst schlechthin, um ihrer selbst willen, ohne allen Nebenzweck; auf die reine Schönheit." Wir vergessen zu oft, dass das Alterthum, nüchtern, schlicht, naiv, der Abstraktion noch nicht bedürfend, sich da sehr einfach ausdrückte, wo wir prächtig klingende, spekulative Redeformeln brauchen.

entweder auf Bildungszwecke [236]) oder auf blosse Unterhaltung aus, oder sie suchen Beydes zu vereinigen. Flechtet ihr nun lehrhafte Sentenzen ein, so seyd kurz und schlagend; das zur Ergötzung Gedichtete aber erheischt gleichwohl ein Bild der Wahrheit zu seyn und perhorrescirt das Monstrose. Die blosse Unterhaltung misfällt den Gesetzten und Bejahrten; das blosse Lehrhafte den modischen Tonangebern, den lions der Ritterschaft (in welchem Stande Horaz bekanntlich allwärts den Kern und die Blüthe des gebildeten Römerthums findet). Nur in der Vereinigung beyder Elemente kann das Höchste liegen (bis *Vers* 346). Indess bleibt auch das beste Gedicht nicht von einzelnen kleinen Fehlern frei; zugleich muss man in der Poesie, wie in der Malerei, Jegliches vom rechten Standpunkte aus betrachten, das Eine aus grösserer Nähe, das Andre aus grösserer Ferne. Uebrigens kann in allem menschlichen Streben auch noch eine gewisse mittlere Höhe Lob verdienen; dem Dichter allein ist, mittelmässig zu bleiben, schlechthin untersagt! Was daher sich auf die Höhe eigentlicher Vortrefflichkeit nicht hinaufschwingt, sinkt ohne Weitres zum Gemeinsten herab. Gleichwohl ist die liebhaberische Stümperei in der Poesie häufiger als in irgend etwas. Aber eine wohlgeleitete Bildung hütet sich vor dem Lächerlichwerden und nimmt es mit ihren Leistungen scharf (bis

236) Wenn man das prodesse so fasst, und ich denke doch, das soll mir nicht gerade bestritten werden, so wird man gestehen müssen, dass dem, wie eben gesagt, in seinen Ansichten ohne Schönrednerei verständigen und nüchternen Alterthume diese Vorstellung gemein und dieselbe keineswegs bloss eine beschränkte und prosaische Philisterei des Horatius war. Denn sowohl aus dem Epos als aus dem Drama sollten die Hörenden *lernen*, Gesinnungen, Tugenden, Sitte. Blosse Unterhaltung schien theils die gesellige Lyra, theils das Getändel der Liebespoesie zu gewähren; beyde Tendenzen schienen sich zu vereinigen z. B. in der Aesopischen Fabel, in der Satire. So viel einstweilen hier bloss andeutungsweise, um von Horatius die Beschuldigung abzuwehren, als habe er das eigentliche Wesen der Poesie gar nicht begriffen gehabt. Von aller und jeder sittlichen Tendenz wird zuletzt sogar der grösste ästhetische Rigorist die Dichtkunst nicht schlechthin entbinden wollen. Alles Nähere behalte ich mir auf meine specielle Bearbeitung der Ars poetica vor.

Vers 407). Genie und Studium müssen zusammenstimmen, um das Vollendete zu bewerkstelligen: das vergessen die thörigten Dilettanten und verlassen sich bei ihren Produktionen auf das Urtheil bestochner und erkaufter Kritiker, elender Schmarotzer und Speichellecker, die Alles loben.“ Jetzt wird in dem Bilde eines ächten, es ehrlich und als wahrer Freund meinenden Kritikers dem *Quintilius Varus* aus Verona, Horazens und Virgils gemeinschaftlichem Freunde, dessen im Jahre 730 erfolgten Tod jener *Oden* I, 24 beweint, ein Denkmahl der Erinnerung gesetzt. Die Nachsicht gegen schlechte Poeterei ist nämlich nicht eine gleichgültige Sache und sich durch dergleichen zu blamiren, nicht im Mindesten harmlos: vielmehr erfüllt der eine sittliche Pflicht, welcher den Freund vor Unbesonnenheiten auf diesem Felde warnt und von dem Abgrunde zurückreisst; was offenbar auch Horazens eigne, nachdrücklich genug und mit allem Ernste, den die Humanität zulässt, an den Tag gegebene Absicht gegen seine eignen jugendlichen Freunde ist (bis *Vers* 476).

Der Unbefangene, vergegenwärtigt er sich nach solcher Uebersicht Tendenz, Gang und Gehalt des Gedichtes, wird eingestehen müssen, dass, von einem subjektiven Standpunkte aus, der sich eben so wenig auf ein ermüdendes Detail aller und jeder einzelnen Regel schulmeisterlich einlassen und erwachsene junge Männer, denen man eine gesellschaftliche Artigkeit schuldig war, auf einen geistigen Gesichtspunkt mit der Nase stossen wollen, als der Ansicht seyn konnte, es lasse sich überhaupt lehren, wie man ein Dichter werde und die Erfordernisse dazu seyen auf dem Wege des Unterrichtes erreichbar, nicht leicht eine verständigere, gründlichere und umfassendere Mittheilung zu bewirken gewesen seyn mögte. Es ist wahr, Horaz wiederholt sich hin und wieder, er schärft die nämliche Sache mehrmals ein, er beobachtet keinen systematischen Gang, er lässt Manches, was zu einem methodischen Leitfaden erforderlich gewesen seyn mögte, hinweg: aber diess sind Alles Ausstellungen, welche an einer ars poetica als solcher, nicht an einer freundschaftlichen Herzensergiessung angebracht werden dürften. Es giebt gewiss keine unglücklichere Zusammenstellung, als die dieser Horazischen

Epistel mit der ihrerseits, aber in ganz andern Hinsichten, freilich ebenfalls so sphinxhaften als fragmentarischen *Poetik des Aristoteles*, da beyde Werke schlechterdings von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten aus an das Licht gestellt worden sind. Das Wesentliche unsrer Ansicht über das Horazische Werk aber ist, dass es, nach dem Augenpunkte, jungen, mit gutem Willen, aber unklarem Urtheile auf dem dichterischen Gebiete umhertastenden Dilettanten eine Ahnung vom Geiste und Wesen der Poesie an und für sich einzuhauchen, ihnen zur Selbstbeurtheilung ihres empirischen Standpunktes die Mittel an die Hand zu geben und sie mit einer Ehrfurcht vor der Höhe der Kunst zu erfüllen, endlich in einzelnen wesentlichen Stücken, wo sie am Meisten Schwäche der Bildung und voreilige Kühnheit zeigten, die Schwierigkeit, den richtigen Anforderungen Gnüge zu thun, durch genaue Auseinandersetzung des Gegenstandes offenbar zu machen, sich als eine eben so geistvolle als lehrreiche Produktion darstellt und in der eigenthümlichen Reihe dieser dichterisch brieflichen Musenergüsse den Platz der letzten, vollendetsten Lebensäusserung eines in eben so edlem Sinne rein menschlich fühlenden, als die Mittel und Zwecke der Bildung würdevoll ernst auffassenden Gemüthes mit Recht einnimmt.

Ueber die Entstehungszeit dieses letzten Erzeugnisses der Horazischen Muse (denn aus den letzten Lebensjahren des Dichters von Werken träumen zu wollen, die etwa in den Zwischenzeiten der einzelnen vorhandenen, namentlich der Episteln, oder gar nach Vollendung eben derselben entstanden, aber verloren gegangen wären, hat sich unsres Wissens Niemand beigehen lassen) kann ein für allemal nur so viel mit Wahrscheinlichkeit gesagt werden, dass, wenn die *Epistel* 2 des *zweyten* Buchs 743 gedichtet worden, die an die Pisonen zwischen 743 und 746 gesetzt werden muss. Denn über Horazens letzte Jahre und Schicksale verrinnt jede Kunde im Sande: nur das einzige Datum steht aus den Nebeln, die der Lethe Strom umwallen, hervor, dass derselbe am 27. November des Jahrs 746, als *Cajus Marcius Censorinus*, *Cajus Asinius Gallus* Consuln waren, 8 Jahre vor Christi Geburt, im siebenundfunfzigsten seines Lebens, verschieden sey. Dieses

Datum muss denn auch das Ziel unsrer Biographie bleiben, die, wie des Dichters Leben, sich auch im Sande verliert. Er starb, den Notizen zufolge, welche Suetonius zu jenem Datum beifügt, plötzlich, so dass er nur noch mündlich den Augustus, aufgekommener Sitte gemäss, zu seinem Erben einsetzen konnte, ohne ein schriftliches Testament verfasst zu haben. Diese Sitte, unter den spätern Kaisern zu einem der vielen Instrumente despotischer Willkür und Bedrückung gemisbraucht, war von denen beliebt worden, welche, ohne ihnen näher stehende Verwandte zu haben, ihre Anhänglichkeit an die monarchische Verfassung bethätigen wollten: sie beruhte auf der Fiktion, als sey der Herrscher Vater des Vaterlandes und Fürsprech (patronus) seines Volkes, eine Fiktion, an die man ja heutzutage zum Spasse noch manchmal von hoher Hand her erinnert, wenn die Unterthanen sich, weil sie lange nichts davon gemerkt haben, vergesslich zeigen. Dass Horaz nur den August, nicht auch den Mäcenas als seinen Erben nannte, ist ein Beweis, dass letzterer bereits verstorben war; von dem gewiss ist, dass er in dem nämlichen Jahre mit seinem Dichter, nach ihrem Wunsche, aber nicht, an welchem Tage, verschieden sey. Der plötzliche Tod des Dichters scheint auf einen Schlagfluss zu deuten. Sein Grab fand derselbe neben dem vorangegangenen Freunde, am Rande des Esquilinischen Hügels, ohne Zweifel in einem von Mäcenas selbst in seinem Parke daselbst erbauten Monumente.

Dächten wir nun daran, unsrer Abhandlung ein schlüssliches Resumé hinzuzufügen und insonderheit nochmals nachzuweisen, was Horaz als Mensch, als Philosoph und als Dichter, unsrem Dafürhalten gemäs, gewesen ist, so sehen wir uns in der That durch die bisherigen Erörterungen dieser Zugabe bereits entübrigt. Wir haben, nach dem, was sich aus den Lebensumständen und schriftlichen Andeutungen des Autors selbst ergiebt, hoffentlich in ein sattsames Licht gebracht, dass sein persönlicher Charakter, dass der Mensch Horaz der Achtung völlig werth ist, welche in Folge seines Dichterverdienstes eine dankbare Gewöhnung an seiner Muse grossgesäugter Generationen ihm gewidmet hat; dass er ein

edler, gerecht, human und bürgerlich ehrenwerth denkender Mann gewesen und in seinem Wesen und Streben die alte Römerart einer tüchtigen und freiheitliebenden Gesinnung nicht verleugnet. Wir haben ausgesprochen, dass ihm die philosophischen Studien zu Ausbildung seines Geistes und seiner Lebensanschauungen gedient und in sofern auch auf seine Poesie Einfluss geübt haben, aber ohne dass wir ein störendes Uebergewicht derselben über die letztre, eine Erkältung des Dichtergefühls durch die Reflexion, zugestehen konnten. Wir haben endlich Horazens dichterischen Geist, sowohl was die eigentliche Lyrik, als die satirische und epistolarische Gattung betrifft, derjenigen Anerkennung würdig zu zeigen gestrebt, die derselbe bei den Kunstfreunden zweyer Jahrtausende bisher gefunden, und glauben seine Stellung, als einer in der Wirksamkeit antiker Kultur auf die moderne Bildung in erster Linie stehenden Grösse, hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Seine allgemeine Weltanschauung, insonderheit insofern sie auf besondrer Richtung oder Vorliebe zu einem bestimmten philosophischen Systeme beruhen mögte, versprachen wir [237]), zum Schlusse dieser Lebensdarstellung zu erörtern. Diese Zusage ist aber in der That mit dem, was wir in Bezug auf Horazens religiöse Ansichten bereits einzuflechten Gelegenheit fanden [238]), ihrem eigentlichen Kerne nach gleichfalls erledigt. Denn konnte es keinem bedächtigen Leser des Horatius beikommen, denselben auf die Dauer für einen *Epikureer* zu halten, weil er *Oden* I, 34 von sich bekennt, dass er die göttliche Obsorge für die Welt in Abrede gestellt habe, was er auch *Satiren* I, 5, 101 fgg. zu thun scheint, und weil er *Episteln* I, 4, 16 seinem äusseren Ansehen nach, in Hinsicht auf die Wohlgenährtheit seines Leibes, sich als einen Epicuri de grege porcum hinstellt: so darf in der That auch andrerseits aus den Anspielungen auf *akademische* Studien (*Satiren* II, 3, 11 und *Episteln* I, 2, 4; II, 5, 45) nicht gefolgert werden, dass er sich bleibend zu den Akademikern gehalten. Vielmehr müssen wir die An-

237) S. oben Seite 32 fgg.
238) S. S. 210 fgg.

deutungen, die er uns *Episteln* I, 1, 10 fgg. giebt, allgemein nehmen, und die Ansicht, dass er einer einzelnen philosophischen Fahne zuzuschwören dem freien Geiste nicht angemessen fand, mit Ausnahme vorübergehender Epochen, wo gerade Studien der einen oder der andren Farbe (da er sich mit philosophischer Lektüre während seiner reichen ländlichen Musse vorzugsweise unterhalten) einen besondren Eindruck hinterlassen hatten, auf sein Leben in den männlichen Jahren überhaupt ausdehnen. In dieser Hinsicht ist *Episteln* I, 6 lehrreich, wo derselbe das Nil admirari des Plato als den Kern aller praktischen Weisheit voranstellt, darauf aber deutlich die Folgerung baut, dass man, man möge huldigen welcher Schulansicht man wolle, nur konsequent und charaktervoll im Geiste irgend eines Grundsatzes streben dürfe, um sich glücklich zu fühlen. Die Theorie demnach war ihm absolut gleichgültig; er verlangte ein resolutes, sich nicht viel besinnendes noch herumtastendes Leben in der Frische des Genusses und der Erfüllung der vorliegenden Pflicht. Seine persönlichen Erfahrungen drängten ihn zur Resignation: in dieser Hinsicht würde die stoische Tugendlehre, der ja auch sein Kriegsmeister Brutus sich ergeben hatte, seinen Zuständen offenbar am Entsprechendsten haben scheinen müssen, wenn nicht gerade die superciliöse Gespreiztheit derjenigen Repräsentanten, welche diese Schule nach Rom gesandt hatte, mehr sein Zwerchfell, als seinen Nacheiferungstrieb in Bewegung gesetzt hätten. Indess hegt der Mensch im Innern oft gerade die stärkste Naturanalogie für dasjenige, was ihn in der äusserlichen Erscheinung am Entschiedensten abstösst: Horazens zähe Biegsamkeit unter den Stürmen des Schicksals, seine Kraft zu entsagen, sein Stolz, mit dem er, in abgeschlossner, sich in sich selbst zurückziehender Persönlichkeit, den Verhängnissen gegenüber trat, und als Alles umgewandelt und verändert wurde, seinen Charakter rettete, war in der That ein praktischer Stoicismus, so wenig die barocken Exemplare der Schule in ihm die Ahnung aufkommen liessen, dass er eigentlich für diese Schule das meiste Zeug in sich hatte. Er schätzte überhaupt nach altrömischer Art die philosophischen Auktoritäten lediglich in wiefern ihre Person sich

durch Lebenstüchtigkeit und ein imposantes Wesen gesellschaftlich bewährt und so den Philosophen in dem Manne zur Anschauung gebracht hatte; daher ihn ein Aristippus, ein Plato, ein Demokritus mehr anzog, als es die stoischen Disputirkünstler und Klopffechter, ihren Chrysippus an der Spitze, vermogten. Wird aber überhaupt des Menschenstrebens bester Theil unstreitig in der vollen, blühenden, lebendigen Erscheinung bewährt, und bleibt auch das Köstlichste, was in Schrift und Wort auf die Nachwelt zu gelangen vermag, in gewisser Hinsicht doch bloss ein caput mortuum dieser Erscheinung, so dürfen wir wohl den edlen Dichter, dessen Daseyn wir in diesen Blättern beleuchtet, glücklich preisen, da ihm das Doppelziel sterblicher Existenz, dass er „den Besten *seiner* Zeit genug gethan," und zugleich „gelebt für alle Zeiten," in einem unableugbaren Sinne von probehaltiger Grossheit gelungen ist.

Chronologische Skala

der Horazischen Lebensjahre nach Jahren Roms, mit Bemerkung der in einem jeden muthmasslich verfassten Poesieen.

712 Epode 15?
713 Epoden 8; 10; 12 und 13.
714 Oden I, 4 und 9? Satire I, 2.
715 Epode 6? Satire I, 4.
716 Epoden 4 und 11. Satire I, 3. Ode III, 24?
717 Epoden 5 und 17. Satiren I, 5 und 6; II, 2. Oden I, 16? 19; 27? 28; II, 6; III, 13.
718 Satiren I, 7? 8 und 10. Oden I, 6; II, 7? III, 19?
719 Satire I, 1. Ode I, 7?
720 Epode 14. Ode II, 8?
721 Satire II, 3. Ode I, 30.
722 Epode 7. Oden I, 5? 17? 22? 23? II, 16? III, 11? 22? 23? 26? 28?
723 Epoden 1, 3 und 9. Satire II, 6. Oden I, 2; 14; 15; 32; II, 12? III, 29?
724 Epode 2? Satire II, 5. Oden I, 37; II, 1? 13; 17; 20? III, 10? 25.
725 Satire II, 1. Oden I, 12; 13? 26; II, 3; III, 1? 4; 8; 9?
726 Satiren II, 4, 7 und 8. Oden I, 20? 21; 31; II, 1; 15? 18? III, 2; 6; 16.
727 Oden I, 29; 35; III, 3; 5. Episteln I, 4; 16.
728 Ode II, 11.
729 Oden I, 33; II, 4?
730 Oden I, 24; 34; 36; II, 2; 9; 14? III, 14.
731 Episteln I, 2; 6? 7; 10; 14? 17.
732 Oden I, 1 und 3; III, 30. Episteln I, 9 und 13.
733 — ? — Wären in diess Jahr einzelne Oden zu setzen, deren Entstehungszeit nicht ausgemacht werden kann, z. B. I, 11 und 25; III, 7; 12; 15 *und*, oder *oder* 27?
734 Ode IV, 7? Episteln I, 1; 3; 5? 8; 12; 18; 19; 20.
735 — ? — Die bei 733 gethane Frage lässt sich, allenfalls auch in Bezug auf Episteln, wiederholen.
736 Ode IV, 13?
737 Oden IV, 3; 6; 8? Carmen saeculare.
738 Ode IV, 2?
739 Oden IV, 1; 4; 10; 14.
740 Oden IV, 5; 11?
741 Oden IV, 9; 12 und 15. Epistel II, 1.
742 — ? —
743 Epistel II, 2; Ars poetica?
744 — ? —
745 — ? —
746 — ? —

Chronologie
der Horazischen Gedichte nach ihrer Reihenfolge in den Ausgaben.

Oden Erstes Buch ist herausgegeben als ein Ganzes zugleich mit dem zweyten und dritten zusammen (vgl. S. 71 fg.) vor dem Winter 732. S. 225 fgg., 235.

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:	Anm.:
Oden I, 1	im Sommer	732.	236.	
2	im Frühling	723.	183.	
3	im Frühling	732.	236.	
4		714 oder 715.	142. 237.	
5	nach	721.	97.	
6		718.	142. 237.	
7	vor	721.	142.	
8	(vgl. S. 99 A. 84) unbest.			
9	erste Jahre nach	712.	142 fg.	
10	unbestimmt.			
11	(vgl. S. 99 A. 84) in einem Winter, Vers 5, unbest.			
12		725.	238 fg.	
13		725 oder 726.	93 fg.	80.
14	im Frühling	723.	117 fg.	
15	im Frühling	723.	117 fg.	
16		717 oder 718.	143.	
17	nach	721.	97.	
18	wenn der angeredete Varus Quintilius Varus ist vor	730.	261.	
19	im Sommer	717.	90.	
20	im Frühling	726 oder 727.	240 fgg. 261.	
21		726.	261.	
22	nach Winter	721, um 722 oder 723.	91. 307.	
23	nach	721.	97.	
24		730.	261.	
25	geraume Zeit nach	726.	93?	
26		725.	261 fg.	
27		717 oder 718.	143.	
28		717.	141. 262.	
29		727.	262.	
30	zwischen Som. u. Wint.	721.	91.	
31		726.	263.	
32		723.	263.	
33	gegen	730.	263.	
34	nach *Franke* Fasti Horatiani um	730.	168.	

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:
Oden I, 35		727.	264.
36		730.	264.
37	gegen Herbst	724.	175. 183.
38	unbestimmt.		

Oden Zweytes Buch ist herausgegeben zugleich mit dem ersten. S. 265.

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:	Anm.:
Oden II, 1		724 bis 726.	161.	131.
2		730.	265.	
3		725.	266.	
4		729 oder 730.	89.	
5	(im Züricher codex überschrieben Ad Gabinium) unbestimmt.			
6		717.	140.	107 fg.
7		718 oder 719.	141.	
8	vor	721.	96.	
9		730.	267 fg.	
10	vor	732.	265.	
11		728 auf 729.	268; vgl. S.98.	
12		723 oder 724.	149. 175. 183.	120.
13	um März	724.	240 fgg. 260.	
14		730?	268.	
15		726?	268.	
16	zwischen	722 und 732.	268.	
17	nach 1. März	724.	240 fgg. 261.	
18		726?	268.	
19	unbekannt.			
20	um	724?	268.	

Oden Drittes Buch ist herausgegeben zugleich mit dem ersten.

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:	Anm.:
Oden III, 1.	Ende 725 oder Anfang	726.	196. 270.	
2		726.	270 fg.	
3		727.	271.	
4		725.	271 fgg.	
5		727.	274 fg.	
6		726.	276.	
7	(vgl. S. 99 A. 84) unbek.			
8	1. März	725.	240 fgg. 258 fg.	
9		725 oder 726.	93 fg.	80.
10	zwischen	724 bis 730.	92.	79.
11	nach	721.	98.	
12	(vgl. S. 99 A. 84) unbek.			
13		717.	141. 277.	
14	zwischen Frühling u. Sommer .	730.	84. 277.	
15	(vgl. S. 99 A. 84) unbek.			
16	vor Ode 1	726.	277 fg.	
17	(vgl. 308 fg.) unbekannt.			
18	unbekannt.			
19	zwischen	718 und 723.	94.	80.
20	unbekannt.			

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:
Oden III, 21	unbekannt.		
22	(vgl. V. 5) nach	721.	
23	nach	721.	
24	zwisch. Epode 16 und Ode I, 14	716, 717 oder 718.	143. 279.
25	im August	724.	281.
26	nach	721.	97 fg.
27	(vgl. S. 99 A. 84)	unbek.	
28	nach	721.	98.
29	zw. Frühl.	723 und August 725.	281.
30	Som. oder Herbst	732.	236.

Oden Viertes Buch ist herausgegeben 741. S. 236.

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:
Oden IV, 1	im Frühling	739.	326 fg.
2	Ende 738 oder Anfang	739.	316 fg.
3		737.	327.
4	zw. Frühl. u. Sommer	739.	322.
5	im Herbst	740.	327 fg.
6		737.	327.
7	im Frühling	733 oder 735.	328 fgg.
8	zwischen	737 und 741.	330.
9	im Frühling	741.	330 fgg.
10		739.	332.
11	am 13. April	740 oder 741.	99 fg. 325. 332.
12	im Frühling	741.	332 fg.
13	zwischen	736 und 738.	333.
14	nach dem 1. August	739.	322.
15	im Frühling	741.	333.

Das Buch der Epoden ist herausgegeben 724. S. 207 A. 168.

	Entstanden ist:	Jahr:	Seite:	Anm.:
Epode 1		723.	163. 168. 174.	
2		724?	120.	
3		723.	173. 183.	
4		716.	120 fg.	
5		717.	132. 157 fgg.	
6	vor	716.	120 fg.	
7		722.	117.	96.
8		713.	83. 112.	
9	nach 2. Sept.	723.	174. 183. 207.	
10	Ende	713.	121.	
11	im Decemb.	716.	83. 122.	
12		713.	83. 112.	
13	erste Jahre nach	712.	122. 142 fg.	
14		720.	149.	120.
15	Ende 712 oder Anfang	713.	83. 112.	

Entstanden ist:		Jahr:	Seite:
Epode 16	geg. Herbst	713.	111 fg.
17		717.	132. 157 fgg.
Carmen saeculare		737.	313 fgg.

Satiren Erstes Buch ist herausgegeben 720. S. 199. 137 A. 106.

Entstanden ist:			Jahr:	Seite:
Satire I,	1		719.	106.
	2	im Frühling	714.	129.
	3	Ausgang 716 oder Anfang	717.	130. 173. 183.
	4		715 auf 716.	130.
	5	im Frühling	717.	133. 155.
	6	Ausgang	717.	135 fg.
	7		718?	131.
	8		718.	132.
	9		718 auf 719.	137. 307.
	10		718.	136. 306 fg.

Satiren Zweytes Buch ist herausgegeben 726 oder 727. S. 205 fg. S. 198 A. 163.

Entstanden ist:			Jahr:	Seite:	Anm.:
Satire II,	1	Ende	725.	67. 175 fg. 192 fg. 197. 203.	61. 140.
	2	im Herbst	717.	199 fgg.	
	3	im Decemb.	721.	162. 197.	132 fgg.
	4	im Sommer	726.	204 fg.	
	5	im Spätjahr	724.	176 fgg. 183. 197.	
	6	im Decemb.	723.	152. 162. 175. 197.	133.
	7	im Decemb.	726.	193. 197.	
	8	im Frühling	726.	204.	

Episteln Erstes Buch ist herausgegeben im Oktober oder November 734. S. 225. 299.

Entstanden ist:			Jahr:	Seite:
Epist. I,	1		734.	299.
	2		731.	301 fg.
	3	im Sommer	734.	302.
	4		727.	303.
	5	22. Septemb.	734?	228. 304 fg. 329.
	6		731 oder 732.	306.
	7	im Herbst	731.	302.
	8	im Sommer	734.	306.
	9		732.	306.
	10	im Sommer	731.	306 fg.
	11	absolut unbekannt.		307.
	12	im Spätsom.	734.	228. 307.
	13	vor Winter	732.	225 fgg. 307.
	14	zwischen	731 und 734?	308 fg.
	15	im Winter	731.	302. 309.
	16	um	727.	309.
	17		731.	310.
	18	im Spätsom.	734.	228. 301. 310.
	19		734.	310.
	20	vor d. 8. Dec.	734.	228 fg. 310.

Entstanden ist:	Jahr:	Seite:
Epist. II, 1.	741.	343 fg.
2.	743.	344.
Ars poetica zwischen .	743 und 746.	354.

Register.

A.

Achilles, S. 131.
Aelius Gallus, S. 262, Note 201.
Aelius Lamia, S. 308.
Aemilius, S. 174.
Aemilius, L. Paulus, S. 253.
Aemilius, Quintus Lepidus, S. 229.
Aerartribunen, S. 58. 64, N. 58.
Aesopus, S. 124.
Agrippa, S. 142. 162. 168. 191. 238.
Akademiker, ihre Schüler, S. 23.
Alcaeus, S. 105. 213.
Anakreon, S. 101, N. 85. S. 105. 213.
Antiochus, S. 53.
Antiochus von Askalon, S. 26.
Antiphon, S. 145.
Antistius, C., S. 252.
Antistius Labeo, S. 44.
Antonius, S. 42. 116. 131. 149, N. 120. S. 167. 248.
Antonius Julus, S. 168. 238. 316.
Antonius Musa, S. 301.
Arcesilaus, S. 24.
Archilochus, S. 207 fg.
Archytas, S. 141.
Aristippus aus Cyrene, S. 30.
Aristius Fuscus, S. 306.
Aristoteles, S. 26. 27.
Arsaces, S. 248.
Asinius, C. Gallus, S. 330.
Asinius Pollio, S. 116. 152. 264.
Asterie, S. 99, N. 84.
Atome, S. 29.

B.

Baktra, S. 281.
Bandusia, S. 141. 277.
Barine, S. 96.
Bastarnen, S. 241.
Bavius, S. 121.
Bibulus, S. 45.
Breuner, S. 321.
Britannier, S. 271.
Brutus, S. 28. in Athen S. 38. 43. 130.
Bullatius, S. 307.

C.

Caesar, C. Julius, S. 152.
Caesar Octavianus, S. 131. 136. 147. 184 fg. 257. 271.
Calais, S. 93.
Canidia, S. 99, N. 84. S. 132. 143. 157. 207, N. 167.
Cantabrer, S. 257 fg.
Carisius, T., S. 252.
Cassius, Cajus, S. 248.
Cassius, L., S. 30. 44.
Cassius von Parma, S. 116. 181. S. 274, N. 204.
Cassius Severus, S. 120, N. 99.
Catia, S. 123 fg. 126.
Cato, M. Porcius Uticensis, S. 28. 116.
Cato M. Porcius, fil. Uticensis, S. 44.
Catullus, S. 75. 214.
Cerinthus, S. 123. 125.
Cervius, S. 163, N. 133.
Chloe, S. 81. 93. 94. 96. 97.
Chloris, S. 99, N. 84.
Chronologie der Schriften des Horatius, S. 70 fg. 90 fg. 111 fg. 119 fg. 139 fg. 225 fg. 264.
Chrysippus, S. 28.
Cicero, M. Tullius, der ältere, S. 126. 128. 215.
Cicero, M. Tullius, der jüngere, S. 22. 38. 45.
Cinna, Cnäus, S. 273.
Claudius, Marcus Marcellus, S. 232. 238. 245 fg.
Coactor, S. 8.

Coccejus, S. 156.
Collegia, S. 57.
Concubinatus, S. 85.
Conkaner, S. 271.
Cornelius Gallus, S. 271. 273.
Cotiso, S. 240. 241 fg.
Crassus, M. Licinius, S. 242 fg.
Cremutius Cordus, S. 28.
Cupiennius, S. 123. 126.
Cynara, S. 84. 86 fg. 88, N. 74. S. 110.
Cynthia, S. 75. Geliebte Horazens, S. 81.
Cyrenaiker, S. 30.

D.

Dacier, S. 241 fg. 273.
Damasippus, S. 288.
Davus, S. 288.
Decurien, S. 58, N. 51. S. 64. 67.
Delia, S. 75. Geliebte Horazens, S. 81. 264.
Dellius, Quintus, S. 265.
Demetrius, S. 134.
Dialektik, S. 25.
Digentia, S. 277.
Diodotus, S. 53.
Diogenes, S. 25, N. 24.
Domitius Athenobarbas, S. 42. 43.
Domitius Marsus, S. 12, N. 10.
Donatus, S. 230.
Drusus, S. 185. 321.

E.

Egnatius, S. 174. 271. 273.
Eklekticismus, S. 36 fg.
Emerita Augusta, S. 252. 272.
Ennius, S. 52.
Epikureer, ihre Schüler, S. 23. 29.
Epikurus, S. 29.
Epiloge, S. 202.
Episteln, Unterschied zwischen denselben und den Satiren, S. 281 fg. Zeit ihrer Abfassung, S. 299 fg. Zweites Buch, S. 334. Epistel an die Pisonen, S. 347.
Epoden, Zeit der Abfassung, S. 119. 206.
Epodus, S. 205.

F.

Fannius, S. 134. 174.
Flavius, S. 14.
Florus, S. 241.
Fufidius, S. 123.
Fulvia, S. 113.
Furnius, C., S. 254.

G.

Gajus, Lucius, S. 245.
Galatea, S. 99, N. 84.
Galba, S. 123.
Gargonius, S. 116, N. 99. S. 123. 126.
Geloner, S. 267.
Genauner, S. 321.
Glückseligkeit, S. 27.
Glycera, S. 81. 87 fg. 95. 264.
Grammatiker, ihre Schulen, S. 14.
Gratidia, S. 157.
Griechisches Element in der römischen Litteratur, S. 18.

H.

Hektor, S. 131.
Helvidius Priscus, S. 42, N. 37.
Horatius Geburt, S. 6. Vater, S. 6. Mutter, S. 7. In Athen, S. 21. Philosophische Studien, S. 32 fg. Umgang mit M. Brutus, S. 38. Wird Tribun unter demselben, S. 39. Feldzüge, ibid. In der Schlacht bei Philippi, S. 40. Kehrt nach Rom zurück, S. 42. Kein Proscribirter, S. 45. Dichtet, S. 54. Schreiber, S. 55. 69. Eques Romanus, S. 65. 191. Liebeshändel in der Stadt, S. 72 fg. Liebeshändel auf dem Lande, S. 96 fg. Liebesoden, S. 105. Freundschaft mit Mäcenas, S. 143. 144. 152 fg. In Neapel, S. 132. Brundisinische Reise, S. 132. Bekanntschaft mit Agrippa, S. 142. Landgut, S 161. Gesinnung gegen Augustus, S. 168. 183. Kränklichkeit, S. 188. Zusammentreffen mit Augustus, S. 191. Gelegenheit, Privatsekretär des Kaisers zu werden, S. 184 fg. 196. Weiteres Leben, S. 197. Religiosität, S. 214. Gesundheitszustand, S. 310. Tod, S. 354.
Hortensius, S. 45.
Hunde, Suburanische, S. 132, N. 102.
Hypsaea, S. 123.

I.

Inachia, S. 78 fg. 81. 99, N. 84.
Induktion, S. 26.
Ironie, S. 108, N. 89.
Italica, S. 114, N. 92.
Junius, S. 245.

K.

Karneades, S. 24. 25, N. 24.
Kleopatra, S. 149, N. 120.
Klientel, S. 50 fg.
Krates von Mallos, S. 14. 27.
Kratippus, S. 22. 27.
Kritolaus, S. 25, N. 24.

L.

Lalage, S. 81. 87 fg. 99, N. 84.
Landgut im Sabinerlande, S. 161 fg.
Lentulus, S. 242 fg.
Lentulus Marcellinus, S. 244, N. 188. S. 245 fg.
Lesbia, S. 75. Geliebte Horazens, S. 81.
Leukonoe, S. 99, N. 84.
Licymnia, S. 99, N. 84.
Liebesoden, S. 105.
Ligurinus, S. 74.
Livius Andronicus, S. 16.
Livius Drusus, S. 44.
Logik, S. 26.
Lollius, Marcus, S. 229. 301. 316. 331.
Longarenus, S. 125.
Lucilius, S. 133. 135. 192. 206, N. 165.
Lucretius, S. 33. 52. 216.
Lucullus, S. 45.
Lyce, S. 92. 96.
Lyciscus, S. 75.
Lyde, S. 98. 165.
Lydia, S. 93 fg. 96. 98. 99, N. 84. S. 110.
Lykambes, S. 208.
Lykoris, S. 99, N. 84.

M.

Macrobius, S. 234.
Mäcenas, S. 52. 114. 119. 125 fg. 131. 136. 143. 257.
Mävius, S. 121. 134.
Malchinus, Malthinus, S. 123. 125. 127.
Manlius, S. 123.
Manlius Torquatus, S. 304.
Marcius, C. Censorinus, S. 330.
Marsäus, S. 123.
Martialis, S. 171.
Medum flumen, S. 267.
Messala, M. Valerius Corvinus, S. 42. 45. 161, N. 131.
Milo, S. 125.
Mimen, S. 205.
Mimnermus, S. 105.
Munatius Plancus, S. 116. 142. 271.
Myrtale, S. 82.

N.

Naulochus, Schlacht bei, S. 154.
Neära, S. 83. 84. 96.
Neapel, S. 132.
Nemesis, S. 264.
Neobule, S. 99, N. 84. S. 208.
Nero, S. 147.
Niphates, S. 233, N. 178. S. 266.
Numida (Plotius), S. 308.

O.

Octavia, S. 154. 156.
Oden, Zeit der Abfassung, S. 139. 175. 178 fg. 225 fg. 241 fg. 264 fg. 4. Buch, S. 326.
Ofella, S. 198.
Opifices mercenarii, S. 57.
Orbilius, S. 11. 20. 134.
Orodes, S. 248.
Ovidius, S. 161. 171.

P.

Pacorus, S. 248.
Paetus Thrasea, S. 28.
Panätius, S. 53.
Pantilius, S. 134.
Parther, S. 248 fg.
Peripatetiker, deren Schulen, S. 26.
Petillius Capitolinus, S. 116, N. 99. S. 126. 128.
Pettius, S. 112.
Petronius Turpilianus, S. 263, N. 201.
Phidyle, S. 99, N. 84. S. 163.
Philo von Larissa, S. 26.
Pholoe, S. 99, N. 84.
Phraates, S. 177, N. 141. S. 248. 265.
Phryne, S. 82.
Phyllis, S. 99, N. 84. S. 110.
Pindar, S. 213.
Plato, S. 23.
Pöcile, S. 27.

Pompejus Grosphus, S. 141. 268.
Pompejus Menas, S. 67. 115, N. 95.
Pompejus, Sextus, S. 42. 43. 115. 131. 136. 141.
Pompejus Varus, S. 40. 141.
Porcia, S. 44.
Porphyrion, S. 159, N. 129. S. 237.
Posidonius, S. 53.
Proculejus, S. 265.
Prologe, S. 202.
Propertius, S. 52. 75. 160.
Publius Suilius, S. 147, N. 117.
Pyrrha, S. 97.

Q.

Quaestus, S. 63.
Quinctius Hirpinus, S. 98.
Quintilius Varus, S. 44.
Quintilius (Varus) Cremonensis, S. 261.

R.

Rätier, S. 321.
Rhetor, S. 16, N. 15.
Rhode, S. 94.
Ritterstand, S. 59 fg.
Rufillus, S. 116, N. 99. S. 123. 126.

S.

Sagana, S. 187.
Sallustius, S. 123. 126.
Sappho, S. 105. 213.
Satiren, Zeit der Abfassung, S. 119. 122 fg. 129. 137. 162 fg. 175 fg. 193. 197. Unterschied zwischen denselben und den Episteln, S. 281 fg.
Scribae, S. 56 fg. 67.
Scythen, S. 254 fg. 268.
Seneca, S. 146.
Septimius, S. 140. 306.
Serer, S. 281.
Sertorius, S. 114, N. 92.
Servius, S. 235.
Sextius, S. 142.
Sextius (Sestius), Lucius, S. 237. 309.
Simonides, S. 213.
Sokrates, S. 23.
Sorakte, S. 142.
Speusippus, S. 24.
Spiele, saekularische, S. 313.
Statilius Taurus, S. 324.
Statius, S. 214.
Statius Murkus, S. 42. 43.
Stertinius, S. 124.
Stoa, S. 27.
Stoiker, deren Schule, S. 23. 27.
Strophe, S. 207.

T.

Tanais, S. 281.
Tanaiten, S. 254.
Telephus, S. 93.
Terentia, S. 99, N. 84. S. 149, N. 120.
Terentius, Aulus Varro, S. 252.
Teridates, S. 177, N. 141. S. 248. 257 fg. 265.
Thaliarchus, S. 142.
Theomnestus, S. 22. 26.
Theophanes, S. 53.
Theophrastus, S. 27.
Tiberius, S. 185. 321.
Tibullus, S. 52. 75. 161. 303.
Tibur, S. 142.
Tigellius, S. 124. 134.
Timagenes, S. 53.
Titius, S. 251, N. 194.
Torrentius, S. 159.
Trebatius, Cajus Testa, S. 168. 190. 238. 288.
Turba forensis, S. 57.
Turris Maecenatiana, S. 132.
Tyndaris, S. 97.

V.

Varius, S. 126 fg. 152.
Varro, S. 45.
Varro Murena, S. 12, N. 11. S. 94. 116. 140, N. 120. S. 265.
Varus, Quintus, S. 181.
Ventidius, P. Bassus, S. 248.
Venusia, S. 6. 45.
Villius, S. 123.
Vindelicier, S. 321.
Vinnius Asella, S. 235 fg. 285.
Virgilius, S. 52. 127. 152. 171. 230.
Virgilius, Leibarzt der Neronen, S. 332.
Vögel, Esquilinische, S. 132. N. 102.

Z.

Zeno, S. 27.

Schrift und Druck von Schreiber und Söhnen.

eq. 5/8.80.

Weber, Wilhelm Ernst,

Quintus Horatius Flakkus als Mensch und Dichter eine Schutz- und Trutzschrift zur Einleitung in seine Werke

Jena 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.294-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425835-1